

# Württembergisch Franken

Herausgegeben vom  
Historischen Verein für Württembergisch Franken

**Band 98**

Schwäbisch Hall

2014

## **Schriftleitung**

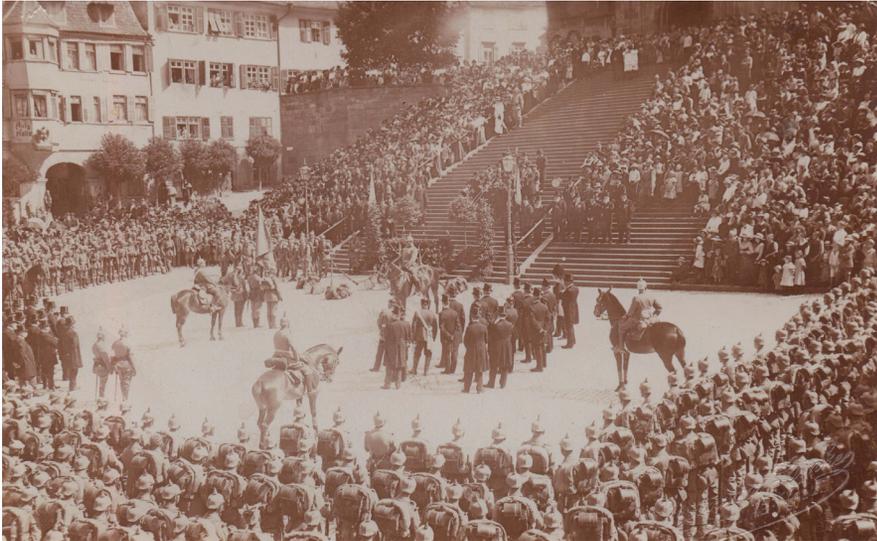
Herta Beutter, Gerhard Fritz  
Jörg Brehmer, Herbert Kohl und Armin Panter

ISSN 0084-3067

© Historischer Verein für Württembergisch Franken  
Kontaktadresse: Herta Beutter, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum),  
74523 Schwäbisch Hall,  
E-Mail: [Herta.Beutter@schwaebischhall.de](mailto:Herta.Beutter@schwaebischhall.de)  
Für den Inhalt einschließlich der Abbildungen zeichnen die Verfasser verantwortlich.  
Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen

# 1914 – als in Europa die Lichter ausgingen

## Der Erste Weltkrieg an der Heimatfront



*Feldgottesdienst auf dem Marktplatz in Schwäbisch Hall  
Das III. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 121 vor dem  
Ausmarsch am 11. August 1914*

Der Historische Verein dankt der Stiftung Würth  
für die großzügige Spende, ohne die er die „Schöntaler Tage 2014“  
nicht hätte durchführen können.



## Inhalt

Ernst B r e i t : 1914 – als in Europa die Lichter ausgingen. Der Erste Weltkrieg an der Heimatfront – regionale und grenzüberschreitende Betrachtungen . . . . .	7
Philippe A l e x a n d r e : Lothringen und der Erste Weltkrieg. Mythen – Kriegspropaganda – Erinnerungskultur . . . . .	11
Christoph B i t t e l : „Unseren im Weltkrieg gefallenen Helden“. Kriegsgedanken nach dem Ersten Weltkrieg in Württembergisch Franken . . .	39
Gerhard H i r s c h f e l d : „Heimatfront“: Deutschland im Ersten Weltkrieg . . . . .	79
Reinhard I l g : „Ist aber all dies kostbare Blut nicht umsonst geflossen?“ Schöntaler Seminaristen und der Erste Weltkrieg. . . . .	97
Herbert K o h l : Der Sommer 1914 – Augusterlebnis oder Augusternüchterung? . . . . .	117
Monika K o l b : „Wohltätige Werke der Verwundetenpflege“ – Lazarette im Raum Schwäbisch Hall . . . . .	143
Daniel K u h n : Die Nahrungsmittelversorgung in Württemberg während des Ersten Weltkrieges . . . . .	177
Wolfgang M ä h r l e : Krieg im Schatten. Die Abwehr von Spionage und Sabotage in Württemberg während des Ersten Weltkrieges . . . . .	209
Armin M ü l l e r : Schwäbisch Hall 1914 – 1918: Wirtschaft und Alltag einer Oberamtsstadt im Ersten Weltkrieg . . . . .	249
Claude M u l l e r : Das Elsass und die Elsässer im Ersten Weltkrieg. . .	271
Hans Peter M ü l l e r : „Zwei Kriegsjahre“ (1914–1916) in Hall. Ein bisher unbekannter Bericht eines Reserveoffiziers . . . . .	285
Karl-Heinz W ü s t n e r : Einwanderung, Anerkennung, Ausweisung – Die schicksalhaften Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf hohenhlohische Migranten in Großbritannien . . . . .	291
N e u e B ü c h e r . . . . .	321
N a c h r u f e	
Hermann E h m e r : Zum Tode von Christoph Weismann (1940–2014). . .	327
Hans H a g d o r n : Prof. Dr. Adolf Seilacher (1925–2014) . . . . .	331

Orts- und Personenregister .....	335
Autoren und Mitarbeiter des Bandes .....	347

# **1914 – als in Europa die Lichter ausgingen**

## **Der Erste Weltkrieg an der Heimatfront – regionale und grenzüberschreitende Betrachtungen**

**„Schöntaler Tage“ vom 18.–20. Mai 2014**

VON ERNST BREIT

(Vorsitzender des Historischen Vereins für Württembergisch Franken)

Die „Schöntaler Tage“ des Historischen Vereins für Württembergisch Franken befassten sich 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs mit dem Thema „1914 – als in Europa die Lichter ausgingen.“ Der Erste Weltkrieg an der Heimatfront – regionale und grenzüberschreitende Betrachtungen.“

Professor Dr. Gerhard Fritz, der die wissenschaftliche Leitung der Tagung in dankenswerter Weise übernommen hat, führte in die Referate ein. Alle diese Referate werden im vorliegenden Band wiedergegeben und durch den thematisch verwandten Beitrag des ehemaligen Schwäbisch Haller Kreisarchivars Dr. Hans Peter Müller ergänzt.

Zu Beginn seien einige persönliche Überlegungen vorgetragen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 ist nicht zuletzt wegen der gefallenen Kriegsteilnehmer in der Erinnerung lebendig geblieben. Die Schlachtorte, insbesondere an der Westfront, sind auch noch ein Jahrhundert später gut besucht. Die Jahre von 1914 bis 1918 haben unser Geschichtsbewusstsein beeinflusst und ständig verändert. Das Thema der Schöntaler Tagung 2014 lädt dazu ein, die Zeit vor 100 Jahren mit dem Jetzt zu vergleichen. Dabei erscheint die Gegenwart trotz aller Gefahren am östlichen Rand der Europäischen Union und im Nahen Osten positiv. Die Lichter, die 1914 in Europa ausgegangen sind, leuchten wieder. Nach dem Zweiten Weltkrieg sind inzwischen 28 Staaten Europas zur Europäischen Union zusammengewachsen. Heute erscheint in der EU ein Krieg zwischen den Mitgliedsstaaten unvorstellbar. Selbst auf dem alten Unruheherd Balkan zeichnet sich eine Entwicklung hin zum friedlichen Zusammenleben ab. Aber der Bestand des europäischen Friedens ist nicht garantiert. Damit hier keine Änderung eintritt, müssen wir uns alle für den Frieden einsetzen. Ziel der Schöntaler Tagung war es, dazu einen Beitrag zu leisten.

Warum sind 1914 die Lichter in Europa ausgegangen? Und warum leuchten sie nach 100 Jahren heute wieder? Damals lebten nicht alle Europäer in demokratischen Staaten. Gerade im Deutschen Reich standen demokratische Werte nicht hoch im Kurs. Nationalismus und Militarismus hatten sich in den Köpfen vieler

Bürgerinnen und Bürger eingestrichelt. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie und die Abwehr einer parlamentarischen Demokratie führten zu einem inneren Zusammenhalt von Adel und Bürgertum im immer noch vorparlamentarischen System des Kaiserreichs. Die Vorstellung einer freien Gesellschaft mit dem Recht des Volkes, sich selbst zu regieren, übte ebenso wenig Anziehungskraft aus wie die Unantastbarkeit der Menschenwürde (Artikel 1 Grundgesetz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“). Der große Soziologe Max Weber führte bittere Klage darüber, dass die Deutschen nicht politisch zu denken gelernt hatten. „Bismarck hinterließ eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung, tief unter dem Niveau, welches sie in dieser Hinsicht schon zwanzig Jahre vorher bereits erreicht hatte“ (gemeint war 1848/49). Ohne politische Kompetenz, „ohne alle und jede politische Erziehung“ wurden aus Bürgern Untertanen, die 1914 gehorsam und zum Teil auch freudig in den Krieg zogen.

Heute leben wir Deutsche wie alle anderen EU-Staatsbürgerinnen und -Staatsbürger in einer Demokratie. Die politischen Mentalitäten haben sich grundlegend geändert. In der EU wachsen die Menschen mit gemeinsamen Werten auf, die einen Krieg untereinander ausschließen. Wir alle bekennen uns zur Achtung der Menschenwürde und dem demokratischen Grundwert „Frieden“. Das war 1914 anders. Wer sich heute mit dem Kriegsausbruch und den ersten Monaten des Krieges beschäftigt, ist erschrocken über den Zivilisationsbruch, der sich sofort nach Beginn der Kampfhandlungen vollzog. Nach einer langen Friedenszeit mit wissenschaftlichen Spitzenleistungen und der Modernisierung von Wirtschaft und Industrie, mit wachsendem Wohlstand und engen Handelsbeziehungen über die Grenzen hinweg – auch und gerade mit den europäischen Nachbarstaaten – führte das deutsche Militär den Krieg gerade zu Beginn mit großer Grausamkeit. Über das Kaiserreich kann man vieles sagen, aber es war ein Rechtsstaat. Dieselben Bürger, die Recht und Gesetz anerkannten und sich im In- und Ausland zivilisiert zu benehmen wussten, gingen beim Einmarsch in Belgien – beinahe von einem Tag zum anderen – mit grausamer Härte gegen die Bevölkerung vor. Die Gräueltaten bedeuteten einen Zivilisationsbruch, der auch heute noch beunruhigt und schwer erklärbar erscheint. Vor einer Wiederholung kann uns Bürgerinnen und Bürger in der EU nur der Schutz des Friedens bewahren.

Über dieser Gemeinsamkeit darf nicht übersehen werden, dass uns in Europa immer noch Vieles trennt. Das wird auch und gerade beim Umgang mit der Weltkriegsvergangenheit sichtbar. Der Historiker und Experte für den Ersten Weltkrieg Gerd Krumeich arbeitet gegenwärtig in einer binationalen Kommission mit, die den Auftrag hat, bis 2017 ein Konzept für das Museum am Hartmannsweiler Kopf zu entwickeln und so für eine postnationale Kultur der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg zu werben. An Geld fehlt es nicht; es kommt von der EU. Dennoch zweifelt Krumeich an dem Gelingen des Projekts. „Es ist ein großes Problem, wie man deutscher und französischer Kriegstoter aus dem Ersten Weltkrieg gedenken kann, wie man es schaffen kann, am Hartmannsweiler Kopf und anderswo eine gemeinsame Gedenkkultur zu entwickeln.“ Trotz der gemeinsa-

men Erfahrungen von den Schrecken der Materialschlachten gibt es noch keine verbindliche Geschichtsgemeinschaft. In seiner Erinnerungskultur bleibt das vereinte Europa ein gespaltenen Kontinent (Janusz Reiter, polnischer Diplomat). Und hier kommt der Historische Verein in aller Bescheidenheit ins Spiel. Seine Aufgabe besteht darin, die Geschichte unserer Region „Württembergisch Franken“ zu untersuchen, die Ergebnisse der Forschungsarbeit zu publizieren und so die Vergangenheit in diesem Raum vor der Vergessenheit zu bewahren. Was hat das mit Europa zu tun? Wie kann diese Beschäftigung zum Zusammenwachsen in Europa und zum Frieden beitragen? Die Tagung fand in Schöntal und damit in unserer Region statt; es wurden ausschließlich regionale Themen behandelt. Aber es nahmen an ihr als Referenten zwei französische Geschichtsfreunde und Wissenschaftler teil, Professor Dr. Philippe Alexandre aus Nancy und Professor Dr. Claude Muller aus Straßburg, und in einem Beitrag wurde der Bogen von Hohenlohe nach England geschlagen. In Schöntal war spürbar, dass Geschichte verbindet und den Erinnerungshorizont erweitern kann. Die gemeinsame Erinnerungsarbeit hat uns zu Partnern und Freunden gemacht.

Die Tagung wird nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft bedeutsam sein. Die Vorträge werden in 50 Jahren über unsere Zeit Aufschluss geben. Vor 50 Jahren, 1964, stand die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg ganz unter dem Eindruck der Geschichtskontroverse um die Thesen des Hamburger Historikers Fritz Fischer. Danach trug das Deutsche Reich die Hauptschuld am Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Die Diskussion über sein Buch „Griff nach der Weltmacht“ hat mit dazu beigetragen, dass in der Folgezeit die Reste des alten obrigkeitsstaatlichen Denkens, die auch nach 1945 noch in den Köpfen vieler Deutscher vorhanden geblieben waren, verschwanden und die Demokratie im Bewusstsein der Bevölkerung mehr und mehr an Boden gewann.

Heute ist ein ähnlicher, mit 1964 vergleichbarer Umschwung im Gang. Fischers holzschnittartig einseitige Sicht kann nach den Untersuchungen von Ferguson, Schmidt, Clark, Münkler, Fenske, Friedrich, Newton, Leonhard und anderen so nicht mehr gelten. Wie schon mehrmals betont, eint uns alle der Wunsch nach Frieden. In allen Referaten der Schöntaler Tagung wird der Erste Weltkrieg von 1914 bis 1918 für die betroffenen Menschen in unserer Region als ein Unglück dargestellt, als eine Erfahrung, die sich in Zukunft niemals wiederholen möge.

Die Furcht und der Abscheu vor einem Krieg haben in Deutschland und in Europa seit 1945 eine nunmehr schon recht lange Tradition. Doch gerade 2014 waren plötzlich neue Töne zu vernehmen. Wohl jeder von uns hat sich mindestens schon einmal über die EU geärgert. Zu ihrer Rechtfertigung lässt sich aber immer der Frieden anführen, den die EU in Europa garantiert. Doch nun heißt es, die alte Erzählung vom Frieden genüge nicht mehr zur Rechtfertigung der EU mit all ihren so kostspieligen Krisen. Dieser Argumentation muss entgegengetreten werden.

Ausgerechnet 100 Jahre nach dem Kriegsausbruch im August 1914 beginnt die Tradition der Furcht und des Abscheus vor dem Krieg aufzuweichen. „Ich muss

wohl sehen, dass es bei uns – neben aufrichtigen Pazifisten – jene gibt, die Deutschlands historische Schuld benutzen, um dahinter Weltabgewandtheit oder Bequemlichkeit zu verstecken. So kann aus Zurückhaltung so etwas wie Selbstprivilegierung entstehen, und wenn das so ist, werde ich es immer kritisieren“ (Bundespräsident Joachim Gauck, zitiert nach Süddeutsche Zeitung, 1. Februar 2014, S. 5). Daher dürfe Deutschland, wenn der Einsatz der Bundeswehr diskutiert werde, „weder aus Prinzip nein noch reflexhaft ja sagen“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3. Februar 2014, S. 1). In derselben Tonlage äußerten sich auf der Münchner Sicherheitskonferenz im Januar dieses Jahres auch Außenminister Walter Steinmeier und Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen. Wie Gauck forderten auch sie ein größeres internationales Engagement Deutschlands. Die über Jahrzehnte hinweg gepflegte Kultur der militärischen Zurückhaltung müsse überdacht und gegebenenfalls aufgegeben werden.

Gegenwärtig zeigt das deutsche Volk nach zwei Weltkriegen und dem zehnjährigen, weitgehend vergeblichen Kriegseinsatz in Afghanistan wenig Neigung zu neuen militärischen Interventionen. Krieg, das haben wir Bürgerinnen und Bürger in Europa leidvoll gelernt, ist immer ein Unglück. Die Neuorientierung, wie sie Gauck, Steinmeier und von der Leyen angedeutet haben, im Volk durchzusetzen, wird nicht ganz einfach sein. Und die Zukunft wird zeigen, wohin das Pendel ausschlagen wird.

Schon um den Forschern in 50 Jahren unsere Position leicht zugänglich zu machen, muss darauf hingewiesen werden, dass die Schöntaler Tagung klar Stellung für Europa und für den Frieden bezog. So tragen wir dazu bei, die Lichter in Europa auch in Zukunft am Leuchten zu erhalten.

Allen Referenten der „Schöntaler Tage“ möchte ich Dank sagen. Durch ihre Bereitschaft, in Schöntal vorzutragen, wurde diese Tagung erst möglich gemacht. Ein besonderer Dank geht an die Stiftung Würth für die finanzielle Unterstützung unserer Tagung. Ihr Vorsitzender, Professor Dr. Ulrich Roth, hat im Mai 2014 an der Tagung teilgenommen und so sein besonderes Interesse bekundet. Wir wissen das zu schätzen. Für die Unterstützung bei der Vorbereitung der Tagung sei insbesondere Herbert Kohl, dem 2. Vorsitzenden des Historischen Vereins und Bettina Bienlein, Leiterin des Bildungshauses Kloster Schöntal, gedankt.

In diesen Dank einbeziehen möchte ich unser leider im November vergangenen Jahres verstorbenes Ehrenmitglied Professor Dr. Gerhard Taddey, der an der Konzeption dieser „Schöntaler Tage“ noch maßgeblich mitbeteiligt war und den wir auf der Tagung schmerzlich vermissen.

# Lothringen und der Erste Weltkrieg

## Mythen – Kriegspropaganda – Erinnerungskultur

VON PHILIPPE ALEXANDRE

Wer sich mit Lothringen im Zusammenhang des Ersten Weltkrieges, seiner Vorgeschichte und seiner Folgen beschäftigen will, muss von einer Frage ausgehen: Was soll unter Lothringen verstanden werden? Heute besteht die Region, d. h. die ostfranzösische Gebietskörperschaft, die diesen Namen trägt, aus vier Départements: Meurthe-et-Moselle, Moselle, Meuse und Vosges. Vor 1914 existierten französische „Regionen“ im heutigen Sinne noch nicht; aber Historiker, die damals für die Dezentralisation in Frankreich plädierten, bemühten sich, auf der Grundlage geographischer, historischer und kultureller Kriterien solche Konstrukte zu schmieden, so z. B. der Historiker Robert Parisot, der Inhaber des damals neu gegründeten Lehrstuhls für die Geschichte Ostfrankreichs an der Universität Nancy. Im Jahre 1908 suchte er zu beweisen, dass die drei Départements Meurthe-et-Moselle, Meuse und Vosges eine Einheit bildeten<sup>1</sup>. Um dieses Lothringen zu charakterisieren, griff Parisot unter anderem auf den seit 1871 verbreiteten Topos des von den Germanen bedrohten Grenzgebietes zurück: *Wiederholten Invasionen ausgesetzt, gezwungen, sich gegen unaufhörliche Angriffe ihrer Nachbarn zu verteidigen, haben die Einwohner der Mosellane, wie es scheint, immer eine Neigung für das Soldatenwesen gehabt*<sup>2</sup>. Deshalb, so Parisot, hätte dieses Land so viele *wackere Heerführer* hervorgebracht<sup>3</sup>. Nostalgiker des Lothringens der karolingischen Zeit wünschten die Bildung eines größeren Lothringens herbei, das sie sich unter der Bezeichnung „marches de l’Est“ als ein großes Gebiet vorstellten, das die Landstriche an der Mosel bis zum Rhein umfassen würde. Erschien dies als unmöglich, so äußerte Parisot die von etlichen lothringischen Intellektuellen geteilte Hoffnung: *Es ist zu wünschen, dass gegen Norden und Nordosten die Region Lothringen, die Mosellane, ihre natürlichen Grenzen zurückerlangt, die sie nach so vielen unglückli-*

1 Robert Parisot: La Lorraine, région française telle qu’elle s’est constituée par les conditions géographiques, historiques et économiques. In: Le Pays Lorrain 5 (1908), S. 465–480.

2 Ebd., S. 478.

3 Vgl. dazu auch Alsace et Lorraine filles de France. 46 ans de douleur et d’espoir, Par Jean-Pierre Jean, Président du Souvenir Français en Alsace-Lorraine, Fondateur du Souvenir Alsacien-Lorrain. Conférence donnée à la Société Erckmann-Chatrian au profit du Souvenir Français. Nancy, Imprimerie Rigot 1916. Auf zwei Seiten sind alle großen Generale aus Lothringen und dem Elsass abgebildet.

*chen Ereignissen verloren hat*<sup>4</sup>. Sollte einmal ein Krieg ausbrechen, so müsste der Sieg die Möglichkeit mit sich bringen, die Einheit Lothringens wieder herzustellen. Dieses Lothringen, wie damalige *régionalistes* es sich vorstellten, umfasste nicht nur die früheren Herzogtümer Lothringen und Bar und die früheren Bistümer Metz, Toul und Verdun<sup>5</sup>. Ein Sieg über Deutschland würde die *Einheit* Lothringens ermöglichen, die – wie man sagte – untrennbar sei von der Einheit der unteilbaren Republik Frankreich<sup>6</sup>. Die Rückgewinnung Nordlothringens war 1914 eines der Kriegsziele Frankreichs und in Lothringen eines der wichtigen Themen der Kriegspropaganda. Diesen historischen und kulturellen Gegebenheiten muss Rechnung getragen werden, wenn man Lothringen während des Ersten Weltkrieges studiert; das heißt, dass wir hier auch Metz und das annektierte Nordlothringen sowie Verdun, das zum Département Meuse gehört, mit berücksichtigen müssen.

Die vorliegende Studie nimmt sich aber nicht vor, wieder einmal die Geschichte des Großen Krieges zu schreiben in einem langen Abschnitt der Westfront, der sich von der Champagne bis zur Vogesenlinie erstreckte; dieser Geschichte sind schon etliche Studien gewidmet worden. Hier soll vor allem versucht werden, den Zusammenhang zwischen Kriegserlebnis und Regionalbewusstsein zu analysieren. Im *geteilten* Lothringen nahm die Kriegserwartung besondere Formen an; diese erklären sich nicht nur durch die geographische Lage, die Geschichte, insbesondere die neueste Geschichte dieser Region, sondern auch durch ihre Selbstwahrnehmung und ihr Selbstgefühl, wie sie die patriotische und nationalistische Propaganda vor 1914 geprägt hat. Die Regionalmythen und die Topoi, die sich vor 1914 herausgebildet hatten, wurden während des Krieges ausgenutzt, um den Opfern und Leiden einen Sinn zu geben und die Durchhaltepropaganda zu unterstützen. Auch nach dem Sieg wirkten sie in der Erinnerungskultur weiter, und dienten nicht zuletzt dazu, die so genannte *historische Mission* Lothringens zu begründen.

### **Lothringen: der vorgeschobene Wachposten der Nation – Ein Mythos im Dienste der patriotischen Propaganda vor 1914**

Besondere Merkmale der Kriegspropaganda, wie sie von Kriegsbeginn an, schon im Monat August 1914, in Lothringen betrieben wurde, kann man besser verstehen, wenn man nicht vergisst, dass nach dem deutschen Sieg von 1871 und in-

4 *Parisot* (wie Anm. 1), S. 480.

5 *Charles Berlet: Lorraine et Barrois, Trois Évêchés*. In: *Le Pays Lorrain*, 10 (1913), S. 355–360. Charles Berlet war allerdings ein monarchisch ausgerichteter Autor

6 *Monseigneur Charles Aimond: Histoire des Lorrains. Essai sur leur vie politique, sociale, économique et culturelle*. Bar-le-Duc 1960, S. 522.

folge des Frankfurter Friedens Gebiete<sup>7</sup> mit einer mehrheitlich deutschsprachigen Bevölkerung im Nordosten dieser Region als Bezirk Lothringen zusammen mit dem Elsass zum *Reichsland Elsaß-Lothringen* zusammengeschlossen und dem neu gegründeten Deutschen Reich angegliedert wurde. Als Folge der Festlegung entstand am 7. September 1871 das neue Département Meurthe-et-Moselle<sup>8</sup>; die bei Frankreich verbliebenen Gebiete der beiden Départements wurden dann zum neuen Département Meurthe-et-Moselle zusammengelegt. Die heutige Grenze zwischen den Départements Moselle und Meurthe-et-Moselle bildete von 1871 bis 1919 die Staatsgrenze zwischen Deutschland und Frankreich. Nach der Rückgewinnung der verlorenen Provinzen behielt der französische Staat die 1871 gezogene Grenze zwischen den Départements bei. Das Département der Vogesen, das zwei östliche Kantone an Deutschland eingebüßt hatte, war auch ein Grenzgebiet geworden. Diese neue Situation sowie die Erinnerung an die so genannten *Invasionen* der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, von 1814 und 1870/73 wurden nicht nur ein politisches, sondern auch ein literarisches Thema. Unter dem Einfluss des wachsenden Nationalismus und des Regionalismus bildete sich in Lothringen, besonders in gewissen literarischen Kreisen, ein Sonderbewusstsein heraus.

### *Die „Brüder“ im annektierten Lothringen*

Eine weitere Folge des Frankfurter Friedens von 1871 war, dass eine große Zahl von Einwohnern des annektierten Teils Lothringens ihre Heimat verließen; die Lothringer hatten wie die Elsässer die Möglichkeit, sich bis zum 1. Oktober 1872 für die Beibehaltung der französischen Staatsbürgerschaft zu entscheiden. Der Anteil der Bevölkerung, der sich dazu entschied, war in Lothringen 5,8 %, und nur ein Bruchteil der *Optanten* wanderte nach Frankreich aus. Die Emigration ging aber nach 1872 aus verschiedenen Gründen fort – oft, weil junge Leute nicht im deutschen Heer dienen wollten, – und die Ausgewanderten unterhielten Beziehungen zu ihren im annektierten Lothringen verbliebenen Familien. Bald nach der Annexion wurde in Frankreich eine Association générale d’Alsace-Lorraine ins Leben gerufen, deren Lokalkomitees den auswandernden Elsässern und Lothringern zu Hilfe kamen<sup>9</sup>. Engagierte Optanten und der *Protest* in Elsass-Lothringen spielten bis 1914 eine politische Rolle in der öffentlichen Meinung Frankreichs; sie betrachteten es als ihre Aufgabe, die Erinnerung an *die verlorenen Provinzen* fortleben zu lassen.

7 Dieser Bezirk Lothringens bestand aus kleineren Gebieten des Départements Meurthe und größeren Gebieten des Départements Moselle.

8 Das neue Département Meurthe-et-Moselle bestand aus den vier Arrondissements Briey, Lunéville, Nancy und Toul.

9 Vgl. z. B. Association générale d’Alsace-Lorraine. Comité de Lunéville. Extrait du procès-verbal de la séance du Comité du 29 décembre 1872. Lunéville 1873.

Diese Aufgabe übernahm auch der Verein Le Souvenir Français, der 1887 in Paris von einem elsässischen Lehrer, François-Xavier Niessen, gegründet wurde und in Elsass-Lothringen tätig war; die Mission dieses Vereins war, die Erinnerung an den Krieg von 1870/71 und dadurch den Gedanken der nationalen Einheit zu pflegen<sup>10</sup>. Auf seine Initiative entstanden Kriegsdenkmäler, auch im annektierten Lothringen, z. B. das Denkmal von Noisseville, das nach einer erfolgreichen Geldsammlung am 4. Oktober 1908 in Anwesenheit von 120 000 Personen eingeweiht wurde. Im Jahr 1909 sollte man in Weißenburg im Elsass eine ähnliche frankreichfreundliche Feier erleben<sup>11</sup>.

Nach der Annexion hatten sich besondere Beziehungen zwischen Südllothringen und den annektierten *Brüdern* von Metz und der Umgegend entwickelt<sup>12</sup>. Man verfolgte mit Aufmerksamkeit die Germanisierungspolitik der reichsdeutschen Behörden und die Protestebewegung in der annektierten Bevölkerung; französische Zeitungen boten eine Rubrik mit dem Titel „Elsass-Lothringen“<sup>13</sup>. Viele Lothringer passierten die Grenze, zum Beispiel am 14. Juli, um am Nationalfest in Frankreich teilzunehmen<sup>14</sup>.

#### *Das Trauma der „Invasion“*

Intellektuelle in Paris und Nancy haben nach der Jahrhundertwende aus Lothringen ein literarisches Thema gemacht. Die zeitgenössische Literatur zeigt, dass die Generation von 1871 von den Erlebnissen des deutsch-französischen Krieges geprägt blieb. Für den Schriftsteller Maurice Barrès, einen der einflussreichsten Wortführer des Nationalismus in Frankreich, waren die Jahre 1870 bis 1874 ein Urerlebnis, ein Trauma, das sein späteres politisches Engagement mit bestimmen sollte. In seinem Tagebuch schrieb Barrès im Herbst 1913 einige Gedanken nieder für eine Rede, die er in Nancy im literarischen Kreis um die Zeitschrift „Le Pays Lorrain“ halten sollte. Für ihn sei Lothringen *eine Menge patriotischer Emotionen*. Er erinnere sich noch an jene Zeit des deutsch-französischen Krieges, an die Verbrechen der *Preußen*, die seine Heimatstadt Charmes-an-der-Mosel (Département der Vogesen) drei Jahre lang besetzt hatten. Auf der höheren Schule in Nancy studierten junge Leute aus Metz und Straßburg; die Anwesenheit dieser ausgewanderten Elsässer und Lothringer verstärkten noch bei ihm

10 Vgl. Centenaire du Souvenir Français, 1887–1987. Souvenir Français, Délégation générale (Hrsg.). Belfort 1987.

11 Wissembourg, 17 octobre 1909, inauguration du monument „Aux soldats morts pour la patrie“ [en 1870]: [photographie de presse] / [Agence Rol]. In: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b69125118> [Zugriff: 9. September 2014]

12 François Roth: La Lorraine annexée. Étude sur la présidence de Lorraine dans l'Empire allemand, 1870–1918. Lille 1976 und Metz 2011.

13 Claude Gérard: La Lorraine contemporaine de 1870 à 1970 (L'Histoire de la Lorraine; VIII). Wettolsheim 1977, S. 44–64.

14 Pierre Barral: L'esprit lorrain. Cet accent singulier du patriotisme français. Nancy 1989, S. 99 f.

und seinen früheren Mitschülern die Eindrücke aus den Kriegsjahren<sup>15</sup>. „Le Pays Lorrain“ und die lothringischen Zeitungen veröffentlichten Erzählungen über den Krieg von 1870/71, die dann in Buchform erschienen<sup>16</sup>.

*Die Jungfrau von Orléans, „die gute Lothringerin“:  
Aktualisierung und Vereinnahmung des Jeanne d’Arc-Kultes*

Auch in den Schulen blieb die Erinnerung an die Annexion von 1870/71 lebendig: auf den Wandkarten und in den Schulgeschichtsbüchern erschienen die annektierten Provinzen mit grauen Schraffurlinien hervorgehoben. Mit der Zeit schien der Revanche-Gedanke an Kraft verloren zu haben, bis die Marokkokrisen nach 1905 die Wunde wieder aufbrechen ließen; und das Thema der Annexion, d. h. der Verstümmelung Frankreichs, wurde vor allem von den Nationalisten zu propagandistischen Zwecken ausgenutzt. Die so genannte *elsass-lothringische Frage* wurde in Wahlkampfperioden regelmäßig reaktiviert, wenn es galt, Wählerstimmen für die Rechte zu gewinnen<sup>17</sup>. Die Patriotenliga veranstaltete jedes Jahr eine Feier, die am Fuße der *statue de Strasbourg* stattfand und bei der der Nationalist Paul Déroulède eine Rede hielt<sup>18</sup>.

Die Patriotenliga versammelte sich auch in der Vorkriegszeit jedes Jahr auf dem Place des Pyramides in Paris am Fuße der Statue der Jeanne d’Arc<sup>19</sup>; diese nicht offizielle Zeremonie fand am 8. Mai statt, weil die Nationalheldin am 8. Mai 1429 Orléans befreit hatte. In dieser Stadt sowie in Rouen, wo sie am 30. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen gestorben war, war der Kult um sie eine lebendige Tradition. Seit den 1890er Jahren gewann dieser Kult in Lothringen eine besondere Bedeutung; die Heimat der Jeanne d’Arc schien nachholen zu wollen, was seit Jahrhunderten versäumt worden war. Der Generalrat des Départements der Vogesen finanzierte die Renovierung ihres Geburtshauses, das ein sehr besuchter Pilgerort geworden war. Die Bischöfe von Saint-Dié, Nancy und Verdun vereinigten ihre Kräfte, um diesen Kult zu fördern: es ging darum, die Seligsprechung und dann die Heiligsprechung zu der Johanna so schnell wie möglich eintreten zu lassen, und sie für die katholische Sache zu vereinnahmen: dabei machten die Nationalisten und die katholischen Kreise gemeinsame Sache. Jeanne d’Arc, die *gute Lothringerin*, wie sie nun genannt wurde, galt als die Befreierin des Vaterlandes; ein Wunsch wurde von vielen Pilgern geäußert im Gästebuch des Muse-

15 Maurice Barrès: *L’œuvre de Maurice Barrès*, Bd. XVIII. Paris 1968, Trente-sixième cahier, S. 23 f.

16 S. z. B. René Perrout: *Au seuil de l’Alsace, 1870/71* (2. Ausgabe). Paris 1913.

17 Jean-Pierre Doyen: *Recherches sur la question d’Alsace-Lorraine dans la presse vosgienne et languedocienne (1871–1914)*. [Magisterarbeit.] Montpellier, Université de Montpellier 1970.

18 S. z. B. dazu *L’Alsace-Lorraine et la fête nationale. Conférence faite à Paris le 12 juillet 1910* par Paul Déroulède, Président de la Ligue des patriotes. Paris 1910.

19 Paul Déroulède: *Qui vive? France! „Quand même!“* Notes et discours, 1883–1910. Paris 1910, S. 55 f.

ums, das in ihrem Elternhaus in Domremy (Département der Vogesen) eingerichtet war: Man betete, damit durch ein neues Wunder Frankreich einmal wieder siegen würde und die annektierten Provinzen zurückerobert würden.

Die Einrichtung eines Tages der Jeanne d'Arc als zweiter Nationalfeiertag neben dem 14. Juli, als *Fest des Patriotismus*, wurde seit den 1880er Jahren diskutiert. Die Republikaner fürchteten aber, dass ein solches Fest von der klerikalen Partei für ihre propagandistischen Zwecke ausgenutzt würde; deshalb sollte es erst nach deren Heiligsprechung der Johanna im Jahre 1920 eingerichtet werden<sup>20</sup>: das Kriegserlebnis, die *union sacrée*, der französische Burgfrieden, hatten in der Zeit der Koalitionsregierung des *bloc national* die psychologischen und politischen Voraussetzungen dafür geschaffen. Maurice Barrès beabsichtigte Ende 1914, in der Kammer ein Gesetzesprojekt in diesem Sinne einzureichen, verzichtete aber darauf: der Vorsitzende des Ministerrates Viviani wollte mitten im Krieg jede Polemik verhindern<sup>21</sup>. Jeanne d'Arc wurde als *Befreierin des Vaterlandes* verehrt, sie hatte die Ehre Frankreichs gerettet<sup>22</sup>; während des Krieges wurde sie auch mehr denn je das Emblem des kämpfenden Lothringens, das sich mit der Nationalheldin identifizierte. Der Propagandist Maurice Barrès als Lothringer gehörten zu denjenigen, die während des Krieges diesen Kult um Jeanne d'Arc zu fördern bemüht waren<sup>23</sup>.

### *Der Mythos des vorgeschobenen Wachpostens der Nation*

In den Jahren vor dem Kriegsausbruch hatte sich unter dem Einfluss desselben Schriftstellers der Begriff *Marches de l'Est* in den nationalistischen Kreisen durchgesetzt und verbreitet. Es galt, so Barrès, ein *literarisches Bewusstsein zu wecken* in jenen Gebieten zwischen Frankreich und Deutschland, d. h. im Elsass, in Lothringen, in Luxemburg, in den Ardennen, im ganzen Mosel- und Maastal, in Flandern und Wallonien, die – behauptete er – seit Karl dem Großen ihre Einheit herbeiwünschten. Alle diese Regionen, auch die deutschsprachigen, gehörten – nach dieser Theorie – zum französischen Kulturraum und bildeten einen

20 Georges Goyau: *L'école d'aujourd'hui*, Deuxième série: *Lé péril primaire – L'école et la patrie – L'école et Dieu*. Paris 1906, et en particulier: Documents, VIII. – Le « culte laïque » de Jeanne d'Arc – A. Le projet d'une fête nationale de Jeanne d'Arc, d'après M. Joseph Fabre; B. Autres efforts en vue d'un culte laïque de Jeanne d'Arc, S. 282–295.

21 François Roth: *Le mythe de Jeanne d'Arc et la vie politique française 1870–1930*. In: Philippe Martin (Hrsg.): *Jeanne d'Arc. Les métamorphoses d'une héroïne*. Nancy 2009, S. 155–168, hier S. 161.

22 A[ntonin] Debidour (Doyen de la Faculté des Lettres de Nancy): *Variétés*. – Discours. Panégyrique de Jeanne d'Arc. In: *Revue de l'enseignement primaire*, Nr. 2, 25. Juli 1890, S. 31–32; ebd., Nr. 4, 25. August 1890, S. 61–63.

23 Maurice Barrès: *Autour de Jeanne d'Arc. Au profit de la Fédération des Mutilés de la Guerre*. Paris 1916.

Damm gegen die *infiltrations germaniques puissantes*, d. h. gegen sich verstärkende Germanisierungstendenzen, die dort immer spürbarer wurden<sup>24</sup>.

Diese Regionen erschienen nicht nur als kulturelle Pufferstaaten, deren Aufgabe darin bestand, diese besorgniserregende Tendenzen zurückzuhalten; in Lothringen pflegten patriotische Kreise und nicht zuletzt die Nationalisten den Mythos, nach dem Lothringen sich durch die Jahrhunderte immer durch einen besonders ausgeprägten *Patriotismus* ausgezeichnet hätte. Am Vorabend des Krieges hatten sich die Turnvereine und die Schützenverbände vermehrt; Maurice Barrès war es auch, der als Abgeordneter des ersten Bezirks in Paris darauf hinwirkte, dass eine Gedenkmedaille für die Feldzüge 1870–71 kreiert wurde und trug mit dieser Initiative dazu bei, dass die Veteranenvereine die Erinnerung an die Niederlage wachhielten. Überall wurden bei feierlichen Festakten die Veteranen mit dieser Medaille ausgezeichnet; jeder dieser Festakte war im Zusammenhang der Marokkokrisen und der Kriegserwartung während der Balkankriege (1912/13) der Anlass zu mahnenden Reden: es galt aufzurüsten, um stark genug zu sein, *bereit zu sein (être prêt)*, wie die damals verbreitete Parole hieß.

An dieser Erinnerungskultur der Vorkriegszeit lässt sich die Bedeutung und die Macht der Symbole deutlich erkennen. Ein besonderer Ort der Erinnerung war in Lothringen der Hügel von Sion, der *heilige Berg Lothringens*. Dort, in der Kirche Notre-Dame de Sion, war am 10. September 1873 ein gebrochenes Lothringer Kreuz angebracht worden in Anwesenheit des Kardinals Mathieu, von mehreren Bischöfen und Tausenden von Pilgern aus den annektierten Teilen Frankreichs; auf diesem Kreuz konnte man zwei Wörter lesen: *Hoffnung und Zuversicht* und folgende Inschrift in lothringischem Dialekt: *C'name po tojo*, das heißt: Ewig wird es nicht dauern<sup>25</sup>.

### *General Séré de Rivière: Die Verteidigung gegen eine neue germanische Invasion*

Patriotische Symbole genügten aber nicht, wollte man sich schützen, sich gegen eine neue *germanische Invasion* verteidigen. Lothringen war eine offene Landschaft, und war deshalb in der Geschichte mehrfach befestigt worden<sup>26</sup>. Schon deshalb blieb dieses Grenzgebiet vom Militär geprägt. Dazu kam, dass nach dem Kriege von 1870/71 die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich nach

24 Maurice Barrès: Lettre-préface de Maurice Barrès pour le premier numéro des *Marches de l'Est*. In: Les Étapes de l'Est, Par Maurice Toussaint. Paris 1910, [Anhang – Anzeigenteil].

25 Vgl. dazu Pierre Barral (wie Anm. 14), bes. das Kapitel IV: La Lorraine mutilée (Das verstümmelte Lothringen), 1870–1914; s. auch Eugène Mangenot: Sion, son pèlerinage, son sanctuaire. Nancy 1919 und Eugène Martin: Sion grand pèlerinage lorrain. Nancy 1948.

26 Der französische Festungsbaumeister Vauban und seine Nachfolger hatten die Festungen Luxemburg, Metz, Diedenhofen (Thionville), Longwy, Saarlouis (Sarrelouis), Bitsch (Bitche) gebaut. Bekannt sind auch die Festung Montmédy und die Feste Kronprinz (Groupe Fortifié de Driant), die Befestigungsanlage, die nach 1899 in Metz erbaut wurde, sowie Pfalzburg (Phalsbourg) und Marsal.

Westen verschoben worden war. Auf deutscher Seite wurden Kasernen im preußischen Teil des Saarreviers wie im neuen Reichsland Elsass-Lothringen gebaut, auf französischer Seite Veränderungen an den bestehenden Festungen Ostfrankreichs vorgenommen, und von Toul bis Epinal und Belfort kam ein ganzes Festungssystem zustande. General Séré de Rivière, der mit dessen Durchführung beauftragt worden war, errichtete eine Doppelkette von großen Forts und anderen Befestigungsanlagen. Diese Kette verlief von Belfort im Süden entlang der Vogesen und der Mosel bis Épinal sowie ab Toul an der Maas entlang bis Verdun. Nördlich davon schlossen sich die Berge der Argonnen an, die zu diesem Zeitpunkt noch als fast unüberwindlich galten.

Zwischen Épinal und Toul wurde aber absichtlich eine 60 km lange Lücke in der Befestigungslinie gelassen, eine Lücke, die nach dem Namen der Kleinstadt Charmes-an-der-Mosel *Trouée de Charmes* benannt wurde: eventuelle deutsche Angreifer sollten wie in einem Sack gefangen werden. Der Schlieffen-Plan antwortete auf dieses französische strategische Kalkül mit der Konzeption – für den Fall eines Krieges – einer Umfassungsbewegung, die die Eroberung Nordfrankreichs und die Umgehung der Stadt Paris vorsah; damit sollte auch der ostfranzösische Befestigungsgürtel umgangen werden.

Der Bau dieser Forts und die Präsenz von starken Garnisonen in vielen Städten Lothringens mochten der Bevölkerung das Gefühl geben, dass sie geschützt war; doch, sie wusste es, im Fall eines Krieges mit Deutschland würde ihre Region einer der ersten Schauplätze der Kampfhandlungen sein.

### *Lothringen in Kriegserwartung*

Deutsche Propagandisten haben während des Krieges zu zeigen gesucht, dass der Revanche-Gedanke in Frankreich bis 1914 lebendig geblieben sei, ja dass das Rachegefühl in den Jahren vor dem Krieg sogar an Kraft gewonnen hatte. *Revanche* bedeutete z. B. nach der Ansicht des deutschen Pädagogen Paul Rühlmann nicht nur die Rückeroberung von Elsass-Lothringen, die Befreiung der annektierten Brüder; in dieser Haltung kam auch verletzter Nationalstolz nach der Niederlage von 1871 zum Ausdruck, sowie das französische Hegemoniebedürfnis in Europa und ein Minderwertigkeitsgefühl, das aus dem neuen Ungleichgewicht in der Beziehung zwischen Deutschland und Frankreich resultierte. Die Franzosen mussten einsehen, dass ihre Vorherrschaft auf dem Kontinent ein Ende genommen hatte: die französische *Gloire* hatte, so Rühlmann, unter dieser neuen Situation zu leiden<sup>27</sup>. Um die Annexion von 1871 in Frage zu stellen, ließen rechts ausgerichtete Meinungsführer mehrere Argumente gelten: die natürlichen Grenzen, das europäische Gleichgewicht, den Willen der Lothringer und der Elsässer, die ohne Volksabstimmung annektiert worden waren und die die Rückkehr zu Frankreich wünschten.

27 Paul Rühlmann: *Die französische Schule und der Weltkrieg*. Leipzig 1918, S. IV.

Ein Mann verkörperte diesen Patriotismus in den Jahren vor dem Krieg: Raymond Poincaré, ein Politiker aus Bar-le-Duc (Département Meuse), der zunächst Vorsitzender des Ministerrats, und dann am 17. Januar 1913 zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Poincaré reiste als neu gewählter Präsident durch Frankreich. Im August hielt er in seiner Heimatstadt eine Rede, die im ganzen Land eine große Resonanz fand. Er erklärte, er habe überall in Frankreich diesen Ausruf gehört: *Es lebe Lothringen*, einen Ausruf, der nicht als der Ausdruck eines *aggressiven Chauvinismus* interpretiert werden dürfe. Er sei nur *der spontane Ausdruck der Anerkennung bei Franzosen aller Teile des Landes gegenüber einer Region, deren Einwohner ein hartes Schicksal erleiden mussten und sich durch dieses Leiden daran gewöhnt haben, unsere besten nationalen Tugenden zu üben*<sup>28</sup>.

Der Lothringer Poincaré bemühte sich, die Psyche seiner Region zu charakterisieren. Eine jahrhundertelange Erfahrung habe, erklärte er, die ostfranzösische Bevölkerung gelehrt, was die Schrecken des Krieges und die Wohltaten des Friedens bedeuten. Ihr Patriotismus, geprägt durch diese Erfahrung, fasste er mit zwei Wörtern zusammen: Weisheit und Festigkeit. Diese Tugenden machten aus Lothringen ein Beispiel, ganz Frankreich könne sich mit ihm identifizieren. *Niemand äußert in unseren Landen den frevelhaften Wunsch eines europäischen Konflikts*, versicherte Poincaré; *es gibt aber keinen, der nicht zu allen Opfern bereit wäre, damit Frankreich in der Welt seinen Rang als Großmacht behaupten und weiterhin unabhängig handeln kann*. Worin lag also Lothringens besonderer Charakter? Es lag nah an der Ostgrenze, und wenn das französische Volk ausrief: *Es lebe Lothringen*, so war dies darauf zurückzuführen, dass es in Lothringen sein eigenes Bild und den Ausdruck der öffentlichen Meinung ganz Frankreichs erkannte. Deshalb konnte der Historiker Pierre Barral von dem *patriotisme exemplaire*, von dem musterhaften Patriotismus der Lothringer, sprechen<sup>29</sup>.

### **Kriegserlebnis und Propaganda** **Die Schlacht von Lothringen, Vogesenfront und Verdun**

Diese Mythen, die vor 1914 aufgebaut wurden, prägten die Kriegskultur und die Propaganda in Lothringen während des Ersten Weltkrieges und verliehen hier dem Kampf einen besonderen Sinn: Als Grenzgebiet empfand sich das Grenzgebiet Lothringen als Damm gegen einen neuen Angriff der Germanen und als Vorposten der Zivilisation; es hatte eine historische Mission zu erfüllen. Die Schlachten in den Vogesen von 1914 bis 1918 wurden – wie die von 1870 – mit

28 Wiedergegeben u. a. in *La Lorraine et le Patriotisme*. In: *Journal de Mirecourt*, 2. Jg., Nr. 46, 24. August 1913, S. 1, und sonst auch *in extenso* in zahlreichen Zeitungen Frankreichs.

29 Barral (wie Anm. 14), S. 96.

den Thermopylen verglichen, und die Losung lautete: *On ne passe pas!* (Kein Durchkommen!)<sup>30</sup>.

### *Die Schlacht von Lothringen (1914)*

In seinem „Tagebuch eines Bürgers von Nancy“ erzählte der Direktor der Regional-Tageszeitung „L'Est Républicain“, wie der Krieg in Lothringen begann. Es sollte ein *frischer und fröhlicher Krieg* sein<sup>31</sup>; bald fanden aber in Lothringen Kampfhandlungen statt, die zahlreiche Opfer forderten, bald wurden Städte wie die Industriestadt Pont-à-Mousson in der Nähe von Nancy bombardiert, Ortschaften wie Nomeny und Bauernhöfe in Brand gesteckt, Geiseln hingerichtet. Die sogenannte Schlacht von Lothringen hatte begonnen. Hier fanden 1914 Kampfhandlungen in Nordlothringen, in den Vogesen, in der Trouée de Charmes und 1916 die Schlacht um Verdun statt. Ein Historiker von Nancy schrieb in den 1970er Jahren über die Kampfhandlungen um Nancy: *Im Getöse der Marne-schlacht hat man ein bisschen vergessen, wie heldenhaft hier gekämpft wurde*<sup>32</sup>. Die Angriffsbewegung des Schlieffen-Planes, die den deutschen Durchmarsch durch die neutralen Länder Luxemburg und Belgien voraussetzte, wurde zu Beginn des Krieges in modifizierter Form auch durchgeführt. Die deutsche Armee konnte in sehr kurzer Zeit die belgischen Forts und die französische Festung Manonviller einnehmen und schwenkte dann östlich von Paris nach Süden ab. Der Dreh- und Angelpunkt der Gesamtbewegung sollte Verdun sein. Der französische Generalstab hatte seine Armee in zwei Heeresgruppen aufgeteilt. Die kleinere südliche Gruppe sollte mit zwei Armeen zwischen Nancy und Toul und zwischen Epinal und Belfort aufmarschieren, um dort zu einer kräftebindenden Offensive überzugehen, während die größere nördliche Heeresgruppe sich im Raum westlich von Metz bereithalten sollte, um die von Belgien kommende deutsche Offensive durch eine entscheidende Schlacht in Lothringen aufzuhalten<sup>33</sup>.

Der deutsche Angriff wurde durch die Offensive französischer und britischer Truppen gestoppt und im September 1914 konnte der französische Widerstand auch den Angriff auf die Maas und die Festung Verdun ins Stocken bringen. Im Spätherbst 1915 wurde auf deutscher Seite beschlossen, sich auf Verdun zu konzentrieren und dort die Kriegsentscheidung an der Westfront herbeizuführen.

30 Henry *Najean*: Les Thermopyles des Vosges en 1792, en 1870 et en 1914. In: Société lorraine des études locales dans l'enseignement public, 1919, S. 5–7.

31 René *Mercier*: Le Journal d'un bourgeois de Nancy. Nancy sauvée; préface de Léon Mirman. Paris/Nancy, 1917.

32 *Gérard* (wie Anm. 13), 2. Teil: Ruines, reconstructions et nouvelles menaces, S. 89–126, hier 91.

33 Für die deutsche Seite siehe Karl *Deuringer*: Die Schlacht in Lothringen und in den Vogesen, herausgegeben vom Bayerischen Kriegsarchiv; verfaßt auf Grund der Kriegsakten von Karl Deuringer, Staatsoberarchivar im Bayerischen Kriegsarchiv, ehemals Major im Bayerischen Generalstabe. München 1929; General Otto *von Moser*: Die Württemberger im Weltkriege. Stuttgart 1938.

Der Stellungskrieg um Verdun und diesen Frontabschnitt an der Maas dauerte von Februar 1916 bis September 1918 und endete erst mit der Zerschlagung des Keils von Saint-Mihiel durch US-Truppen<sup>34</sup>.

In Südostlothringen stabilisierte sich die Front langsam von September bis Dezember 1914 nach den ersten Kriegshandlungen im Elsass im Monat August. Nach dem Bewegungskrieg begann der Stellungskrieg von der Schweizer Grenze bis zur Nordsee. Auch wenn im Laufe des Jahres 1915 um Stellungen auf dem Vogesenkamm erbittert gekämpft wurde<sup>35</sup>, blieb das Elsass ein sekundärer Schauplatz für die beiden Armeen und für die gesamte Dauer des Krieges. Dies aus zwei Gründen: Die Hochvogesen und die Befestigungsanlagen von Séré de Rivière bildeten für die Deutschen ein Hindernis, sowie der Rhein für die Franzosen, die dort strategisch nichts unternehmen konnten. Die Vogesen, das einzige Gebirgsmassiv auf der ganzen Front, erforderten den Einsatz von französischen Gebirgsjägern und bayrischen Truppen und machten die Logistik für eine Schlacht dort unmöglich.

*Verwüstungen, Terror, Bombardements, Flüchtlinge:  
das Los der Bevölkerung Lothringens während des Krieges*

Da Lothringen eines der Frontgebiete war, hatte seine Bevölkerung unmittelbar unter den Folgen des Krieges zu leiden, wenn sie auch nicht so hart getroffen wurde wie andere Regionen Nordfrankreichs. Städte und Dörfer wurden verwüstet, ein Teil der Bevölkerung floh entweder in größere Städte wie Nancy oder in andere Regionen Frankreichs. Das Los dieser Opfer des Krieges schilderte René Mercier, der Direktor der Regionaltageszeitung „L'Est Républicain“, in einer Reihe von Veröffentlichungen in den Jahren 1914 und 1915, die amtliche Nachrichten, Artikel aus der lothringischen Presse, Aufrufe und Erlasse der Verwaltung, Briefe und Zeugnisse, wiedergaben<sup>36</sup>.

Diese Dokumente sind aufschlussreich für ein Studium der Kriegskultur: Sie zeigen, wie sich unter dem Eindruck der Kriegserlebnisse die Wahrnehmung des Feindes entwickelt hat. Vier Jahre lang wurden Städte durch Bombenangriffe und Artilleriebeschuss zerstört. Ein Aspekt des Ersten Weltkrieges, der erst spät von Historikern erforscht wurde, sowie das Massenphänomen der Flüchtlinge. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen ergriffen Teile der Zivilbevölkerung die Flucht und wurden entweder in Großstädte oder in andere Regionen des Landes aufgenommen. Allein im Département Meurthe-et-Moselle wurden 120.000

34 Claude Gérard (wie Anm. 13), S. 89–92.

35 Zu den Kampfhandlungen in den Hochvogesen siehe Armand Durlwanger: *Kriegsschauplätze im Elsaß. Lingekopf, Hartmannsweilerkopf, Buchenkopf, Schoenenbourg, Esch, Marckolsheim, Grassersloch, Struthof*. Strasbourg 1992.

36 René Mercier: *La Grande Guerre. La vie en Lorraine*. Édition de l'Est Républicain. Nancy 1914–1915.

Flüchtlinge gezählt<sup>37</sup>. Diese wurden später die *Boches du Nord* genannt, weil sie verdächtigt wurden, Beziehungen zum Feind gepflegt zu haben. Diese verletzen-  
de Bezeichnung ist einer der Gründe, warum der Mythos der französischen *uni-  
on sacrée* während des Krieges relativiert werden sollte<sup>38</sup>.

Wenn die deutschen Truppen schonungslos mit der Bevölkerung umgingen<sup>39</sup>, so war es wohl darauf zurückzuführen, dass sie jeden Widerstand durch Terror verhindern wollten; der Generalstab hatte Lehren aus Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges von 1870–71 gezogen: *Francs-tireurs*, d. h. irreguläre Verbände hatten damals die Aktionen der französischen Armee unterstützt<sup>40</sup>. Schon im September 1914 wurde von der französischen Regierung eine Kommission eingesetzt, die mit der Aufgabe beauftragt wurde, Beweismaterial über die während des Krieges von den Deutschen verübten *Gräueltaten* sammeln, die als Verletzungen des Völkerrechts gelten konnten; dieses Beweismaterial sollte dazu dienen, nach dem Krieg den Feind zur Verantwortung zu ziehen<sup>41</sup>. Auch in Lothringen wurden solche Zeugnisse und Beweise in Protokollen festgehalten, die dann in die Berichte dieser Kommission aufgenommen wurden<sup>42</sup>. In einem Bericht heißt es im März 1917: *Wir reisten jüngst durch die Regionen der Oise, Aisne und der Somme, die, nachdem sie mehr als dreißig Monate deutscher Herrschaft erlitten hatten, gerade vom schwersten und abscheulichsten Joch befreit worden waren. [...] In den meisten von uns besuchten Ortschaften sah es nicht so aus, als ob zu Beginn der Besatzungszeit der Feind blutige Exzesse begangen hätte, die zahlenmäßig etwa vergleichbar wären mit denen, die seinen stürmischen Vorstoß in die Champagne und in Lothringen charakterisieren*<sup>43</sup>. Auch in Lothringen wurden solche Berichte, „Anklagematerial gegen deutsche Kriegsführung“, das unter anderem die grundlose Zerstörung von Ortschaften betraf, zu propagandistischen Zwecken veröffentlicht, in der Presse oder in „La Vie en Lorraine“ von René Mercier<sup>44</sup>.

37 Bruno Leuret: Les réfugiés de Meurthe-et-Moselle pendant la Première Guerre mondiale [Magisterarbeit], Universität Nancy 1978, 108 S.

38 Philippe Nivet: Les réfugiés français de la Grande Guerre (1914–1920): les Boches du Nord. Paris 2004, 598 S.

39 René Mercier (wie Anm. 36), August-Heft 1914, S. 175, 178, 180, 198, 199–203; September-Heft 1914, S. 129–130, 133–136 (Les Allemands dans les Vosges), 211–217 (Récit d'un otage d'Arraye-et-Han).

40 Oberst Armel Dirou: Guerre totale et concept de partisan pendant la guerre de 1870–1871, [Dissertation (12. April 2013)]. Universität Paris IV-Sorbonne, 2013.

41 République Française. Documents relatifs à la guerre 1914–1915–1916. Rapports et procès-verbaux d'enquête de la Commission instituée en vue de constater les actes commis par l'ennemi en violation du droit des gens (décret du 23 septembre 1914), III-IV. Paris 1915–1916, XII Bände. Siehe [http://gallica.bnf.fr/Search?adva=1&adv=1&tri=&t\\_relation=cb308854628&q=crimes+allemands+commission+1914](http://gallica.bnf.fr/Search?adva=1&adv=1&tri=&t_relation=cb308854628&q=crimes+allemands+commission+1914)

42 Dazu siehe z. B. Henri Martin: Les crimes allemands. Paris 1919.

43 Documents relatifs à la guerre 1914–1915–1916 (wie Anm. 41), Bd. VI-VII-VIII-IX, Achter Bericht, S. 15.

44 Documents accusateurs – Deutsches Anklagematerial gegen deutsche Kriegsführung, o. O., 1915, 58 S. Département-Archiv Meurthe-et-Moselle (Nancy), 8° J IV 44/19.

Auch im Ersten Weltkrieg war Propaganda ein zentrales Element der Kriegskultur; sie diente dazu, dem Krieg und den damit verbundenen *Opfern* einen Sinn zu geben und das Durchhaltevermögen der Bevölkerung zu fördern<sup>45</sup>.

„Ihre Verbrechen“: Opfer der „Barbaren“

Eines der ersten Mittel, auf die die französische Propaganda zurückgriff, war die ständige Anprangerung der Kriegsmethoden des Feindes. Unter dem Titel „Ihr Verbrechen“ gaben Léon Mirman, der Präfekt des Départements Meurthe-et-Moselle, Gustave Simon, der Bürgermeister von Nancy, und Émile Georges Keller, der Bürgermeister von Lunéville, gaben 1916 Dokumente, u. a. bei verletzten oder gefangenen deutschen Soldaten und Offizieren gefundene Marschtagebücher, heraus. Mirman, Simon und Keller hatten eine Ligue du Souvenir gebildet, die unter Mitwirkung anderer Bürgermeister Ost- und Nordfrankreichs die *Verbrechen* des Feindes in Belgien und Frankreich bekannt machen sollte. Dieses Propagandamaterial wurde von lokalen Organisationen gekauft und massenweise verbreitet: 20 Exemplare kosteten 5 Francs, 10.000 Exemplare 1.500 Francs<sup>46</sup>. Diese „Ligue du Souvenir“ verfolgte dabei ein doppeltes Ziel, wie ihr Vorstand erklärte: *Unsere Völker sollen diese Verbrechen kennen, die im Namen der Kultur verübt werden, um jeden Preis müssen Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden, damit sie nie wieder vorkommen. Das ist unser erstes Ziel. Das zweite lautet: Unseren Märtyrern gegenüber haben wir eine Aufgabe zu erfüllen: die Erinnerung*<sup>47</sup>. Die Herausgeber dieser Dokumente warfen eine weitere Frage auf: Wie wird sich die *befreite Menschheit* zu verhalten haben gegenüber den *Germanen* nach diesem furchtbaren, leidenvollen Krieg? In allen Lebensbereichen und in allen Ländern wird man wieder mit ihnen verkehren. Die Antwort hieß: *Solange die Nation, in deren Namen solche Gräueltaten verübt worden sind, die verächtlichen Entscheidungsträger, die sie zu solchem erniedrigenden Handeln veranlasst haben, nicht verbannt haben wird, betrachten wir, dass es ein Verrat an unseren heiligen Opfern wäre, mit ihren Henkern zu verkehren*

45 Der englische Lord Ponsonby definierte wie folgt die Grundprinzipien der Kriegspropaganda: 1. Unser Lager hat den Krieg nicht gewollt; 2. Der Feind trägt allein die Schuld am Krieg; 3. Der Feind muss also vom moralischen Standpunkt verurteilt werden; 4. Mit diesem Krieg verfolgen wir nur edle Ziele; 5. Der Feind verübt bewusst Gräueltaten, wir nicht; 6. Er erleidet viel höhere Verluste als wir; 7. Gott ist auf unserer Seite; 8. Die Kulturwelt begrüßt unseren Kampf; 9. Der Feind macht von rechtlich verbotenen Waffen Gebrauch, wir nicht; 10. Alle diejenigen, die die ersten neun Punkte in Frage stellen, sind entweder Verräter oder Opfer der Lügen des Feindes, denn dieser betreibt nur Propaganda, während wir informieren. Arthur Ponsonby: *Falsehood in War-Time: containing an assortment of lies circulated throughout the nations during the Great War*. London 1928, 192 S.

46 L[éon] Mirman, Préfet de Meurthe-et-Moselle, G[ustave] Simon, Maire de Nancy, G[eorges] Keller, Maire de Lunéville: Leurs crimes. Publié sous le patronage des Maires des villes de ... Nancy Oktober 1916.

47 Ebd., S. 62.

und dass bis zum Tag einer totalen moralischen Wiedergutmachung, – falls dieser Tag einmal kommen soll, – die Vergessenheit eine Art Mittäterschaft wäre<sup>48</sup>. Solche Dokumente wurden für die Zukunft gesammelt und veröffentlicht; die künftigen Generationen sollten wissen, was Lothringen wieder einmal während dieses *Großen Krieges* erlitten hatte. Maurice Barrès unterstützte Lothringer, die in diesem Sinne wirkten. So gab z. B. der katholische Publizist Louis Colin im Jahre 1915, nach den harten Kämpfen in den Bergen der Vogesen, eine ähnliche Sammlung unter dem Titel „Les Barbares à la trouée des Vosges“<sup>49</sup>; diese Sammlung enthielt Augenzeugenberichte über *die von den Deutschen verübten Taten, die Verletzungen des Völkerrechts* seien<sup>50</sup>. Indem er ein Vorwort für dieses propagandistische Buch wie für viele andere verfasste, wollte der Lothringer Barrès als Mitglied der Französischen Akademie, Abgeordneter von Paris und einflussreicher Publizist den moralischen Widerstand in seiner Heimatregion unterstützen. Gestärkt wurde das Durchhaltevermögen der Bevölkerung durch die Anerkennung ihrer Leiden und die manichäische Gegenüberstellung eines Volkes, das im Namen des Rechtes und für sein Recht kämpfte, und eines anderen, das sich *von der trügerischen Vorstellung seiner Macht und unserer Schwäche* hätte irreführen lassen<sup>51</sup>. Das erstere konnte nur die Sympathien der Neutralen für sich gewinnen<sup>52</sup>.

Schon im ersten Kriegsjahr war der Ton von den regierenden Kreisen selbst angegeben worden: Der Feind trug nicht nur allein die Schuld am Ausbruch des bewaffneten Konflikts; kriminalisiert wurde er auch wegen seiner *völkerrechtswidrigen Kriegsmethoden*. Diese Wahrnehmung der Deutschen, die untrennbar mit dem abfälligen Ausdruck *Boches* verbunden war, blieb ein Tenor in der französischen Presse noch lange Jahre nach dem Krieg.

### *Elsass-Lothringen als Kriegsziel*

In dieser regen, unablässigen Propagandatätigkeit wies aber Lothringen einige besondere Merkmale auf. Eines dieser Merkmale war die Bedeutung, die die Rückgewinnung der annektierten Provinzen als Kriegsziel gewann. Es ging nicht allein darum, das Vaterland und die Zivilisation gegen den deutschen Angriff erfolgreich zu verteidigen, sondern auch sein Recht zu behaupten, d. h. die 1871 durch Gewalt Frankreich entrissenen Regionen zurückzuerobern. Im französischen Lothringen sprach man auch von der Wiederherstellung der *Einheit* der Region.

Dieses Kriegsziel ließ sich umso mehr rechtfertigen, als im annektierten Loth-

48 Ebd., S. 63.

49 Louis Colin: *Les Barbares à la trouée des Vosges. Récits des témoins; Préface de Maurice Barrès*. Paris 1915, S. VII-XII.

50 Ebd., S. VII.

51 Ebd., S. VIII.

52 Ebd., S. XI-XII.

ringen seit Kriegsbeginn eine richtige Militärdiktatur eingerichtet worden war. Vier Jahre lang wurden die Germanisierungsmaßnahmen verschärft, Besitz, der als Feindesbesitz betrachtet wurde, wurde unter Zwangsverwaltung gestellt und schon wurde eine Kolonisierung vorbereitet. Das Industriebecken von Briey-Longwy blieb durch die ganze Kriegszeit besetzt. Schon wurde über den künftigen Status Lothringens diskutiert<sup>53</sup>. Diese Situation erklärt, warum die Themen Metz und Nordlothringen einen wichtigen Platz in der Propaganda in Südlothringen einnahmen. Der in Metz geborene Jean-Pierre Jean, der Vorsitzende des *Souvenir français* in Elsass-Lothringen, hielt Vorträge unter Mitwirkung der *Société Erckmann-Chatrion*. Der Titel eines dieser Vorträge hieß: „46 Jahre Leiden und Hoffnung. 1870. Das Elsass und Lothringen: Töchter Frankreichs“. Der General Maud’huy, der seine Heimatstadt Metz nach der Annexion verlassen hatte, schrieb im Vorwort zu dieser Publikation: *Befürchten Sie nicht, lieber Freund, dass unsere Soldaten einmal die Elsass-Lothringer mit den Deutschen, die Opfer mit den Tätern, verwechseln könnten. [...] Indem ich Sie umarme, lieber Jean, umarme ich alle meine Landsleute von Elsass-Lothringen, die treuen Lothringer wie die ausdauernden Elsässer*<sup>54</sup>. Der 1887 gegründete Verein *Souvenir français* verstand sich als Hüter der Erinnerung und hatte die Losung: *Vergessen? Nie!* auf seine Fahne geschrieben. Diese Losung erscheint auf der Titelseite von manchen patriotischen Publikationen der Nachkriegszeit.

Der Kanonikus Henri Collin, der Direktor der Metzger Zeitung „*Le Lorrain*“, spielte als Propagandist eine beachtenswerte Rolle. Er hatte Ende Juli 1914 rechtzeitig die Flucht ergreifen können. Er wurde während des Krieges öfters vom Präsidenten Raymond Poincaré zu Rate gezogen; auch gebildete Kreise von Nancy, Georges Sadler und die *Société Erckmann-Chatrion*, der Abgeordnete von Briey, Albert Lebrun, der künftige Präsident der Republik, konnten ihn gewinnen für ihre propagandistische Tätigkeit. Seit August 1914 war Henri Collin als der *Exilierte aus Metz* ein Symbol geworden, er war der *Kämpfer für die Sache des annektierten Lothringens*<sup>55</sup>. Im Juni 1917 hielt er eine Rede in Nancy bei einer großen patriotischen Veranstaltung, bei der viele bekannte Künstler aus Paris mitwirkten. Am 11. November 1918 schrieb er an Sadler: *Lothringen [...] wird ganz einfach und natürlich wieder eine Tochter Frankreichs werden und wieder seine ruhmreiche Rolle spielen: als Wache an der Grenze*<sup>56</sup>.

53 Pierre Barral (wie Anm. 14), S. 116.

54 J[ean]-P[ierre] Jean, *Président du Souvenir Français en Alsace-Lorraine, Fondateur du Souvenir Alsacien-Lorrain, Chevalier de la Légion d’honneur: 46 ans de douleur et d’espoir. 1870. Alsace et Lorraine filles de France, Conférence donnée à la Société Erckmann-Chatrion au profit du Souvenir Français. Nancy 1916, S. 3.*

55 Georges Sadler: *Sur le vif. Maurice Barrès à Charmes-sur-Moselle – Lyautey l’Africain né à Nancy – Le Chanoine Collin pendant la guerre – Le Général Mangin, l’Armistice à Metz; Préface de Louis Bertrand, de l’Académie Française. Nancy 1938, S. 45–76.*

56 Ebd., S. 76.

### *Durchhaltepropaganda in Lothringen*

Da Lothringen zu den Frontregionen zählte, wurde hier nicht allein für Kriegsziele Propaganda betrieben; es galt auch die Bevölkerung moralisch zu unterstützen, besonders in den Gebieten, die unmittelbar unter Kampfhandlungen und/oder vorübergehender Besatzungszeit zu leiden gehabt hatten oder bis November 1918 Bombenangriffen und Artilleriebeschuss ausgesetzt blieben. Dabei spielten nicht nur die Präfekten und die Bürgermeister, Hilfsvereine, Journalisten und Schriftsteller eine maß- und tonangebende Rolle; im katholischen Lothringen machte sich die Geistlichkeit, die Orden wie einzelne Pfarrer, verdient um diesen nicht zu unterschätzenden Kampf ohne Waffen, der auch zum Erfolg der gesamten Kriegsanstrengungen beitrug.

Es galt die Bevölkerung moralisch und seelsorgerisch zu unterstützen. Charles-François Turinaz<sup>57</sup> als Bischof von Nancy oder Gabriel Foucault als Bischof von Saint-Dié<sup>58</sup>, – der letztere wurde übrigens mit dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet, – erfüllten bewusst diese Aufgabe, allerdings auch mit der Absicht, die Stellung der Kirche zu stärken. In den Vogesen z. B. entfaltete Alphonse Collé, der Pfarrer eines Dorfes, welches im August 1914 an der Frontlinie gelegen war, eine beachtenswerte Tätigkeit. Schon im Sommer 1914 richtete er ein kleines Museum ein und organisierte ab August 1915 jedes Jahr einen Tag der Erinnerung mit Zeremonien, an denen sich u. a. der General de Castelnau und hohe Offiziere, Bischöfe und Maurice Barrès beteiligten. Von hier aus sendete Barrès ganz Lothringen einen Gruß voller Liebe und Begeisterung, und er erklärte, Lothringen verabscheue den Krieg, aber wenn es dazu gezwungen sei, ihn zu machen, erweise es sich als *furchtlos und kühn in seiner unbändigen Energie*<sup>59</sup>.

Diese Propaganda, die auch nach außen wirken sollte, schrieb sich in eine Kontinuität ein; die Nationalisten und ihr Mentor Maurice Barrès stilisierten Lothringen wie schon vor 1914 zu einer Musterregion, die, von jeher der germanischen Gefahr ausgesetzt, in der Zukunft als östliches Grenzgebiet des Vaterlandes weiterhin eine historische Mission zu erfüllen habe. Der Journalist René Mercier nannte im Oktober 1914 Lothringen *la province d'avant-garde*, die Vorposten-Provinz, die entschlossen kämpfte und *trotz schrecklicher Leiden lächelnd zusah, wie die Angriffe der Germanen ohne Erfolg blieben*<sup>60</sup>. Der Präsident der Republik Raymond Poincaré, der wie alle Frontgebiete auch Lothringen besuchte<sup>61</sup>, sprach am

57 In memoriam. Hommage de Nancy aux héros et aux victimes de la Grande Guerre. Nancy 1936, S. 134–137: Le clergé pendant la guerre.

58 Vgl. dazu das publizistische Organ des Bistums Saint-Dié (Département der Vogesen), „La Semaine religieuse de Saint-Dié“, für die ganze Kriegszeit.

59 Abbé Alphonse Collé: La bataille de la Mortagne. La Chipotte – L'occupation: Ménil et ses environs. Liste des héros; Préface de Louis Marin, historien, député des Vosges. Oublier? Jamais! Lyon/Paris 1915, S. 152–155, 156–168, 168–178, hier bes. S. 163.

60 René Mercier (wie Anm. 36), Oktober-Heft 1914, S. 5.

61 Vgl. Paris, Bibliothèque nationale, unter der Signatur: ark:/12148/btv1b84323543: Visites du Président Poincaré sur le front de Lorraine. Fotoalbum (96 Aufnahmen), 1915.

14. Mai 1916 in Nancy; in seiner Rede griff er auf den Topos zurück, Frankreich habe diesen Krieg nicht gewollt, und versicherte als Lothringer: *Vor dem deutschen Angriff war Lothringen wohl die französische Provinz, die am meisten den Frieden erhalten wissen wollte. Trotz der Teilung, unter der es immer noch zu leiden hatte, hätte es sich Vorwürfe gemacht, wenn es eine aggressive Haltung eingenommen oder unvorsichtige Worte ausgesprochen hätte, die es als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit betrachtete. Denn es wusste besser als irgendjemand um die Risiken, die mit einem Konflikt verbunden sind. Es erinnerte sich an die schrecklichen Erfahrungen der Invasion*<sup>62</sup>. Trotz seines Friedenswillens und obwohl es sich der Folgen eines Krieges bewusst war, habe sich Lothringen bereit gezeigt, seine Pflicht zu tun und die mit dem Krieg verbundenen Leiden zu ertragen. Seit dem Anfang des Krieges sei Nancy mit gutem Beispiel vorangegangen. Der Feind war in den Kämpfen um die alte Hauptstadt Lothringens gescheitert, seine Bombenangriffe und sein Artilleriebeschuss konnten sie in ihrer Ruhe und ihrer Zuversicht nicht erschüttern.

### Die Folgen des Krieges und die Erinnerung an den Krieg in Lothringen

Nach dem Sieg wurde die Rückkehr des annektierten Lothringens und des Elsass zu Frankreich gefeiert. Schon am 11. November 1918 wurde in Paris auf den Champs Élysées eine großangelegte Feier, die *Fête de l'Alsace-Lorraine*, veranstaltet<sup>63</sup>. Im Monat Dezember besuchte der Präsident der Republik Raymond Poincaré Metz und Straßburg<sup>64</sup>. Auch wenn der bewaffnete Konflikt nicht aus dem deutsch-französischen Gegensatz resultierte, wurde Poincaré in gewissen Kreisen die Verantwortung für die blutige Auseinandersetzung zugeschoben. *Höchstens kann man zugeben*, meinte der Historiker Pierre Barral, *dass er angesichts seines glühenden Nationalismus mehr als andere geneigt war, sich resigniert mit der Idee eines Konflikts abzufinden, von dem alle erwarteten, er würde bald und mit dem Sieg enden*<sup>65</sup>. Sich auf historische Argumente stützend, erinnerte Poincaré daran, dass Metz immer enge Bindungen an Frankreich gehabt hatte, 1871 entwurzelt und unter die germanische Fremdherrschaft gestellt worden war; aber die Frage der Wiederangliederung an das natürliche Mutterland, die Organisation eines neuen einheitlichen Lothringens war nur eines der vielen Probleme, die in der Nachkriegszeit gelöst werden mussten. Für eine Wiederbe-

62 Zitiert nach *Lectures lorraines*, Publiées par la Société Lorraine des Études locales dans l'Enseignement public; préface du Maréchal Lyautey, Nancy/Paris/Strasbourg 1927, S. 63–64

63 Vgl. dazu Paris, Bibliothèque nationale, unter der Signatur ark:/12148/btv1b53005845v: Fête de l'Alsace-Lorraine à la statue de Strasbourg, place de la Concorde à l'occasion du 11 novembre 1918, Photographies de presse – Agence Rol, 1918.

64 Ebd., unter der Signatur ark:/12148/btv1b8451573c: Voyage du Président de la République en Alsace et en Lorraine, Dezember 1918, Photographies de Henri Manuel, 1918.

65 Pierre Barral (wie Anm. 14), S. 115.

lebung der Wirtschaft sollte das Wirtschaftsleben begünstigt werden, dann musste der Wiederaufbau so bald wie möglich in Angriff genommen werden<sup>66</sup>.

### *Das verwüstete Lothringen*

Das Comité France-Amérique (Das Französisch-Amerikanische Komitee) gab nach dem Krieg unter Mitwirkung des Touring-Club de France eine Reihe von Bänden unter dem Gesamttitel „La France dévastée“ (Das verwüstete Frankreich) heraus. Diese Reiseführer richteten sich an die fremden Besucher und Touristen, die bald nach Ost- und Nordfrankreich kommen würden. Der Band, der Lothringen gewidmet war, lag als erster vor; er erlebte mehrere Auflagen. Der Autor, Maurice Barrès, schrieb im Vorwort: *Ganze Völker werden zu den Schlachtfeldern pilgern, auf denen Frankreich und seine edlen Verbündeten die Zivilisation gerettet haben.*

*Das Französisch-Amerikanische Komitee möchte ihnen eine Reihe kleiner nützlicher Bücher zur Verfügung stellen, in denen einige Franzosen pietätvoll von Tag zu Tag durch die vier Jahre Martyrium die Leiden und die ruhmreichen Taten ihrer Provinzen erzählt haben. [...]*

*Die Besucher, die durch das verwüstete Lothringen reisen werden, sollen aber verstehen, dass diese schrecklichen Ereignisse nur eine gewaltige Episode darstellen in dem ewigen Drama, das sich am Rhein abspielt, einen Moment in einem Krieg, dessen Ursprung in der Urgeschichte zu suchen ist.*<sup>67</sup>

Barrès behauptete, dass das Volk jenseits des Rheins, das schon 28 Mal über Frankreich hergefallen sei, wieder zu einer Gefahr werden würde, sobald es sich wieder aufgerichtet hat. Deshalb blieben die Provinzen Nord- und Ostfrankreichs sowie Belgien bedroht von den 80 Millionen Deutschen. Dass die Franzosen in Metz und in Straßburg einmarschieren und bis Mainz vorstoßen konnten, bedeutete nur den Abschluss eines Kampfes in einem ewigen blutigen Krieg. Deshalb galt es, so Barrès, durch eine bewusste Rheinpolitik das *wilde Ungeheuer* zurückzuhalten.

Diese Literatur gab in der unmittelbaren Nachkriegszeit den Ton an; aber Lothringen wie die anderen Regionen Frankreichs, wo Kampfhandlungen stattgefunden hatten, standen vor Aufgaben anderer Art. Es galt, eine groß angelegte Hilfsaktion einzuleiten zugunsten der *befreiten* Gemeinden Lothringens, die seit 1871 annektiert gewesen waren. Diese Initiative stützte sich auf eine Organisa-

66 Ministère des Régions libérées. Direction générale des Services techniques. Rapport du Directeur général départemental des Services techniques de reconstitution. Nancy/Paris/Strasbourg 1921.

67 Maurice Barrès, de l'Académie française: La Lorraine dévastée (La France dévastée), 5<sup>e</sup> édition. Paris 1919, Préface S. I-III.

tion (Assistance immédiate en Lorraine délivrée), die schon 1916 ins Leben gerufen worden war und 1918 aus zwei Komitees bestand: das eine hatte seinen Sitz in Paris, das andere in Metz beim neu ernannten Kommissär der Republik Léon Mirman, der vier Jahre lang der *Kriegspräfekt* von Nancy gewesen war. Die Zusammensetzung dieser Komitees – offiziell verfolgten sie humanitäre Zwecke – verdient unsere Aufmerksamkeit.

Zu den Mitgliedern des Pariser Komitees zählten u. a. die Frau des Vorsitzenden, d. h. des Generals Lyautey, einer Persönlichkeit, die nach 1918 im *wiedervereinigten* Lothringen als Schirmherr einflussreicher patriotischer Vereine eine bedeutende Rolle spielte; die Frau des Schriftstellers Maurice Barrès; die Frau von Léon Mirman; Charles Adam, Mitglied des Instituts und Rektor der Universität von Nancy; Maurice Barrès; Paul Boncour, ein früherer Minister, der Kanonikus Collin, der Direktor der Zeitung „Le Lorrain“ in Metz; der Publizist und Schriftsteller Émile Hinzelin, der Vorsitzende der Gesellschaft „Erckmann-Chatrion“; Albert Lebrun, ein früherer Minister, Abgeordneter des nordlothringischen Industriereviere Briey; Louis Marin, Abgeordneter von Nancy, der Vorsitzende der Union Régionaliste; der General Pau, der Vorsitzende des Roten Kreuzes; Gustave Simon, der Bürgermeister von Nancy und Georges Weill, der Abgeordnete von Metz.

Das Buch „Das verwüstete Lothringen“ schloss mit einem Appell an Geldspender und mit folgender Erklärung: *Seit Jahrhunderten wird Lothringen von den Barbaren von jenseits des Rheins mit Füßen getreten. Es muss heute seine 29. Invasion erleiden.*

*Kein anderes Land hat so viel gelitten, keine andere kleine Nation hat tüchtiger gekämpft. Die Lothringer sind von allen Franzosen diejenigen, die für Frankreich am meisten Offiziere hervorgebracht haben.*

*Seine Energie macht aus Lothringen ein Beispiel.*

*Wir bitten alle, sich zu ihm hinzuwenden, es zu lieben und ihm zu helfen.*

*Gemetzel, Brandstiftungen und Plünderungen verwüsteten wieder einmal das Heimatland der Jeanne d'Arc, aber wie schon früher und wie immer können Frankreich und die Kulturwelt sicher sein, dass unsere tapfere Provinz sich rasch und gewaltig wieder aufrichten wird, dass Metz und Nancy unverzüglich ihre schwere Arbeit wieder aufnehmen werden, dass die Industriereviere der Moselle und der Sarre die großen Produktionszentren für Eisen und Kohle werden, die die französische Industrie braucht, dass hinter einer zweckmäßig neu festgelegten Grenze das zahlreicher gewordene Volk Lothringens wie zu Kriegzeiten Wache halten wird, um die Kulturvölker zu verteidigen.<sup>68</sup>*

68 Ebd. [Anhang]: L'Assistance immédiate en Lorraine délivrée.

Diese Worte zeigen, wie die französische Propaganda Barrès'scher Prägung am und nach dem Ende des Krieges auf die Topoi der Vorkriegszeit zurückgriff: Lothringen blieb als der *vorgeschobene Wachposten* der Nation und der Kulturvölker betrachtet, ein Beispiel für das ganze französische Volk, ein Beispiel an Heldenmut und Ausdauer.

Nach der deutschen Niederlage wurde 1918 der nordöstliche Teil Lothringens durch den Versailler Vertrag wieder vom Deutschen Reich getrennt und als Département Moselle Frankreich angegliedert. Danach galt die französische Sprache gesetzlich als alleinige Amts- und Schulsprache, auch für die deutschsprachige Bevölkerung.

### *Die Rückkehr der „befreiten Brüder“ zu Frankreich und Lothringen*

Man freute sich über die Rückkehr der *Schwesterprovinzen*. Auf der Höhe von Sion-Vaudémont fand am 24. Juni 1920 ein großes Fest statt: Die zwei Teile des dort aufbewahrten gebrochenen Lothringer Kreuzes wurden symbolisch mit einer goldenen Palme zusammengeschweißt und die Parole von 1873 wurde geändert; nun hieß es: *Ce n'ato me po tojo* (frei übersetzt: Es hat doch ein Ende genommen)<sup>69</sup>. In der Zeitschrift der Regionalisten „Le Pays Lorrain et le Pays Messin“<sup>70</sup> wurde das *ewige Lothringen* gefeiert<sup>71</sup>. Die Redaktion schrieb im Juni 1919: *Gerührt, reichen wir herzlich die Hand den befreiten Brüdern, die in der großen französischen Familie ihren Platz wieder finden*<sup>72</sup>. Sie war sich aber der ernststen Probleme bewusst, die mit der Wiederangliederung des annektierten Teils von Lothringen an Frankreich; deshalb appellierte sie auch an den guten Willen und an das Solidaritätsgefühl aller *echten* Lothringer. Verbrüderungsfeste konnten die Spannungen, die aus der neuen Situation resultierten, nicht verhindern. Nancy – bis jetzt die einzige Großstadt in Lothringen – fürchtete um seine Zukunft; die Neuorganisation der Region sollte sich nicht auf seine Kosten voll-

69 In memoriam. Hommage de Nancy aux héros et aux victimes de la Grande Guerre. Nancy, Impr. Georges Thomas 1936, S. 94–95.

70 Die 1904 gegründete Zeitschrift „Le Pays Lorrain“ (Nancy) war ab der Nummer vom Januar 1909 in „Le Pays Lorrain et le Pays Messin“ umbetitelt worden; in eben dieser Nummer erschien ein Auszug aus der damals jüngst erschienenen Schrift „Colette Baudouche“ von Maurice Barrès. „Colette Baudouche“ erzählt, wie eine junge Metzgerin aus Treue zu Frankreich den Heiratsantrag des unter französischem Einfluss sympathisch gewordenen preußischen Oberlehrers Asmus doch schließlich ablehnt. Das Gefühl der Verbundenheit mit Frankreich und den Soldaten von 1870 führt sie zu dieser Entscheidung. Colette verkörpert Metz und die Besiegten von 1871; ihre Entscheidung bedeutet, dass die Vision einer Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland unrealisierbar ist. Vgl. Benradth *Wiebke*: Ich, Region, Nation. Maurice Barrès im französischen Identitätsdiskurs seiner Zeit und seine Rezeption in Deutschland (Mimesis; 41). Tübingen 2003, S. 181–185.

71 S. besonders die erste Nachkriegsnummer 1914/1919 der Zeitschrift „Le Pays Lorrain et le Pays Messin“. „La Lorraine éternelle“, so lautet der Titel eines Gedichts von Charles Sadoul, dem Herausgeber, das in dieser Nummer erschien (S. 484).

72 À nos lecteurs. In: Le Pays Lorrain, 11 (1919), Nr. 8, Juni, S. 449.

ziehen; das heißt der Einfluss- und Kompetenzbereich von Metz und Nancy sollte verwaltungs- und wirtschaftspolitisch definiert werden, ohne dass die Interessen des letzteren geschädigt wurden<sup>73</sup>. Auf die Fehler der französischen Regierung bei der Wiederangliederung an Frankreich soll hier nicht eingegangen werden; objektive Historiker haben sich später kritisch damit befasst<sup>74</sup>.

*Die Erinnerungskultur der Nachkriegszeit: „Vergessen? Nie!“*

Wie das übrige Frankreich pflegte Lothringen in der Nachkriegszeit traditionelle Formen der Erinnerung und des kollektiven Gedächtnisses. In allen Berufsbranchen und Vereinen wurden *Livres d'or* (Gedenkbücher) herausgegeben, in denen Listen von Kriegsgefallenen und Kriegsoptionen veröffentlicht wurden, alle diejenigen genannt, die mit Orden ausgezeichnet worden waren oder eine ehrenvolle Erwähnung in einem Tagesbefehl verdient hatten<sup>75</sup>. Die Universität Nancy ehrte die im Krieg gefallenen Studenten<sup>76</sup>. Wie in allen Gebieten, die Schauplätze des Krieges gewesen waren, wurden innerhalb weniger Jahre Friedhöfe eingerichtet und Denkmäler gebaut. In Charmes-an-der-Mosel z. B., wo die Schlacht der „Trouée de Charmes“ im August 1914 stattgefunden hatte, entstand im Jahre 1926 ein Denkmal zur Erinnerung an den *Sieg von Lothringen*, das mit einer Geldsammlung finanziert wurde. Der Vorsitzende des Nationalkomitees zur Errichtung dieses Denkmals war der General von Castelnau, der während des Krieges in Lothringen kommandiert hatte<sup>77</sup>. Geistliche wie Gustave Clanché, der Pfarrer von Dieulouard, ergriffen die Initiative und initiierten den Bau von Denkmälern; Clanché konnte dank 800 Spenden, darunter der des Stadtrates, einen Turm bauen lassen als Zeichen der Dankbarkeit gegenüber der Jungfrau Maria: Am 8. September 1914 waren die deutschen Truppen hier in ihrem Vormarsch stehen geblieben. Damals hatte man geschworen, der Beschützerin der Stadt eine Statue zu errichten, wenn das Wunder geschehen sollte<sup>78</sup>.

Auf die vom Sieg ausgelöste Begeisterung folgte nicht nur das Trauern, sondern auch die Ernüchterung, nicht zuletzt wegen der Entwicklung der europäischen Situation in der Nachkriegszeit. Erbitterung wurde spürbar in einem großen Teil der öffentlichen Meinung in Frankreich. Der Versailler Vertrag, konnte man auch in der Presse Lothringens lesen, sei nur noch ein *Fetzen Papier*. In einer national und klerikal ausgerichteten Zeitung von Épinal hieß es am 11. November 1924,

73 Émile Nicolas: Pour la défense de Nancy. In: L'Étoile de l'Est, Nr. vom 26. Januar 1919, S. 2.

74 S. z. B. dazu Pierre Brasme: Moselle 1918. Le retour à la France. Délivrance, bonheurs, désenchantements... Paris/Sarreguemines 2008, 174 S.

75 Département de Meurthe-et-Moselle. Livre d'or du personnel de l'Enseignement primaire 1914–1918. Nancy 1915–1918.

76 Université de Nancy. Faculté de pharmacie. Livre d'or. Nancy 1920.

77 La victoire de Lorraine. Vendu au profit de la souscription pour l'érection d'un monument à la Victoire de Lorraine. Paris, À „La Journée industrielle“ 1926.

78 Le monument de Dieulouard aux morts pour la patrie (Français et Américains) 11 novembre 1920. Nancy 1920.

am 6. Gedenktag des Waffenstillstands: *Die Regierung möchte, dass wir den Krieg vergessen, dass wir unsere Wunden vergessen, dass wir unsere Trümmer vergessen, dass wir unsere Toten vergessen.*

*Sie mahnt uns: Wir sollen den Boches und ihren Verbündeten, den Bolschewisten, zulächeln. [...]*

*Wir können aber nicht vergessen. [...]*

*Die Südfranzosen mögen vergessen; aber die Vogesen bluten noch, es ist zu früh, um vergessen zu können. Und es wird wohl immer zu früh sein, um einmal vergessen zu können.<sup>79</sup>*

Auch in Lothringen variierte der Diskurs über den Großen Krieg in der Zwischenkriegszeit je nach der politischen Tendenz, aber auch je nach dem Kontext. Wie links orientierte Zeitungen zeigen, kamen wohl Pazifisten zu Wort; aber die Entwicklung der politischen Situation Europas weckte bei vielen Skepsis und Enttäuschung, führte den Herausgeber eines Erinnerungsbuches, das 1936 in Nancy erschien, angesichts des Ernstes der Lage zu folgenden Überlegungen über den Sinn des Todes der Kriegsgefallenen und der Kriegsoffer. Diese seien gestorben in der Hoffnung, dass solche Schrecken den künftigen Generationen erspart bleiben würden, dass sie keinen Rachekrieg führten, sondern einen Kampf für ein stärkeres Recht und für eine bessere Zukunft<sup>80</sup>. Dieser Lothringer musste aber feststellen: Diese Hoffnung schien nicht in Erfüllung gehen zu können.

### *Schule und kollektives Gedächtnis*

Seit dem Großen Krieg hat sich jede Generation ihr eigenes Gedächtnis und ihre eigene Erinnerungskultur aufgebaut. Die Schule scheint dabei eine entscheidende Rolle gespielt zu haben. Schon während des Krieges erschienen Lesebücher, die die besondere Bedeutung des Elsass und Lothringens in der Nationalgeschichte suggerieren sollte, so z. B. ein Lesebuch aus dem Jahre 1915, ein Propagandabuch, mit dem Titel „L’Alsace et la Lorraine. Glorifiées par nos écrivains et par nos artistes“ (Das Elsaß und Lothringen, verherrlicht von unseren Dichtern und Künstlern). Im Vorwort hieß es: *Das Elsaß und Lothringen sind die beiden Provinzen Frankreichs, die wir am besten kennen müssen, weil sie diejenigen sind, die am meisten gelitten und gekämpft haben, um in sich das nationale Genie lebendig zu erhalten – dieses stolze und edle Genie, das freundlich*

79 *Le Témoin*, Après six ans. In: *Le Télégramme des Vosges*, 7. Jg., Nr. 2186, 11. November 1924, S. 1.

80 In memoriam. Hommage de Nancy aux héros et aux victimes de la Grande Guerre. Nancy 1936, S. 164: Vorwort.

*bleibt, auch wenn es die härtesten Proben zu bestehen gilt. Daran soll sich unsere Rasse die erhabensten, männlichsten und feinsten Beispiele nehmen*<sup>81</sup>.

Das Kriegserlebnis prägte eine ganze Generation von Kindern und Jugendlichen in Frontgebieten Nord- und Ostfrankreichs. Das zeigen die Berichte der Rektoren und Inspektoren der Académie de Lorraine aus der Kriegszeit<sup>82</sup>; die mündliche Überlieferung ist in manchen alten Familien Lothringens bis heute lebendig geblieben. Aber die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster des Ersten Weltkrieges, wie wir sie heute durch die Schulbücher analysieren können, haben sich mit der Zeit geändert auf regionaler wie auf nationaler Ebene. In der Nachkriegszeit, nach vier schrecklichen Kriegsjahren, wurden die Kinder zunächst oft im Geist der *revanche*, ja im Deutschen Hass, in der *haine du Boche*, erzogen. Charakteristisch für diesen Geist sind die „Leçons et récits sur l’histoire de la Lorraine“ (Lektionen und Erzählungen über die Geschichte Lothringens) des ehemaligen Schuldirektors und Mitglieds der Académie de Stanislas in Nancy<sup>83</sup>. Dieses Schulgeschichtsbuch, das 1932 eine Auflage von 45 000 erreichte, enthielt eine „Historische Karte der Region Lothringen“, die das *Territoire de la Sarre* umfasste, widmete dem Ersten Weltkrieg sein XXVI. Kapitel, in dem die Verantwortung für den bewaffneten Konflikt Deutschland zugeschoben wurde und die verschiedenen Phasen des Krieges kurz geschildert wurden. In dem Unterteil, der „Das verwüstete Lothringen“ betitelt ist, heißt es: *Nie werden wir die Verbrechen, die von den Deutschen verübt wurden, vergessen; diese haben ohne Gründe zahlreiche unschuldige Opfer erschossen. Die in Nomeny, Gerbéviller, Longuyon und vielen anderen Ortschaften begangenen Schandtaten erlauben keine Entschuldigung, sie zeigten die Mentalität eines Volkes, das doch von sich behauptete, es sei das erste Kulturvolk der Welt*<sup>84</sup>.

Seit dieser Zeit hat sich die Wahrnehmung und die Darstellungsweise des Ersten Weltkrieges völlig verändert. Die sogenannte *elsass-lothringische Frage* wird den Schülern aus einer gesamteuropäischen Perspektive vorgestellt. Die Programmvorgaben setzen den Akzent nicht allein auf die Ursachen des Krieges, die für Schulkinder schwer zu verstehen sind, sondern auch auf die menschlichen Realitäten des Krieges: das Schützengrabenerlebnis, das Alltagsleben in den Etappengebieten und die Wandlungen, die aus dem Krieg resultierten, z. B. die Stellung der Frauen in der Gesellschaft<sup>85</sup>. Unter den Kriegsschauplätzen

81 Marius-Ary Leblond/John Charpentier: *L’Alsace et la Lorraine, glorifiées par nos écrivains et nos artistes. Morceaux choisis et annotés*. Paris 1915, S. 5: Vorwort.

82 Charles Adam: *Académie de Nancy. Lycées et collèges pendant la guerre (1915–1916)*. Nancy 1916; Académie de Nancy. *Bulletin de l’Enseignement secondaire* (Nancy), 7 (1918), Nr. 1, Dezember.

83 Léopold Bouchot, Directeur d’école honoraire, Associé-correspondant de l’Académie de Stanislas: *Leçons et récits sur l’histoire de la Lorraine* (45<sup>e</sup> mille). Nancy 1932.

84 Ebd., S. 158.

85 S. dazu z. B. Sandra Boëche (Hrsg.): *Les reporters. Histoire – Géographie*. CM2. Toulouse, SEDRAP 2011, S. 36–41: *La Première Guerre mondiale*.

kommt Verdun eine besondere Aufmerksamkeit zu. Die neue pädagogische Orientierung seit den 1970er Jahren war folgende: nicht mehr allein die zwischenstaatlichen Beziehungen, der Krieg *von oben*, sondern auch der Krieg *von unten* sollte in den Schulen studiert werden. Auch in Lothringen machte sich diese pädagogische und didaktische Neuorientierung im Geschichtsunterricht bemerkbar. Im Jahre 1978 wurde z. B. von der Pädagogischen Abteilung des Regionalarchivs Lothringen und des Département-Archivs Moselle ein reichhaltiges Dossier, eine Art Quellenedition, zum Thema „Metz und la Moselle während des Großen Krieges (1914–1918)“ herausgegeben, in dem Quellen zu den einzelnen Kampfhandlungen und Dokumente, Fotos, Zeugnisse von Zeitzeugen zusammengestellt waren. Die Schüler Lothringens konnten darin nachempfinden, was gleichaltrige Schüler in der Kriegszeit erlebt hatten<sup>86</sup>.

Immer mehr wurden aber auch die Schüler dazu angeregt, sich selber als Quellenforscher zu betätigen. Im Jahre 1980 konnten die Schüler eines Collèges von Nancy eine Enquete durchführen, Angehörige der ältesten Generation befragen und Dokumente sammeln, die dann unter Mitwirkung des Universitätsprofessors Pierre Barral zu einem Dossier zusammengestellt und als pädagogisches Material veröffentlicht wurden<sup>87</sup>. Das war die Zeit, in der die letzten Zeugen noch lebten, und die, – wenn man die Begriffe von Jan und Aleida Assmann übernehmen will, – als die Übergangszeit vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis betrachtet werden kann. Die französische Schule hat an diesem Prozess Anteil genommen.

Auch wenn die Zeit der Augenzeugen nun vorbei ist, können die Schüler die unzähligen Spuren erforschen, die der Erste Weltkrieg in Lothringen hinterlassen hat. Im Département der Vogesen wurde z. B. im Jahre 2009 als kollektive Arbeit von mehreren Schulen ein Dossier zum Thema „Les Poilus de notre commune“ (Die Soldaten des Ersten Weltkrieges in unserer Gemeinde) ausgearbeitet, in dem verschiedene Quellen wie Feldpostbriefe und -karten, Fotos, Monumente, Orden zusammengestellt sind; dieses Dossier steht Lehrern zur Verfügung, die mit ihren Schülern den *Großen Krieg* in ihrer Region studieren wollen<sup>88</sup>. Eine ähnliche pädagogische Aktion wurde im Rahmen des 100. Gedenkjahres

86 Laurette Michaux (Hrsg.): Metz et la Moselle pendant la Grande Guerre (1914–1918). Archives de la Région de Lorraine et du Département de la Moselle. Dossier établi par Laurette Michaux, Professeur chargé du Service éducatif. Nancy 1978.

87 La Lorraine en 1914. La Bataille du Grand-Couronné (4–12 septembre 1914), Par des élèves du Collège Émile Gallé d'Essey-lès-Nancy et Marie-Thérèse Chevreux. Académie de Nancy-Metz, Centre de Documentation Pédagogique Régional (C.R.D.P.), Nancy 1980.

88 Les Poilus de notre commune. Étude et exposition de travaux d'élèves de 14 classes élémentaires du département des Vosges préparés au cours de l'année scolaire 2008–2009. Exposition présentée aux Archives départementales des Vosges du 12 mai au 27 juin 2009. Étude, exposition et publication proposées et coordonnées par Gérald Guéry, professeur des écoles au service éducatif du Musée et des Archives des Vosges, Conseil général des Vosges / Inspection académique des Vosges, Mai 2009.

initiiert unter Mitwirkung von 24 Grundschulklassen; die Ergebnisse dieser Arbeit werden als Ausstellung im Département-Archiv präsentiert werden. Eine Befragung, die vom Autor dieser Studie im März 2014 bei 20jährigen Studenten aus Lothringen und aus dem Elsass durchgeführt wurde, lieferte folgende Rückschlüsse. Die Lektionen des Geschichtsunterrichts in der Grundschule über den Ersten Weltkrieg scheinen wenige präzise Erinnerungen bei dieser jungen Generation hinterlassen zu haben, im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg; Erfahrungen außerhalb der Schule und namentlich Fotos von *gueules cassées*, d. h. von Soldaten, deren Gesichter von Granatsplintern zerfurcht und entstellt waren, haben sich dagegen mehr eingepägt. Das bildhafte Gedächtnis spielt offensichtlich im Fall einer schon fernen Periode eine größere Rolle als bei näheren Perioden. Was Jugendliche über den Ersten Weltkrieg wissen, verdanken sie bei weitem nicht allein der Schule, sondern vielmehr auch den modernen Medien und der mündlichen Überlieferung im Familien- oder Bekanntenkreis. Die nach der Schule erworbenen Kenntnisse haben den befragten Studenten erlaubt, – nach ihren eigenen Zeugnissen, – eine ausgewogenere, weniger einseitige Sicht auf den Krieg zu gewinnen. Viele unter diesen jungen Lothringern und Elsässern begrüßen die Tatsache, dass das Ressentiment aus den Kriegszeiten dank der Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen überwunden werden konnte.

### *Verdun und die vergessenen Kampfhandlungen in Lothringen*

Dieselbe Befragung zeigt auch, dass die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg eng mit Verdun verbunden ist. Als Kriegsschauplatz des Großen Krieges ist dieser Ort der heutigen Region Lorraine ein Symbol geworden, und seine Bedeutung erklärt die Geste vom französischen Staatspräsidenten François Mitterrand und vom deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl am 22. September 1984: Auf dem Soldatenfriedhof Douaumont standen beide Staatsmänner Hand in Hand, als der Trompetenspieler die Totenklage blies<sup>89</sup>. Die Kampfhandlungen um Verdun, denen so viele Schriften gewidmet wurden und die ein Gegenstand gemeinsamer deutsch-französischer Forschungsarbeit geworden sind, haben lange Zeit andere Schauplätze des Ersten Weltkrieges in Lothringen überschattet. In Frankreich gehören sie zu den Programmvorgaben des Ministeriums für den Geschichtsunterricht<sup>90</sup>.

Dennoch sind die anderen Kriegsschauplätze in Lothringen nicht in Vergessenheit geraten. Nach 1918 veröffentlichten Generale Erinnerungen oder eine Geschichte der Verbände, die unter ihrem Befehl gestanden hatten, nicht selten mit

89 Ulrich *Wickert*: Kohl und Mitterrand in Verdun. Warum reichten sie sich die Hand? In: Frankfurter Zeitung, 25. September 2009, Feuilleton. Siehe auch <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/kohl-und-mitterrand-in-verdun-warum-reichten-sie-sich-die-hand-1857470.html>

90 Manon *Dufrenoy*: Enseigner l'histoire au cycle 3, Mémoire de Master, Professorat des écoles, IUF Nord / Pas-de-Calais, Villeneuve d'Asq, 2012.

der Absicht, zu verhindern, dass die Heldentaten ihrer *Poilus* vergessen wurden. So z. B. berichtete der General de Castelli über die Schlacht von Lothringen<sup>91</sup>. Damit steuerten diese hohen Offiziere ihren Teil zur Kenntnis des Krieges bei. Inzwischen hat die historische Forschung, die unermüdliche Arbeit historischer Vereine und regionaler Archive die Aufmerksamkeit des breiten Publikums auf vergessene Kriegsschauplätze an der Westfront gelenkt, vor allem in Gedenkjahren mit runden Zahlen<sup>92</sup>. Es kommt auch vielfach in diesen Bemühungen das Lokal- und Regionalbewusstsein zum Ausdruck. Die Vogesen sind ein gutes Beispiel für diese Initiativen. Die Vogesenfront an der ehemaligen Reichsgrenze von 1871 zwischen dem Donon im Norden und dem Grossen Belchen im Süden war der einzige Abschnitt der Front, in dem Gefechte im Gebirge stattfanden, die zahlreichen, noch sichtbaren Spuren hinterlassen haben<sup>93</sup>. Diese Spuren erinnern an die *blaue Horizontlinie der Vogesen*, vor 1914 ein Slogan, den der große Staatsmann Jules Ferry, ein Lothringer aus Saint-Dié, kurz vor seinem Tod 1893 geprägt hat. Im Jahre 2008 erschien zunächst ein umfangreicher „Quellenführer zum Großen Krieg in den Vogesen“<sup>94</sup>, der alle bekannten bibliographischen Ressourcen, Archiv- und Museumbestände sowie Gedenkstätten und Monumente erfasste; dann folgte ein Symposium, auf dem viele Aspekte des Kriegsgeschehens und der Kriegskultur im betroffenen Gebiet behandelt wurden<sup>95</sup>. Die neuesten Veröffentlichungen erinnern daran, dass die Vogesen, das einzige Gebirgsmassiv an der ganzen Westfront, den Einsatz von französischen und bayrischen Gebirgsjägern erforderten.

### *Der Schlachtfeldertourismus als Form des kollektiven Gedächtnisses*

Einer der wichtigen Träger des kollektiven Gedächtnisses, der kollektiven Erinnerung an einen Krieg war schon vor 1914 der Schlachtfeldertourismus: Diese Beobachtung trifft für Lothringen wie für das Elsass zu. Nach 1918 gab der französische Reifenfabrikant Michelin eine Reihe von Reiseführern in französischer, englischer und deutscher Sprache heraus für die zahlreichen Gäste aus der ganzen Welt, die zu den Soldatenfriedhöfen pilgerten und die Orte kennenlernen wollten, wo Söhne, Väter oder Brüder gefallen waren. Bände dieser Reihe wurden den Schlachtfeldern in Lothringen gewidmet: Verdun, den Argonnen, Metz,

91 Vgl. z. B. dazu Général [Dominique] *de Castelli*, Ancien commandant du 8<sup>e</sup> Corps d'armée: Le 8<sup>e</sup> Corps d'armée en Lorraine, Août-octobre 1914. Blâmont – Sarrebourg – La Trouée de Charmes – La Mortagne – La forêt d'Apremont. Paris 1915. Nach 1918 erschien in Frankreich eine Geschichte aller Armeeverbände, die am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatten.

92 Vgl. z. B. Une victoire oubliée. La Bataille du Grand-Couronné, août-septembre 1914. Exposition 26 août-23 octobre 1994, Musée historique lorrain. Nancy 1994.

93 <http://www.front-vosges-14-18.eu/deutch/frontvosges.php>

94 Isabelle *Chave* u. a. (Hrsg.): Guide des sources de la Grande Guerre dans le département des Vosges, Conseil général des Vosges. Épinal 2008, 296 S.

95 Isabelle *Chave* (Hrsg.): La Grande Guerre dans les Vosges, Conseil général des Vosges. Épinal 2009, 348 S.

dem Elsass und den Vogesen sowie den Schlachten von 1914 bei Morhange/Mörchingen<sup>96</sup>.

Zum 100. Gedenkjahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs knüpfte die Firma Michelin wieder an diese Tradition an, indem sie Touristenführer herausgab, und zwar auch für Lothringen zwei Bände: „Die Schlachtfelder: Verdun – Argonnen – Saint-Mihiel“<sup>97</sup> und „Die Schlachtfelder Elsass – Mosel – Die Kampfhandlungen in den Vogesen“<sup>98</sup>.

Zum Schlachtfeldertourismus drängt sich folgende Schlussbemerkung auf: Wer im Jahre 2014 die Websites besucht, die zu Reisen zu *Gedenkstätten*, namentlich in Verdun, einladen, kann sich kaum des Eindruckes erwehren, dass seit einigen Jahren tourismuswirtschaftliche Strategien, die von den Lokal- und Regionalparlamenten gefördert werden, immer mehr dieses Angebot bestimmen. Heute suchen offensichtlich die lokalen und regionalen Verkehrsämter – wie im Fall von „<http://spectacle-verdun.com>“ oder „<http://www.maas-tourismus.com>“ – mit Emotionen, Sensationellem und Spektakulärem Besucher anzuziehen. Man könnte polemisch fragen: Geben uns Menschen des 21. Jahrhunderts noch so beeindruckende audiovisuelle Shows<sup>99</sup> wirklich die Möglichkeit, das Schützengrabenerlebnis und die Schrecken des Krieges nachzuempfinden? Darüber lässt sich allerdings streiten. Die Ambivalenz der Situation wird aber akzeptierbar, wenn man zugibt, dass diese Formen des modernen Gedächtnistourismus eine neue Dimension in unsere Erinnerungskultur bringen. Lange Zeit hat man in Frankreich nach den Weltkriegen mit traditionellen Formen, namentlich am 14. Juli und am 11. November, mit Paraden vor Kriegerdenkmälern, die Erinnerung an die Kriege gepflegt; Zeremonien, denen heute – abgesehen von Paris – in der Provinz nur noch ein spärliches Publikum beiwohnt. Gedenken heißt auch nachdenken über die Erfahrungen früherer Generationen. Die historische Forschung erlaubt, neue Archivquellen zu erschließen und auszuwerten, neue Gesichtspunkte zu gewinnen und eventuell Korrekturen vorzunehmen in der bisherigen Geschichtsschreibung. Aber nicht jeder Bürger kann sich dieser Arbeit widmen,

96 S. dazu z. B. Metz et la Bataille de Morhange. À la mémoire des ouvriers et employés des usines Michelin morts glorieusement pour la patrie. Clermont-Ferrand, Michelin & Cie, 1919; L'Alsace et les Combats des Vosges (1914–1918), volume II: Le Linge – La Chipot[t]e. Clermont-Ferrand, Michelin & Cie 1920; Verdun – Argonne – Metz (1914–1918). In Memory of the Michelin Employees and Workmen who died gloriously for they country. Clermont-Ferrand/Paris, Michelin & Cie 1917.

97 Les champs de bataille: Verdun, Argonne, Saint-Mihiel. Guides illustrés Michelin des Champs de Bataille 1914–1918. De nombreux documents historiques – 18 circuits de mémoire inédits – Plus de 150 lieux à visiter. Michelin – Guides touristiques. Boulogne-Lillancourt 2011.

98 Les champs de bataille: Alsace – Moselle – Les combats des Vosges. Guides illustrés Michelin des Champs de Bataille 1914–1918. De nombreux documents historiques – 20 circuits de mémoire inédits – Plus de 200 lieux à visiter. Michelin – Guides touristiques. Boulogne-Lillancourt 2013.

99 Vgl. auch dazu den Katalog der Ausstellung von 2006 „La guerre en relief“. Durch stereoskopische Bilder sollte in dieser Ausstellung *die ergreifende Seite des Lebens der Soldaten* nachempfindbar gemacht werden. Fabienne *Henryot* (Hrsg.): Verdun 1916. La guerre en relief. Metz 2006.

so dass schließlich jedes mediale Mittel, das zum Nachdenken über die Vergangenheit anregen kann, als willkommen erscheinen muss.

# *Unseren im Weltkrieg gefallenen Helden* Kriegsgedenken nach dem Ersten Weltkrieg in Württembergisch Franken

Von CHRISTOPH BITTEL

Bis zur Unterzeichnung der Pariser Vorortverträge Ende Oktober und Anfang November 1918 waren dem Ersten Weltkrieg weltweit rund zehn Millionen Soldaten und etwa sieben Millionen Zivilisten zum Opfer gefallen. Über 20 Millionen Menschen waren verwundet worden. Vom Königreich Württemberg wurden im Lauf des Krieges rund 550.000 Mann unter die Waffen gerufen<sup>1</sup>. Die Zahl der Gefallenen, an Wunden oder Krankheiten Gestorbenen, gerichtlich für tot Erklärten und Vermissten beim württembergischen Teil des Landheeres hat man Mitte der 1930er Jahre auf 82.887, die Anzahl der Verwundeten auf 191.568 berechnet<sup>2</sup>.

Im Gegensatz zum deutsch-französischen Krieg von 1870/71 waren die württembergischen Streitkräfte, die als XIII. Armeekorps unter eigener Verwaltung eines von 26 Armeekorps des deutschen Heeres bildeten, diesmal den verschiedensten Heereskörpern zugeteilt gewesen. Die württembergischen Divisionen hatten zu den ersten gezählt, die zur Verwendung auf diversen europäischen Kriegsschauplätzen im Westen und Osten getrennt wurden. Die meisten Soldatengräber lagen somit weit verstreut jenseits der Reichsgrenzen – nach Kriegsende meist aus finanziellen Gründen unerreichbar für die Familien, von denen viele Kriegsoffer zu beklagen hatten<sup>3</sup>. Die bald erfolgte Aufstellung öffentlich zugänglicher kommunaler Gefallenendenkmale und Gedenksteine mit den Namen der Toten entsprach daher den Wünschen vieler Hinterbliebener in den Städten und Dörfern.

Der Erste Weltkrieg hatte ein recht vielfältiges Gefallenengedenken zur Folge, das bereits im Kriegsverlauf einsetzte. 1915 ließen einige Städte erste Gedenkblätter mit den Fotoporträts der bis dahin Gefallenen drucken<sup>4</sup>. Mitte August 1916, am Fest Mariae Himmelfahrt, weihte der Mergentheimer katholische

1 Artur von Haldenwang: Statistik (Truppen, Kriegswirtschaft, Waffen, Fahrzeuge, Kriegskosten u. a.) und Verluste der Württemberger im Weltkrieg 1914–1918 (Württemberg's Heer im Weltkrieg 20). Stuttgart 1936, S. 41.

2 Von Haldenwang (wie Anm. 1), S. 64, 109.

3 Kurt Pätzold: Kriegerdenkmale in Deutschland. Eine kritische Untersuchung. Berlin 2012, S. 20 ff.

4 Vgl. Stadtarchiv Calw A 1240.

Stadtpfarrer in der örtlichen Marienkirche zwei gemalte Chorfenster mit den Namen von 31 gefallenen Gemeindemitgliedern ein<sup>5</sup>. 1919 erwarb die Kurstadt ein in Leder mit dem Stadtwappen auf dem Vorderdeckel eingebundenes *Eisernes Buch*, in das erst 1928 die Franziskanerinnen des *Töchterinstituts Sct. Bernhard* in *Kunstschrift* die Namen sämtlicher Kriegsgefallenen der Stadt eintrugen<sup>6</sup>.

Der vorliegende Beitrag beschränkt sich auf Denkmale und Gedenkfeiern als Formen des Kriegsgedenkens<sup>7</sup>. Im ersten Abschnitt wird der Versuch unternommen, anhand ausgewählter lokaler Beispiele einen Überblick über die Denkmale und Ehrentafeln zur Erinnerung an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs in Württembergisch Franken zu geben. Im zweiten Teil werden am Lokalbeispiel Bad Mergentheim die öffentlichen Gedenkfeiern für die Weltkriegsopfer in den Jahren 1920 bis 1935 untersucht. In den abschließenden Betrachtungen wird insbesondere auch auf Veränderungen und Verluste im Denkmalbestand hingewiesen.

## 1. Denkmale und Ehrentafeln

Als Grundlage und Orientierung zum ersten Teil dienten Fragebögen, die der pensionierte General Hugo Fleischlen (1868–1942) von 1925 bis 1929 an die Städte und Gemeinden des Landes mit der Bitte um Beantwortung ausgesandt und wieder eingesammelt hatte<sup>8</sup>. Diese mehr oder weniger detailliert ausgefüllten Bögen sind – in den meisten Fällen um Fotografien der Denkmale ergänzt – aus dem Nachlass des Generals über das Stuttgarter Heeresarchiv in das heutige Hauptstaatsarchiv gelangt. Der Bruder des seinerzeit recht bekannten schwäbi-

5 Oscar Gageur: Weihepredigt anlässlich der Vollendung zweier gemalter Chorfenster als Kriegerdenkmal in der Marienkirche zu Mergentheim, gehalten von Stadtpfarrer Gageur, 15. August 1916. Bad Mergentheim o. J. (1916).

6 Hartwig Behr: Im Jahr 1922 wurde in Bad Mergentheim das Für und Wider eines Kriegerdenkmals eingehend diskutiert. Der Schüttplatz und der Platz zwischen Hospital und Kirche wurden bei der Standortfrage bevorzugt. In: Fränkische Chronik 3/94 (1.3.1994), S. 4.

7 Für Informationen, Bildbeschaffung und vielfältige Unterstützung danke ich Martina Blaschka (Landesamt für Denkmalpflege im RP Stuttgart), Judith Bolsinger (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), Ulrich Dallmann (Igersheim), Folker Förtsch (Stadtarchiv Crailsheim), Dr. Heike Krause (Stadtarchiv Gaildorf), Stefan Kraut (Stadtarchiv Künzelsau), Pfarrer Uwe Langsam (Evangelische Johannesgemeinde Crailsheim), Christa Mack (Gemeindeverwaltung Frankenhardt), Dr. Wolfgang Mährle (Hauptstaatsarchiv Stuttgart), Dr. Andreas Maisch (Stadtarchiv Schwäbisch Hall), Beate Meinikheim (Gemeindeverwaltung Rot am See), Dr. Helmut Möhring (Reichsstadtmuseum Rothenburg o. d. Tauber), Elfriede Rein (Deutschordensmuseum Bad Mergentheim), Christine Schmidt (Stadtarchiv Bad Mergentheim), Herbert Schübler (Rot am See), Ralf Schumm (Bretzfeld-Bitzfeld), Daniel Stihler (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) und Angelika Tarokic (Stadtarchiv Rothenburg o. d. Tauber).

8 HStAS M 746; Wolfgang Mährle: Kriegsgedenken. Hugo Fleischlens Dokumentation württembergischer Denkmäler und Ehrentafeln für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. In: Archivnachrichten 48 (März 2014), S. 28 f.

schen Dichters Cäsar Flaischlen plante über die flächendeckende Dokumentation der württembergischen Erinnerungsstätten zum Ersten Weltkrieg hinaus auch deren Publikation, die aus unbekanntem Gründen allerdings nicht zustande kam. Württembergisch Franken bleibt hier entsprechend dem Arbeitsgebiet des Historischen Vereins auf die Landkreise Schwäbisch Hall und Hohenlohekreis sowie den Altkreis Mergentheim als dem ehemals württembergischen Teil des heutigen Main-Tauber-Kreises beschränkt. Dieses Gebiet entspricht etwa den früheren württembergischen Oberamtsbezirken Crailsheim, Gaildorf (teilweise), Gerabronn, Hall, Künzelsau, Mergentheim und Öhringen während der 1920er Jahre. Auf der Basis der Abbildungen in der Flaischlen-Dokumentation wurden unter Berücksichtigung aller genannten früheren Oberämter 39 Städte und Gemeinden mit Kriegerdenkmälern ausgewählt. Die Auswahl erfolgte hauptsächlich nach optischen Gesichtspunkten, sie ist weder systematisch noch repräsentativ.

Infolge der Massenhaftigkeit des Sterbens auf den Schlachtfeldern und in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges entstanden seit 1918 auch in kleineren Weilern Denkmale. Jedoch können wir auf der Basis der Flaischlen-Dokumentation nicht von einem gleichmäßig dichten Netz von Erinnerungsmälern sprechen. So waren beispielsweise bis einschließlich Januar 1929 nur in 15 von 48 Gemeinden des Oberamtsbezirks Mergentheim öffentlich zugängliche kommunale Gefallenendenkmale errichtet worden<sup>9</sup>, das war ein Anteil von 31,3 Prozent. Vereinzelt setzte auch die Bevölkerung kleinerer Weiler, wie beispielsweise die Bürger der damaligen Freudenbacher Teilgemeinde Schön bei Creglingen, für ihre neun Gefallenen Gedenksteine mit den Namen aller Kriegstoten (Anhang Nr. 34)<sup>10</sup>. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Gefallenendenkmale – häufig in Ergänzung zu den bestehenden Monumenten für die Zeit 1914–1918 mit den hinzugekommenen Kriegsoptionen – offensichtlich nur noch an einem zentralen Ort für die gesamte Gemeinde aufgestellt. Jedenfalls wird heute in Creglingen-Schön ausschließlich an die Toten des Ersten Weltkrieges erinnert.

Im Folgenden wird der Versuch einer Typologie der 39 ausgewählten Kriegerdenkmale vorwiegend nach äußeren Gesichtspunkten, nach ihrem Erscheinungsbild unternommen. Das Spektrum reicht von der Christus-, Menschen- und Tierdarstellung bis hin zur Einbeziehung von pflanzlichen Elementen.

Zentraler Bestandteil in vorwiegend katholischen Gemeinden ist die Darstellung des Gekreuzigten, wie das 1927 eingeweihte Kriegerdenkmal im heutigen Ingelfinger Teilort Eberstal veranschaulicht (Anhang Nr. 4)<sup>11</sup>. Kleinere Christusbildungen am Kreuze weisen bzw. wiesen die spätestens 1929 und im Jahr 1919 geweihten Monumente in den ehemaligen katholischen Pfarrdörfern Oberginsbach<sup>12</sup> (Anhang Nr. 7) bei Krautheim und Igersheim<sup>13</sup> (Abb. 1; Anhang Nr. 35)

9 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 38.

10 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 15 a.

11 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 18.

12 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 38.

13 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 22.



Abb. 1. „Allzusehr der Geschmack des Gestrigen“: Das 1955 ersetzte und seitdem verschollene Gefallenendenkmal von Igersheim (TBB) aus dem Jahr 1919. (Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 38; Foto: Schultheißenamt Igersheim)

bei Bad Mergentheim auf. Am Eberstaler und Oberginsbacher Monument findet sich ein Christuszitat aus dem Johannesevangelium (15, Vers 13): *Eine größere Liebe als diese hat niemand, daß er nämlich sein Leben für seine Freunde hingibt.*<sup>14</sup> Der Opfertod Christi wird hier in Beziehung zum Soldatentod gesetzt. In den Fragebögen sind die nahezu identischen Stelen in Oberginsbach und Igersheim als Entwürfe zweier regionaler Bildhauer ausgewiesen; offensichtlich aber haben sich beide Kunsthandwerker sehr eng am gleichen Muster orientiert. Auf dem Kriegerdenkmal aus Muschelkalk im ehemaligen evangelischen Pfarrdorf Vorbachzimmern (Abb. 2; Anhang Nr. 38), heute ein Stadtteil von Niederstetten, ist Christus nicht am Kreuz, sondern als Lebender beim Segnen eines sterbenden Soldaten dargestellt<sup>15</sup>. Im heutigen Ingelfinger Stadtteil Hermuthau-

14 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 18 u. 38.

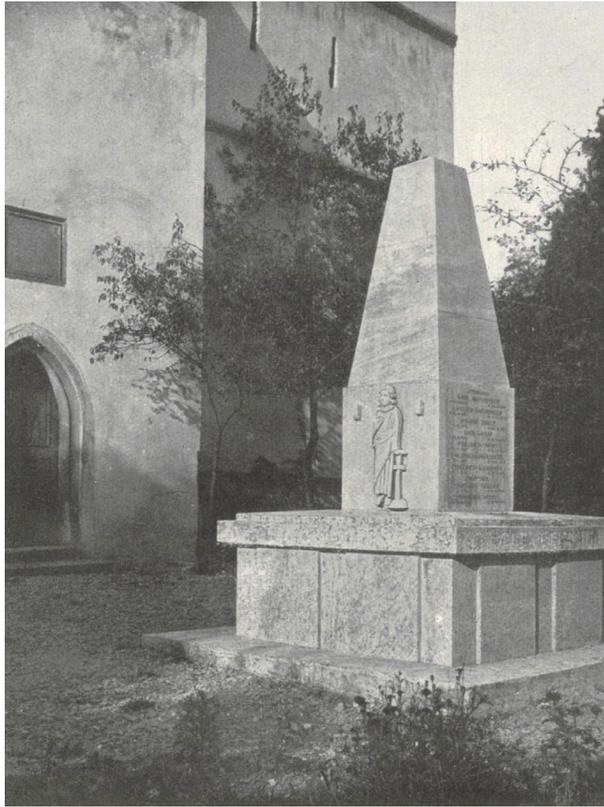
15 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 44.



Abb. 2. „Unsern Helden zur Ehre“: Kriegerdenkmal in Niederstetten-Vorbachzimmern (TBB), vor 1926. (Foto: Christoph Bittel, 9. 2. 2014)

sen waren 1921 zwei geschnitzte hölzerne Tafeln mit dem Namen der Gefallenen im Chor der evangelischen Dorfkirche angebracht worden<sup>16</sup>. Auf Wunsch der Gemeinde, insbesondere der Angehörigen der Gefallenen, errichtete man wenige Jahre später ein weiteres Denkmal im Freien (Abb. 3; Anhang Nr. 5): eine obeliskartige Säule auf einem wuchtigen Sockel, die auf der einen Seite einen archaisch wirkenden Friedensengel, auf der anderen Seite einen Stahlhelm mit Eichenlaub zeigt. Als einziges aus Württembergisch Franken in der Flaischlen-Dokumentation mit Abbildung überlieferte Gefallenenmonument weist das Hermuthäuser neben dem Symbol des vergangenen Krieges auch ein Friedenssymbol auf.

16 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 21.



*Abb. 3. Archaisch wirkender Friedensengel: Denkmal in Ingelfingen-Hermtausen (KÜN) von spätestens 1925. (Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 31; Foto: Philipp von Haag, Stuttgart)*

Einen vollkommen unmilitärischen Eindruck ruft das 1926 eingeweihte Gefallenendenkmal von Lautenbach, heute ein Ortsteil von Fichtenau, hervor (Abb. 4; Anhang Nr. 17)<sup>17</sup>. Es zeigt unter einem von vier Pfeilern getragenen Zeltdach zwischen zwei Tafeln mit den Namen der Gefallenen das Relief einer Trauernden mit Kind in antikem Gewand. Als Trauernde ist wahrscheinlich auch die figürliche Plastik über einer Brunnenschale des Kriegerdenkmals am Südwesteck der Schwäbisch Haller Friedhofserweiterung östlich der Heilbronner Straße zu deuten (Anhang Nr. 25)<sup>18</sup>. Auf der Straßenseite prangt unter dem von Eckpfeilern und runden Säulen getragenen Dach des Pavillons als Gegenstück ein umkränzttes Stahlhelmsrelief.

17 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 9.

18 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 1.



Abb. 4. Vollkommen unmilitärisch: Das 1926 eingeweihte Denkmal in Fichtenau-Lautenbach (SHA). (Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 15; Foto: Schultheißenamt Lautenbach)

Der durch freiwillige Spenden der Einwohner finanzierte und 1920 auf dem Gemeindewesen des heutigen Weikersheimer Stadtteils Neubronn aufgestellte Gedenkstein zeigt ebenfalls eine Trauernde (Anhang Nr. 39)<sup>19</sup>. Auf der Vorderseite ist darunter das kleine Reliefbild eines sterbenden bewaffneten Reiters zu sehen. Das Motto lautet: *Im Feld des Morgens früh! Ihr starbet für uns, wir danken Euch!*<sup>20</sup> Die Darstellung bezieht sich auf das im Kaiserreich populäre Soldatenlied „Im Feld des Morgens früh“, das die bedrückenden Ahnungen einer jungen Mäherin während der morgendlichen Feldarbeit bei den Gedanken an ihren geliebten Husaren beschreibt. Die dritte und letzte Strophe lautet:

„Im Feld des Morgens früh  
Der Mäherin wird so bange,  
Ihr wird so bleich die Wange; –  
Ein junger Reiter sinkt vom Roß,  
Die Kugel ihm die Brust durchschöß  
Im Feld des Morgens früh.“<sup>21</sup>

Der Stein stellt die enge Verbundenheit mit den auf fremden Schlachtfeldern ruhenden Angehörigen her – ganz im Sinne der Auftraggeber, einer seinerzeit rein landwirtschaftlichen Kommune.

19 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 28.

20 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 28.

21 Ludwig Bauer: Gedichte. Berlin 1860, S. 101.



Abb. 5. Siegfried als nationale Identifikationsfigur: Denkmal in Bretzfeld-Bitzfeld (KÜN), spätestens 1925. (Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 46; Foto: Schultheißenamt Bitzfeld)

In drei Gemeinden wird das Kriegergedenken durch mythische Heldengestalten überhöht, die der nationalen Identifikation dienen sollten. Im heutigen Bretzfelder Ortsteil Bitzfeld errichtete die *Schulgemeinde* aus Neuensteiner Sandstein einen Siegfried des Nibelungenliedes, flankiert von einem schlafenden Löwen links und einem Hirschen rechts (Abb. 5; Anhang Nr. 1)<sup>22</sup>. In Hessental bei Schwäbisch Hall steht vor einem Quader aus Kunstsandstein ein Ritter mit Schild, den Roland aus einem ursprünglich altfranzösischen Versepos darstellend, das die Heldentaten eines Ritters zur Zeit Karls des Großen in Spanien besingt (Abb. 6; Anhang Nr. 28)<sup>23</sup>. Die Kugel oben sollte die Weltkugel symbolisieren, an den beiden Seiten des Quaders ist die Verpflichtung *Treu bis in den Tod*, auf seiner Rückseite die Mahnung *Seid einig, einig, einig!* zu lesen<sup>24</sup>. Das Kriegerdenkmal in Ohrnberg bei Öhringen zeigt eine knieende Rittergestalt mit dem Schwert in der Rechten, darunter steht der Zweizeiler *Sie starben für uns, unsere Liebe ihr Lohn* (Anhang Nr. 13).<sup>25</sup>

22 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 4.

23 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 12.

24 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 12.

25 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 31.



*Abb. 6. Roland mit inzwischen entfernter „Weltkugel“: Kriegerdenkmal in Schwäbisch Hall-Hessental (SHA) von 1925. (Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 25; Foto: Linke, Schwäbisch Hall)*

Der Text erinnert an eine Passage aus der Ballade „John Maynard“ von Theodor Fontane, die den aufopferungsvollen Heldentod eines Steuermanns auf dem nordamerikanischen Erie-See preist:

„Er hat uns gerettet, er trägt die Kron,  
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.“<sup>26</sup>

Eine offensichtlich sehr kleine Minderheit von Kriegerdenkmälern in Württembergisch Franken weist figürliche Darstellungen von Soldaten des Ersten Weltkrieges auf. Die Figuren tragen meist den 1916 eingeführten deutschen Stahlhelm M 16, sind häufig uniformiert und bewaffnet. Diese Gruppe von Denkmälern – fast ausnahmslos den tapferen Helden oder *unseren Helden* gewidmet – lässt

<sup>26</sup> Theodor Fontane: Gedichte. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Rüdiger Görner (Insel Taschenbuch 2221). Frankfurt am Main, Leipzig 1998, S. 136.

sich am ehesten noch mit einer „fragwürdigen Erinnerungskultur“<sup>27</sup> in Verbindung bringen. Aber auch diese Monumente weisen eine gewisse Vielfalt auf. Der kniende Soldat in Niederstetten ist recht spartanisch nur mit einem Stahlhelm und einem Lendenschurz bekleidet (Anhang Nr. 36)<sup>28</sup>. In Rot am See hielt in der ursprünglichen Fassung ein Uniformierter kniend einen *sterbenden Kameraden* im Arm, der ebenfalls einen Lendenschurz trägt (Anhang Nr. 24)<sup>29</sup>. Wahrscheinlich spielte die Szene auf Ludwig Uhlands seinerzeit sehr populäres Gedicht „Der gute Kamerad“ an, dessen mittlere Strophe den Tod des Mitkämpfers beklagt:

„Eine Kugel kam geflogen,  
Gilt's mir oder gilt es dir?  
Ihn hat es weggerissen,  
Er liegt mir vor den Füßen,  
Als wär's ein Stück von mir.“<sup>30</sup>

In Wiesenbach bei Blaufelden stand – ebenfalls in der ursprünglichen Fassung – laut ausgefülltem Fragebogen auf einem zwei Meter hohen Sockel *ein feldgrauer Infanterist in Lebensgröße (Höhe 1,80 m) & feldmarschmäßiger Ausrüstung*<sup>31</sup>, mit gesenktem Kopf in betender bzw. trauernder Haltung (Abb. 7; Anhang Nr. 14). Das Monument aus Muschelkalk ist nicht den *Helden*, sondern *unseren gefallenen Brüdern zum Gedächtnis* errichtet worden<sup>32</sup>.

Das Kriegerdenkmal mit dem sich auf ein Gewehr stützenden Soldaten auf hohem Sockel in Gailenkirchen bei Schwäbisch Hall hat, wie der zuständige Schultheiß selbstbewusst in seinen Fragebogen schrieb, *der Ortsvorsteher Wütherich mit Unterstützung der G[emein]d[e]angehörigen* errichtet (Anhang Nr. 27)<sup>33</sup>. Das ebenfalls recht martialisch wirkende Monument in Großaltdorf bei Vellberg gehört zu den wenigen von örtlichen Krieger- und Militärvereinen in Auftrag gegebenen und finanzierten Objekten (Anhang Nr. 30)<sup>34</sup>. Der Soldat in knieender Stellung mit dem Gewehr in beiden Händen und mehreren Patronentaschen am Gürtel erscheint gefechtsbereit. In Kocherstetten bei Künzelsau krönt ein von einem tödlichen Schuss getroffener Soldat das Ehrenmal, das aus Findlingen aus den Talwäldern der unmittelbaren Umgebung aufgeschichtet wurde (Anhang Nr. 8)<sup>35</sup>. Ermöglicht wurde es durch die freiwillige Hilfe der

27 Pätzold (wie Anm. 3), S. 1.

28 HStAS M 746 Bü 22 Nr. 22.

29 HStAS M 746 Bü 22 Nr. 27.

30 Ludwig Uhland: Gedichte. Stuttgart, Tübingen 1853, S. 246.

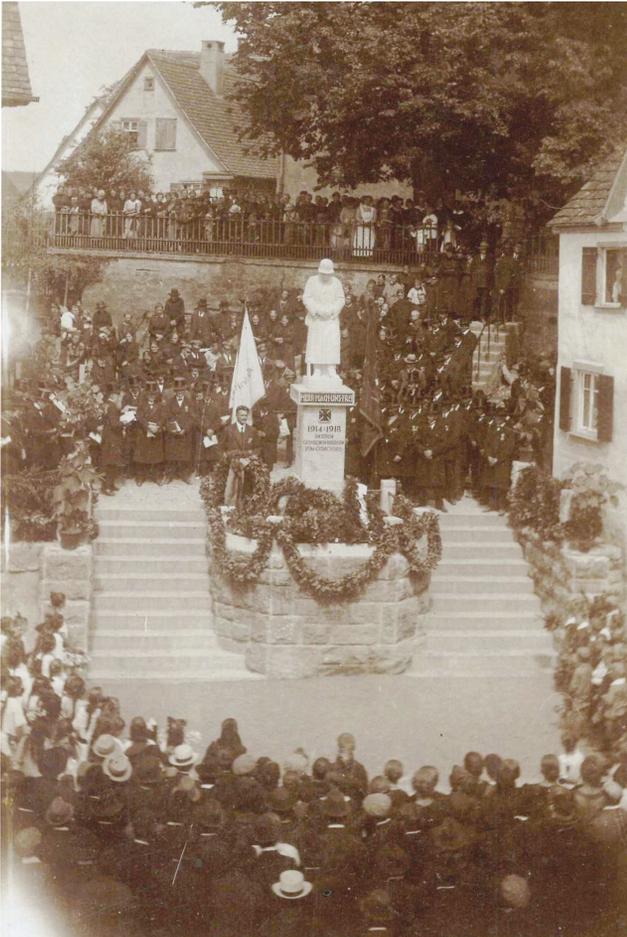
31 HStAS M 746 Bü 22 Nr. 33.

32 HStAS M 746 Bü 22 Nr. 33.

33 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 8.

34 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 11.

35 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 27.



*Abb. 7. Mittlerweile vom Sockel geholter Infanterist: Einweihung des Kriegerdenkmals in (Blaufelden-)Wiesebach (SHA) am 12. Juni 1925. (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 22; Foto: Gottlieb Weber, Wiesebach-Emmertsbühl)*

Einwohnerschaft und durch Fuhrleistungen von Kocherstetten und Vogelsberger Bürgern unter der Leitung des Ortsvorstehers.

In Öhringen hat die evangelische Kirchengemeinde 1923 im Innenhof des Kreuzgangs der Stiftskirche St. Peter und Paul bzw. des ehemaligen Chorherrenstifts, ein mehrteiliges Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges errichtet (Anhang Nr. 11)<sup>36</sup>. Es ist *Unsern gefallenen Helden zum ehrenden Ge-*

36 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 1.



*Abb. 8. Seinerzeit höchst umstrittener „nackter Jüngling“: Einweihung des Gefallenendenkmals in Crailsheim (SHA) am 11. September 1927. (Vorlage und Aufnahme: Stadtarchiv Crailsheim, F 612; Foto: Foto-Handlung u. Atelier Schlossar, Crailsheim)*

dächtnis gewidmet.<sup>37</sup> An einer Wand findet sich das Zitat aus dem 2. Buch Samuel, 1. Kapitel, Vers 27: *Wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umgekommen!*<sup>38</sup> Zwischen den Tafeln mit den Namen von 195 gestorbenen Soldaten finden sich an den Wandpfeilern drei eingelassene Reliefdarstellungen eines ausziehenden, eines Granate werfenden behelmteten und eines sterbenden Soldaten. Hier wird mit der Zeile *Ich hatt' einen Kameraden* direkt auf das Uhland'sche Soldatenlied Bezug genommen<sup>39</sup>. Bezüge bestehen aber auch zu den jeweiligen Vogeldarstellungen auf den Absätzen darüber, die den aus der Asche steigenden Phönix des hohenlohischen Wahlspruchs „*ex flammis orior*“ aufgreifen und variieren.

Jahrelang hatte sich die Aufstellung des Kriegerdenkmals auf dem alten Friedhof in Crailsheim verzögert, bis sie schließlich im September 1927 mit einer Ansprache des Stadtschultheißen Fröhlich sowie Weiherreden des evangelischen Dekans Hummel, des katholischen Stadtpfarrers Dr. Langhäuser und des Landesrabbiners Dr. Rieger aus Stuttgart unter Teilnahme von mehreren tausend Menschen feierlich vollzogen wurde (Abb. 8; Anhang Nr. 15)<sup>40</sup>. Bereits 1921 hatte die

37 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 1.

38 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 1.

39 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 1.

40 Fränkischer Grenzbote, 13.9.1927.

Stadtverwaltung einen begrenzten Wettbewerb zur Ermittlung eines geeigneten Entwurfs veranstaltet, die Ausführung war aber an der ungeklärten Standortfrage zunächst gescheitert. Der Anfang 1927 zur Realisation bestimmte Entwurf des ersten Preisträgers Prof. Wilhelm Jost (1887–1948) aus Stuttgart und des Schwäbisch Gmünder Bildhauers Jakob Wilhelm Fehrle (1884–1974) blieb umstritten. Viele nahmen an der Darstellung des nackten zusammensinkenden Jünglings, der in der schlaff herabhängenden Rechten ein Schwert hält und dessen Kopf sich ermattet auf den erhobenen linken Arm senkt, Anstoß. Die Sockelinschriften lassen es indessen an Deutlichkeit nicht fehlen: *Gebeugt – nicht gebrochen* ist auf der einen, *Sie sind gestorben, damit wir leben* auf der anderen Seite zu lesen<sup>41</sup>. Namenstafeln zur Erinnerung an die 241 Kriegsgesopfer aus der Stadt waren in Crailsheim nicht vorgesehen.

Das 1928 auf dem Friedhof in Onolzheim bei Crailsheim eingeweihte Reiterdenkmal macht für den Kriegsausgang – vor allem durch die ursprüngliche Inschrift *im Felde unbesiegt* (Abb. 9; Anhang Nr. 16)<sup>42</sup> – zumindest indirekt das damals so genannte „Versagen der Heimatfront“<sup>43</sup> verantwortlich. Nach dieser verhängnisvollen Sichtweise war die deutsche Armee im Ersten Weltkrieg nicht durch die militärische Überlegenheit der Gegner, sondern durch die mangelnde Standfestigkeit der Heimat zermürbt und zur Aufgabe gezwungen worden. Ob den Auftraggebern dies damals in der Konsequenz wirklich bewusst war, wäre an diesem Beispiel und in vergleichbaren Fällen noch näher zu untersuchen.

Der Onolzheimer Schultheiß Weller beschrieb die 4 Meter hohe Plastik auf einem Sockel folgendermaßen: *Das Pferd wird an Brust u[nd] Leib von Schlangen angefressen u[nd] bricht mit Schmerzensausdruck zusammen. Der Reiter ist trotz gebrochener Lanze noch munter u[nd] zur Abwehr noch bereit, sobald nötig.*<sup>44</sup> Abschließender Kommentar des Ortsvorstehers auf dem Fragebogen: *Die Gemeinde ist sehr zufrieden. Denkmal billig, sinnreich u[nd] stellt viel vor.*<sup>45</sup>

Mit diesem tückischen Angriff von Schlangen auf ein edles Pferd sind wir bei den Tierdarstellungen auf den Kriegerdenkmälern angelangt. Großer Beliebtheit erfreute sich selbstverständlich der Adler als nationales Symbol, so in Wildenstein<sup>46</sup> (Anhang Nr. 18) bei Fichtenau, in Gaildorf<sup>47</sup> (Abb. 10; Anhang Nr. 20) und in Dörrmenz<sup>48</sup> (Anhang Nr. 21) bei Kirchberg. Nach einem Muster aus einem Katalog ließ sich der kleine Weiler Stachenhausen bei Ingelfingen einen Ge-

41 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 1.

42 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 15.

43 Christian *Stachelbeck*: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Militargeschichte 5). München 2013, S. 11.

44 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 15.

45 Ebd.

46 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 26.

47 HStAS M 746 Bü 20 Nr. 1.

48 HStAS M 746 Bü 22 Nr. 18 a.



*Abb. 9. Einst „Im Felde unbesiegt“: Das 1928 eingeweihte Reiterdenkmal in Crailsheim-Onolzheim (SHA). (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 15; Foto: Schultheißenamt Onolzheim)*

denkstein mit Adler errichten, der abweichend von der Norm außer den Namen aller Gefallenen auf der Rückseite zusätzlich die Namen aller 32 Ausmarschier-ten trägt (Anhang Nr. 6)<sup>49</sup>. Ein Unikat ist dagegen das von einem Adler bekrönte Monument in Herrenzimmern bei Niederstetten, das von Feldsteinen aufgeschichtet wurde, die von Bürgern aus den nahegelegenen Schluchten zusammengetragen worden waren (Anhang Nr. 37)<sup>50</sup>. Dorfbewohner unterstützten durch

49 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 14 a.

50 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 20.



Abb. 10. Bis heute „unsern Helden“ gewidmet: Gefallenendenkmal in Gaildorf (SHA) aus dem Jahr 1922. (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 20; Foto: Stadtschultheißenamt Gaildorf)

ihre unentgeltliche Arbeitsleistung und durch freiwillige Gaben das Projekt, den Restbetrag schoss die Gemeinde zu. In Creglingen wird das deutsche Wappentier als Sieger präsentiert: Der Adler hält Schlangen fest in seinen Krallen (Anhang Nr. 33)<sup>51</sup>.

Auch der Löwe als Symbol des Mutes und des Königtums findet sich auf Gefallenendenkmälern in Württembergisch Franken, so in Kupferzell<sup>52</sup> (Anhang Nr. 9) und in Vellberg<sup>53</sup> (Abb. 11; Anhang Nr. 29). Während der Kupferzeller Löwe ruht, bäumt sich der Vellberger unter unerträglichen Schmerzen auf. Im zugehörigen Fragebogen der Fleischlen-Dokumentation findet sich dazu folgende Beschreibung des örtlichen Stadtschultheißenamts: *Löwe in Lebensgröße (auf mannshohem Sockel) wird von Riesenschlange erwürgt (Sinnbild von Kraft und Falschheit)*.<sup>54</sup> Es bleibt hier unklar, ob der äußere Feind, der innere Gegner oder beide gemeint waren.

In Wachbach besteht das Kriegerdenkmal aus einer kleinen künstlichen Felsen-Gruppe aus Muschelkalksteinen mit der Darstellung eines Hirschs, der von einem Pfeil tödlich getroffen wird (Abb. 12; Anhang Nr. 32)<sup>55</sup>. Der Hirsch, der hier nicht für Württemberg, sondern für das Deutsche Reich steht, hat sich laut Mitteilung von Schultheiß Johann Melber mit seinem Geweih in einem Eichenast

51 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 9.

52 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 20.

53 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 25.

54 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 25.

55 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 45.

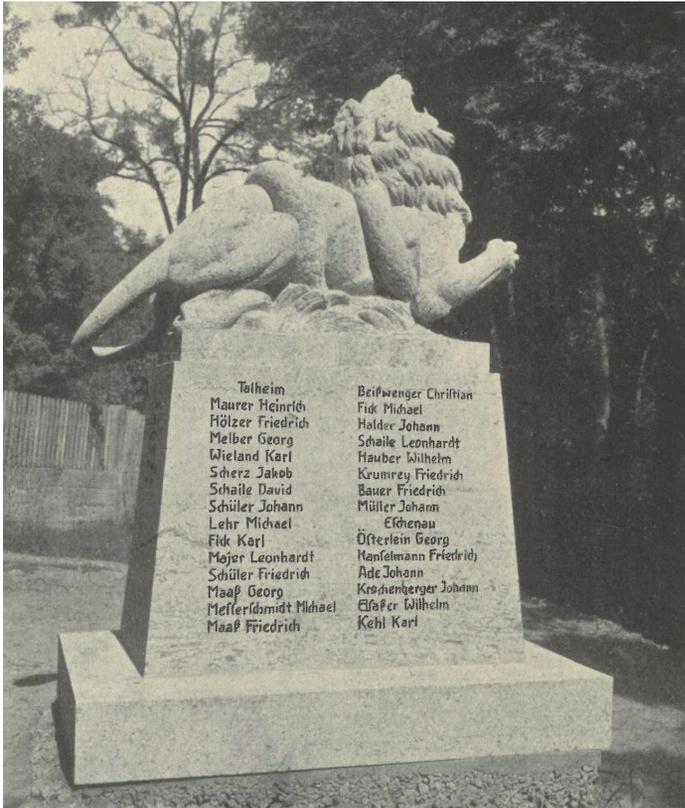


Abb. 11. Von „Riesenschlange“ gewürigter Löwe: 1929 eingeweihtes Gefallenendenkmal in Vellberg (SHA). (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 25; Foto: Stadtschultheißenamt Vellberg)

verfangen, als er Hilfe suchend einer Wasserquelle zustrebte. Ersonnen hat die Landschaftsszene mit der künstlichen Wasserzuleitung ein städtischer Friedhofsgärtner in Würzburg, der aus Wachbach stammte. Auch in diesem Fall dient ein edles Tier, das hinterrücks getötet wird, der nationalen Identifikation.

Die große Mehrheit der Erinnerungsmonumente an die Kriegsoffer der Jahre 1914 bis 1918 besitzt die Form einer Stele, die häufig mit den beiden sehr populären nationalen Kriegssymbolen, dem Stahlhelm und dem „Eisernen Kreuz“, geschmückt ist. Einem Obelisk gleichen oder ähneln die Gedenksteine in Rappach<sup>56</sup> (Anhang Nr. 2) und Scheppach<sup>57</sup> (Abb. 13; Anhang Nr. 3) südwestlich von

56 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 23.

57 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 24.



Abb. 12. Entwurf eines städtischen Friedhofsgärtners: 1921 errichtete künstliche Felsengruppe aus Muschelkalksteinen mit Darstellung eines erlegten Hirschs in Bad Mergentheim-Wachsbach (TBB).

(Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 38; Foto: Holl, Bad Mergentheim)



*Abb. 13. „Einfacher Obelisk mit Grundquader“: Einweihung des  
Gefallenendenkmals in Bretzfeld-Scheppach (KÜN), spätestens Ende 1925.  
(Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 46;  
Foto: Schultheißenamt Scheppach)*

Öhringen sowie in Westheim<sup>58</sup> (Anhang Nr. 23) südlich von Schwäbisch Hall. Außergewöhnliche Formen weisen bzw. wiesen dagegen die beiden vom Architekten Martin Elsaesser (1884–1957) entworfenen Kriegerdenkmale in Baumerlenbach<sup>59</sup> (Anhang Nr. 12) bei Öhringen und in Gründelhardt<sup>60</sup> (Abb. 14; Anhang Nr. 19) östlich von Vellberg auf. In beiden Fällen bildet ein Kubus die Basis, dessen mehr oder weniger hoher vierkantiger Aufsatz in ein Arkanthuskapitell ausläuft.

Als außergewöhnlich sind auch die beiden Kriegerdenkmale in Mainhardt<sup>61</sup> (Anhang Nr. 22) und in Hollenbach<sup>62</sup> (Anhang Nr. 10) bei Mulfingen zu bezeichnen, die aus steinernen Pfeilern bestehen, die sich jeweils um eine alte Dorflinde gruppieren. In Mainhardt bildet die 1871 im Anschluss an den deutsch-französischen Krieg gepflanzte „Friedenslinde“ das Zentrum der Anlage, wie aus folgender Inschrift hervorgeht:

58 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 27.

59 HStAS M 746 Bü 46 Nr. 3.

60 HStAS M 746 Bü 15 Nr. 5.

61 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 20.

62 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 23.



Abb. 14. Im April 1945 durch Granateneinschlag beschädigt: Das spätestens 1925 errichtete Kriegerdenkmal in Frankenhardt-Gründelhardt (SHA) nach einem Entwurf von Martin Elsaesser (1884-1957), Stuttgart. (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 15; Foto: Schultheißenamt Gründelhardt)

*Wie zur Herrlichkeit erstand  
 Unser deutsches Vaterland  
 Diese Linde will's uns deuten  
 Aus vergangenen schönen Zeiten  
 1870/1871<sup>63</sup>*

An anderer Stelle kann man die Zeilen lesen:  
*Von des Weltkriegs blutiger Saat  
 Von der Helden mut'ger Tat  
 Von dem Dank für solche Treue  
 Zeuge diese Säulenreihe  
 1914–1918<sup>64</sup>*

Das Hollenbacher Denkmal besteht neben dem eigentlichen Gedenkstein aus 17 teils vier-, teils sechskantigen Namenspfeilern, die zugleich die Äste der angeblich Jahrtausende alten Linde stützen. In den zentralen Stein waren ursprünglich nur die Worte *Unbesiegt, Unvergessen, Unverloren* eingehauen<sup>65</sup> – auch hier klang das „Versagen der Heimatfront“ an. Später – vermutlich nach dem Zweiten Weltkrieg – wurde das *Unbesiegt* zu *Im Tode Unbesiegt* erweitert und damit uminterpretiert. In der Anlage finden die Bestrebungen des Stuttgarter Architekten und Dozenten Felix Schuster (1876–1950), der zugleich ehrenamtlicher Publizist und Organisator des württembergischen „Heimatschutzes“ war, ihren deutlichen Niederschlag.

In den meisten Städten entstanden schon während des Krieges kleinere Soldatenfriedhöfe für Lazaretttote, Opfer der „Spanischen Grippe“ unter den Fronturlaubern, gestorbene Kriegsgefangene sowie wenige von den Kriegsschauplätzen überführte Gefallene, die nach Kriegsende häufig auch einen gemeinsamen Gedenkstein erhielten. In Schwäbisch Hall wurde im November 1920 auf dem mit insgesamt 53 Deutschen und einem Franzosen belegten Soldatenfriedhof ein Obelisk mit einem Relief aufgestellt, das Herkules im Kampf mit der Hydra zeigt (Abb. 15; Anhang Nr. 26)<sup>66</sup>. Im vorwiegend katholischen Mergentheim, wo auf einem „Ehrenfriedhof“ in Gräberreihen 71 deutsche, 24 französische und acht russische Soldaten sowie ein serbischer Militärangehöriger bestattet worden waren, weihte man 1920 ein Hochkreuz mit Christusfigur ein (Anhang Nr. 31)<sup>67</sup>. Mitte Mai 1926 wurden übrigens in der Kurstadt entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrags unter Aufsicht eines französischen Kontrolleurs die 24 Franzosen, darunter ein Elsässer, exhumiert und bald darauf in einem Sammeltransport nach Frankreich überführt<sup>68</sup>.

63 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 20.

64 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 20.

65 HStAS M 746 Bü 31 Nr. 23.

66 HStAS M 746 Bü 25 Nr. 1.

67 HStAS M 746 Bü 38 Nr. 1.

68 Tauber-Zeitung, 20.5.1926.



*Abb. 15. Herkules im Kampf mit der Hydra: Blick auf den seit 1914 angelegten Soldatenfriedhof in Schwäbisch Hall (SHA) mit dem im November 1920 eingeweihten Denkmal. (Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 746 Bü 25; Foto: Stadtbauamt Hall, spätestens Februar 1926)*

Die nördlichste Oberamtsstadt Württembergs bildete einen Sonderfall: hier scheiterte letztlich Ende 1923 das Projekt eines gemeinsamen konfessionsübergreifenden Gefallenendenkmals für alle örtlichen Kriegsoffer an der Uneinigkeit im Gemeinderat über die Standortfrage und Gestaltung<sup>69</sup>. So blieb es hier bei den Erinnerungsfenstern und -tafeln in den Kirchen beider Konfessionen und in der Synagoge. In der katholischen Marienkirche waren bereits am Fest Mariä Himmelfahrt (15. August) 1916 zwei Chorfenster mit Glasmalereien und den Namen der bis dahin gefallenen Katholiken aus Bad Mergentheim mit einer „Weihepredigt“ enthüllt worden<sup>70</sup>. 1919/20 folgten zwei weitere, etwas bescheidener gestaltete Fenster, ebenfalls von dem renommierten Münchner Glasmalereibetrieb Franz Xaver Zettler geschaffen, mit den Namen der übrigen Gefallenen. 1922 wurden zwei Marmortafeln mit den Namen der 55 protestantischen Kriegs-

<sup>69</sup> Hartwig Behr, Edzard Kellermann: „Kriegsfenster“ und Gedenktafeln erinnern an Mergentheimer Gefallene des 1. Weltkrieges. Ein Kriegerdenkmal auf dem heutigen Deutschordensplatz oder zwischen Münster und Spital kam über Planungsstadium nicht hinaus. In: Fränkische Chronik 2/94 (1.2.1994).

<sup>70</sup> Gageur (wie Anm. 5).

opfer aus der Kurstadt in der evangelischen Schlosskirche angebracht<sup>71</sup>. 1924 folgte als letztes die jüdische Gemeinde, die ihren acht *im Weltkrieg gefallenen Helden* eine Bronzetafel in der Synagoge widmete, die heute im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim ausgestellt ist (Abb. 16)<sup>72</sup>.

## 2. Gefalleneneiern (Beispiel Bad Mergentheim)

Bei der Betrachtung der öffentlichen Gedenkfeiern an die Weltkriegsopfer wollen wir uns auf das Beispiel der in der Stadt Mergentheim bzw. Bad Mergentheim abgehaltenen beschränken. Die erste „Gedächtnisfeier“ in der vorwiegend katholischen Kurstadt, veranstaltet vom „Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen“ sowie der Ortsgruppe der „Vereinigung ehemaliger württembergischer Kriegsgefangener“ fand am katholischen unbeweglichen Festtag „Allerheiligen“ (1. November) 1920 auf dem bereits erwähnten „Ehrenfriedhof“ statt<sup>73</sup>. In den folgenden vier Jahren blieb es weitgehend bei diesem Termin, lediglich 1924, als „Allerheiligen“ auf einen Samstag fiel, verlegte man die Gedenkfeier auf den folgenden Sonntag<sup>74</sup>.

An den Trauerfeiern waren zusätzlich der Militärverein, die Freiwillige Sanitätskolonne vom „Roten Kreuz“, die Versorgungskuranstalt sowie die damals im Schloss kasernierten „Polizeischar 16“ bzw. „Polizeibereitschaft“ beteiligt. Als Hauptredner trat jedesmal Oberst a. D. von Biela auf, der mit ziemlicher Regelmäßigkeit die Unschuld Deutschlands am Ausbruch des Weltkrieges betonte, die große Zahl an Opfern beklagte und die Friedensbedingungen der Gegner mit ihren Auswirkungen auf Deutschland geißelte. Den Gefallenen war nach seinen Worten *nie erlöschender Dank* dafür zu sagen, *daß sie mit ihrem kostbaren Blute unser deutsches Vaterland vor den Schrecknissen dieses furchtbaren Krieges gegen eine ganze Welt von Feinden bewahrt haben*<sup>75</sup>.

Lediglich 1921, als für den 1. November zur Einweihung des Gefallenendenkmals eingeladen wurde, lag die Federführung der Trauerveranstaltung beim Gemeinderat. Eine Ausnahme für die erste Hälfte der 1920er Jahre bildete am 2. November 1924 zudem die Beteiligung der Mergentheimer Ortsgruppe der israelitischen Frontsoldaten mit einer Kranzspende. Die jüdische Gemeinde weihte am gleichen Tag anschließend die bronzene Gedenktafel für die acht jüdischen Kriegsopfer in der Synagoge ein.

Die Gedenkfeier, zu der fortan bis 1932 federführend fast ausnahmslos der Ge-

71 Heinz *Goldammer*: Die evangelische Gemeinde zu Mergentheim und ihre Deutschordens-Schlosskirche. Bad Mergentheim 1970, S. 36, 63.

72 *Behr*: Für und Wider eines Kriegerdenkmals (wie Anm. 6).

73 Tauber-Zeitung, 30.10.1920 (Anzeige), 3.11.1920 (Bericht).

74 Tauber-Zeitung, 29.10.1921 (Anzeige), 3.11.1921 (Bericht), 30.10.1922 (Anzeige), 3.11.1922 (Bericht), 3.11.1923 (Bericht), 31.10.1924 (Anzeige), 3.11.1924 (Bericht).

75 Tauber-Zeitung, 3.11.1920.

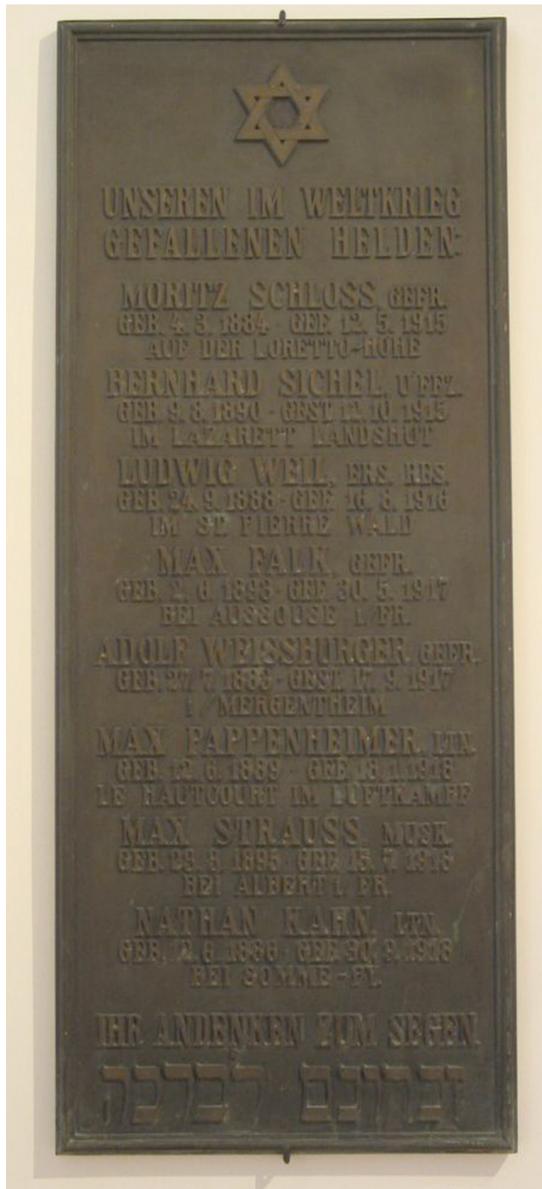


Abb. 16. Heute im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim (TBB) als Leihgabe der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs ausgestellt: Gedenktafel an die acht Gefallenen der örtlichen jüdischen Gemeinde von 1924 aus der Mergentheimer Synagoge. (Foto: Deutschordensmuseum Bad Mergentheim)

meinderat einlud, stand 1925 und 1926 ganz im Zeichen des im Reich zwischen den politischen Lagern und Kirchen ausgefochtenen Streits über deren Terminierung. 1925 orientierte man sich in der Kurstadt an der Empfehlung des Reichsinnenministeriums an die Länder und hielt die Gedenkstunde am 1. März ab<sup>76</sup>. Im Jahr darauf folgte man an der Tauber der Reichsregierung und der Diözese Rotenburg, die den 28. Februar favorisierten bzw. bestimmten<sup>77</sup>. Der 1925er Termin ging auf einen Vorschlag des Bundesvorstandes des „Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge“ in Berlin zurück, der 1926er wurde von dessen Landesverband in Stuttgart gegen das Votum der eigenen Dachorganisation unterstützt, der damit seine Loyalität gegenüber den landeseigenen Interessen höher stellte<sup>78</sup>. Von einem reichseinheitlichen gemeinsamen „Volkstrauertag“ war man damit weit entfernt und noch nicht einmal in Württemberg war eine einvernehmliche Lösung durchsetzbar, wie das Beispiel Stuttgart zeigt. Dort fanden die kommunalen Gefallenenfeiern von 1921 bis 1926 jeweils am zweiten oder dritten Sonntag im Oktober statt<sup>79</sup>.

Nach dem Scheitern des reichsweit propagierten „Volkstrauertages“ beschloss das württembergische Staatsministerium im Herbst 1926 im Einvernehmen mit der evangelischen und der katholischen Oberkirchenbehörde, ab dem folgenden Jahr den Gefallenengedenktag in Württemberg jeweils am letzten Sonntag des Kirchenjahres, also am evangelischen „Totensonntag“, zu begehen<sup>80</sup>. Von 1927 bis einschließlich 1933 fanden auch in Mergentheim die kommunalen Gedenkfeiern an diesem Tag in der zweiten Novemberhälfte statt<sup>81</sup>. Seit 1926 hielt meistens einer der beiden Stadtpfarrer die Gedächtnisrede am Soldaten- bzw. Ehrenfriedhof, die Kirchenglocken läuteten, die staatlichen Einrichtungen und viele Bürgerhäuser waren halbmast oder mit Trauerflor geflaggt. Am Trauerzug, der sich vor dem Rathaus am Marktplatz formierte, beteiligte sich neben vielen Vereinen der Stadt bis 1932 auch die Ortsgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten. Bereits am Vorabend, am „Schabbat“, beging auch die jüdische Gemeinde, wie dies wenigstens für 1927 überliefert ist, ihre Gefallenengedenkfeier. 1933 blieb es zwar noch (in Württemberg) beim Totensonntag<sup>82</sup>, erstmals wurde aber (in Bad Mergentheim) zur Beflaggung mit der Hakenkreuzfahne bzw. in

76 Tauber-Zeitung, 21.2.1925 (Anzeige), 2.3.1925 (Bericht); Alexandra *Kaiser*: Von Helden und Opfern. Eine Geschichte des Volkstrauertags (Campus Historische Studien 56). Frankfurt am Main, New York 2010, S. 97f.

77 Tauber-Zeitung, 26.2.1926 (Hinweis u. Anzeige), 27.2.1926 (Programmhinweis), 1.3.1926 (Bericht).

78 *Kaiser* (wie Anm. 76), S. 97–102.

79 Ebd., S. 94.

80 Tauber-Zeitung, 21.10.1926 (Hinweis); *Kaiser* (wie Anm. 76), S. 102 ff.

81 Tauber-Zeitung, 17.11.1927 (Anzeige), 21.11.1927 (Bericht), 22.11.1928 (Anzeige), 26.11.1928 (Bericht), 22.11.1929 (Anzeige), 25.11.1929 (Bericht), 21.11.1930 (Anzeige), 24.11.1930 (Bericht), 20.11.1931 (Anzeige), 23.11.1931 (Bericht), 16.11.1932 (Anzeige), 21.11.1932 (Bericht), 23.11.1933 (Anzeige), 27.11.1933 (Bericht).

82 *Kaiser* (wie Anm. 76), S. 179f.

den schwarz-weiß-roten Reichsfarben aufgefordert<sup>83</sup>. Am Zug und an der Feier beteiligten sich nun nicht mehr die jüdischen Frontsoldaten, sondern erstmals die Verbände der SA, die Ortsgruppe der NSDAP und die NS-Frauenschaft. In seiner Gedenkrede gab der evangelische Stadtpfarrer Dr. Max Fischer ein strammes Bekenntnis zur neuen Reichsregierung unter Hitler ab, das unter anderem in dem Satz gipfelte: *Der Mann, durch den Gott endlich unser Volk geeinigt hat, hat seine Arbeit begonnen unter dem Eindruck des gewaltigen Kriegserlebnisses, er hat das Vermächtnis der 2 ½ Millionen Toten zu treuen Händen genommen und hat es nun verwirklicht*<sup>84</sup>.

Das neue Regime entschied sich für den fünften Sonntag vor Ostern (2. Fastensonntag bzw. Reminiscere) als Termin für den Gedenktag an die Toten des Ersten Weltkrieges, der fortan als „Heldengedenktag“ seinen festen Platz im Jahreszyklus der NS-Gedenkfeiern einnahm<sup>85</sup>. Als 1934 der erste „Heldengedenktag“ auf den 25. Februar fiel, sah man in Württemberg unter Berücksichtigung des erst drei Monate zurückliegenden Gedenkens des Vorjahrs noch von einer Beteiligung ab<sup>86</sup>. 1934 fand somit – wenigstens in Bad Mergentheim – gar keine Trauerfeier statt.

Die dann im Frühjahr 1935 in Bad Mergentheim erstmals zelebrierte „Helden-Gedenkfeier“ sah ganze Heerscharen von NS-Formationen, die mit den übrigen „gleichgeschalteten“ Verbänden und den Behördenvertretern in militärischer Ordnung vom Marktplatz zum Friedhof und zurück marschierten<sup>87</sup>. Erstmals hielt der NS-Bürgermeister Albert Kuenzlen die Gedenkansprache, in der er betonte, dass der deutsche Soldat bereits im Ersten Weltkrieg, *in diesem schaurigsten aller Kriege, [...] den inneren Wert der deutschen Rasse gezeigt habe*<sup>88</sup>. In gleicher Weise wie einst Oberst a. D. Biela sah Kuenzlen die Bevölkerung den Gefallenen gegenüber *zu großem, unendlichem Dank verpflichtet, die einst in Ost und West, in Nord und Süd den Feind von unserem deutschen Boden abgehalten und dafür ihr Herzblut hingegeben haben*<sup>89</sup>. Die *gefallenen Krieger* seien die *Vorkämpfer des heutigen großen deutschen Reiches* gewesen, denn erst durch den Weltkrieg und seine wirtschaftlichen Folgen habe *die Bewegung Adolf Hitlers* entstehen können<sup>90</sup>. Die Wiedereinführung der Wehrpflicht durch das Reichsgesetz vom 16. März 1935 begründete Kuenzlen mit dem Recht Deutschlands auf *Gleichberechtigung im Völkerleben*<sup>91</sup>.

83 Tauber-Zeitung, 23.11.1933.

84 Tauber-Zeitung, 27.11.1933.

85 *Kaiser* (wie Anm. 76), S. 180–183.

86 Tauber-Zeitung, 23.2.1934, 8.11.1934.

87 Tauber-Zeitung, 15.3.1935 (Anzeige), 18.3.1935 (Bericht).

88 Tauber-Zeitung, 18.3.1935.

89 Ebd.

90 Ebd..

91 Ebd.

### 3. Abschließende Betrachtungen

Die – nicht repräsentativ – ausgewählten 39 Kriegerdenkmale des Ersten Weltkriegs weisen eine außerordentliche Vielfalt auf. Nur 14 von ihnen waren den *Helden*, zwei den *Kriegern* bzw. den *tapferen Kriegern* gewidmet. Neun erinnerten dagegen an die *Söhne*, fünf an die *Gefallenen*, zwei an die *Opfer* bzw. *Kriegsopfer*, eins an die *Brüder*, sechs waren ohne direkte Widmung. An lediglich zwei Monumenten fanden sich einst Andeutungen der These vom „Versagen der Heimatfront“ durch die Verwendung der nationalen Trostformel *Im Felde unbesiegt* (Onolzheim, Anhang Nr. 16) bzw. *Unbesiegt* (Hollenbach, Anhang Nr. 10), die mittlerweile überdeckt bzw. „bereinigt“ wurden.

Den 39 Gefallenendenkmalen liegen Entwürfe von 27 Architekten, Bildhauern, Steinhauern und amtlichen Baumeistern sowie einem Friedhofsgärtner und in einem Fall sogar des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart zu Grunde (vgl. Tabelle im Anhang). Mehrheitlich berücksichtigten die Auftraggeber bei der Planung zwar regionale Kräfte, jedoch kamen in 14 Fällen auch Büros und ein Amt in der Landeshauptstadt zum Zuge. Zu den prominentesten beauftragten Planungsbüros gehörten zweifellos diejenigen der Stuttgarter Architekten und Hochschullehrer Felix Schuster (Entwürfe für Mulfingen-Hollenbach und Öhringen), Martin Elsaesser (Entwürfe für Öhringen-Baumerlenbach und Frankenhardt-Gründelhardt) sowie Wilhelm Jost (Entwürfe für Crailsheim, Fichtenau-Wildenstein und Creglingen).

Felix Schuster (1876–1950) gehörte 1909 zu den Gründungsmitgliedern des „Bundes für Heimatschutz in Württemberg“ und war jahrzehntelang dessen 2. Vorsitzender<sup>92</sup>. Zu den Tätigkeitsfeldern des Bundes zählten u. a. die Bestrebungen, durch Präsentation von Beispielen und Musterentwürfen die Gestaltung öffentlicher Anlagen, etwa von Friedhöfen, Grabstätten und Gefallenendenkmälern, zu beeinflussen. Die Steinstelen um die alte Dorflinde in Mulfingen-Hollenbach (Anhang Nr. 10) und die Reliefsteine im Kreuzgang von Öhringen (Anhang Nr. 11) zeigen, wie sehr sich Schuster bei seinen Entwürfen im wertkonservativen Sinne um Anpassung an ältere Natur- und Kulturdenkmale bemühte.

Martin Elsaesser (1884–1957), Schüler und Assistent von Theodor Fischer und Paul Bonatz, seit 1920 Direktor der Kölner Kunstgewerbeschule und seit 1925 Baudirektor und Professor der Kunstgewerbeschule in Frankfurt/Main, gilt als Vertreter eines modernen, „organisch gefaßten Architektur-Empfindens“<sup>93</sup>. Seine beiden recht ähnlichen Entwürfe für Baumerlenbach (Anhang Nr. 12) und Gründelhardt (Abb. 14; Anhang Nr. 19) verbinden geometrische Formen mit zurückhaltendem floralen und figuralen Dekor im Sinne der Reformarchitektur. Beide

92 Fritz *Endemann*: Felix Schuster, Architekt, Dozent und Heimatschützer. In: Württembergische Biographien. Band 1. Stuttgart 2006, S. 257–260.

93 Oswald *Hederer*: Elsässer, Martin. In: NDB. Bd. 4. Berlin 1959, S. 462 f.

qualitätvollen Entwürfe weichen erheblich von denen der anderen Gefallenen-  
denkmale in der Region ab.

Wilhelm (Hermann) Jost (1887–1948), auf den die Entwürfe von Crailsheim, Wildenstein und Creglingen zurückgehen, stand als Schüler, Assistent und später Dozent unter dem Einfluss von Paul Schmitthenner und der „Stuttgarter Schule“<sup>94</sup>. Diese an der Technischen Hochschule in Stuttgart gelehrte und vertretene Stilrichtung des Traditionalismus verwarf zwar den Historismus, vertrat aber dennoch eine material- und werkgerechte Bauweise in handwerklicher Tradition und mit natürlichen Materialien. Die größtenteils in Muschelkalk ausgeführten Entwürfe für Wildenstein<sup>95</sup> (Anhang Nr. 18) und Creglingen (Anhang Nr. 33) sind dieser Schule verpflichtet, sie lassen aber vielleicht auch schon Josts späteres Engagement für die NS-Architektur erahnen<sup>96</sup>. Mit dem 1927 eingeweihten Denkmal in Crailsheim (Abb. 8; Anhang Nr. 15) kam zwar ein gemeinsamer Entwurf von Jost mit dem Schwäbisch Gmünder Bildhauer Jakob Wilhelm Fehle (1884–1974) zur Ausführung, die wohl weitgehend von dem Remstaler Künstler gestaltete, umstrittene Figur eines *nackten Jünglings* stand jedoch im Zentrum der Anlage und aller Aufmerksamkeit.

Im Zusammenhang mit den Denkmalsentwürfen sei hier wenigstens ein Künstler aus der Region herausgegriffen, der Bad Mergentheimer Bildhauer Peter Feile (1866–1927), dessen Planungen 1919 in Igersheim, 1922 in Herrenzimmern und 1923 in Kocherstetten verwirklicht wurden. Der gebürtige Markelsheimer hatte sich frühzeitig der Bildhauerei gewidmet, *mehrere Kunstschulen* besucht und danach abwechselnd in Wiesbaden und Rom gelebt, wo er ein eigenes, von seinem Onkel übernommenes Atelier unterhalten und eine *deutsche Jungkünstler-schule* geleitet hatte<sup>97</sup>. Beim Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg auf Seiten der Entente war Feile 1915 aus Rom vertrieben *und seiner ganzen Habe, unter der sich wertvolle Kunstgegenstände befanden, beraubt* worden<sup>98</sup>. Der Entwurf des Katholiken für die vorwiegend katholische Gemeinde Igersheim (Abb. 1; Anhang Nr. 35) mit Christus am Kreuze war verhältnismäßig konventionell. Eine durchaus eigene Handschrift verraten dagegen die Planungen für die Monumente in Herrenzimmern (Anhang Nr. 37) und Kocherstetten (Anhang Nr. 8), deren Sockel unter Mithilfe der Bevölkerung im ersten Fall aus Feldsteinen in den nahe gelegenen Schluchten, im zweiten Fall aus Findlingen aus den Talwäldern der unmittelbaren Umgebung zusammengetragen und aufgeschichtet worden waren.

94 [tu-dresden.de/die\\_tu\\_dresden/zentrale\\_einrichtungen/ua/navpoints/archiv/bestaende/Findb-NL/NLJost](http://tu-dresden.de/die_tu_dresden/zentrale_einrichtungen/ua/navpoints/archiv/bestaende/Findb-NL/NLJost) (Stand 2011).

95 Die Mauerung in Fichtenau-Wildenstein besteht aus Stubensandstein.

96 Jost war seit 1928 ordentlicher Professor und von 1937 bis 1945 Rektor (an) der Technischen Hochschule Dresden, wurde 1946 von der russischen Besatzungsmacht verhaftet und starb 1948 im Lazarett Wolsk beim Zwangsarbeitslager Saratow.

97 Tauber-Zeitung, 28.2.1927 (Nachruf).

98 Ebd..

An dieser Stelle seien Hinweise auf Veränderungen und Verluste im Denkmalbestand eingeflochten. Unmittelbare Kriegseinwirkungen durch die heftigen Kämpfe im April 1945 sind nur für die beiden Denkmale in Frankenhardt-Gründelhardt und Rot am See nachgewiesen. Das von Martin Elsaesser gestaltete Monument in Gründelhardt (Abb. 14; Anhang Nr. 19) wurde durch eine am 21. April 1945 aus Richtung Burgberg (bei Crailsheim) abgefeuerte Granate offensichtlich erheblich beschädigt<sup>99</sup>. Zwar wurde der *am Kriegsende verwüstete Kriegerdenkmalsplatz* im Sommer 1950 *würdig hergerichtet*<sup>100</sup>, als Mitte 1956 jedoch die Erweiterung der Anlage für die Opfer des Zweiten Weltkrieges zur Beratung kam, sprach sich der damalige Sachbearbeiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, Walter Supper, gegen die Einbeziehung des alten Denkmals aus. *Das Denkmal 1914/18 kann*, so heißt es in einem Schreiben des Landratsamtes Crailsheim an die Gemeinde vom 16. Juli 1956, *durch die erlittene Kriegsbeschädigung nicht verwendet werden und ist deshalb ganz abzutragen*<sup>101</sup>. Was dann zweifellos auch in die Tat umgesetzt wurde.

In Rot am See (Anhang Nr. 24) war im April 1945 *bei den Kampfhandlungen*, wie aus einem Schreiben des dortigen Bürgermeisters an den Kirchberger Bildhauer Erwin Heinz vom 25. April 1947 hervorgeht, *von einem Soldaten des Denkmals der Kopf abgeschossen* worden<sup>102</sup>. Laut Durchschlag des „Meldebogens über Beseitigung von militärischen und nazistischen Denkmälern und Museen“ vom Oktober 1946 war auf dem Denkmal dargestellt, *wie ein Soldat einen sterbenden Kameraden im Arm hält*<sup>103</sup>. Auf die weitere Frage nach militärischen Symbolen am Monument lautet die Antwort auf dem Meldebogen: *Von den beiden Soldaten trägt der eine davon einen Stahlhelm*<sup>104</sup>. Als Bildhauer Heinz im Sommer 1947 das Gefallenendenkmal für 130 Reichsmark renovierte<sup>105</sup>, entschied man sich offensichtlich für einen Frauenkopf anstelle des bisherigen Soldatenhauptes. Nicht anders ist es jedenfalls zu verstehen, wenn der Rothenburger Bildhauer Johannes Oertel in einer Zuschrift an das Bürgermeisteramt vom Mai 1954 den *nachgerade unmöglichen Frauenkopf* hervorhebt<sup>106</sup>. Schließlich erhielt Oertel 1958 den Auftrag zur Einfügung neuer Steintafeln mit den Opfern beider Weltkriege und zur Neubearbeitung des *mit Zementmasse in nicht sehr*

99 HStAS J 170 Bü 4.

100 Hohenloher Tagblatt, 5.12.1950.

101 Gemeindearchiv Frankenhardt, frühere Gemeinde Gründelhardt A 668.

102 Gemeindearchiv Rot am See A 335. – Der in Rot am See wohnende regionale Buchautor Herbert Schübler war Augenzeuge, als am Kriegsende ein US-Militärangehöriger nach dem Soldatenkopf des Denkmals zielte (frdl. Mitteilung Herbert Schübler, Sommer 2014). In der „Geschichtlichen Darstellung der letzten Kriegstage“ des Bürgermeisters Walch unter Mitarbeit des Oberlehrers Karl Lutz vom 28.10.1948 wird die Episode nicht erwähnt (HStAS J 170 Bü 4).

103 Gemeindearchiv Rot am See A 335.

104 Ebd.

105 Gemeindearchiv Rot am See R 17.

106 Gemeindearchiv Rot am See A 335.

*glücklicher Form* ergänzten Kopfes<sup>107</sup> – die Geschlechtsumwandlung war nun komplett.

Vollkommen unversehrt überdauerte dagegen das von Peter Feile entworfene und 1919 am örtlichen Friedhofseingang aufgestellte Igersheimer Denkmal die Kriegs- und Besatzungszeit (Abb. 1; Anhang Nr. 35). Als in diesem Nachbarort von Bad Mergentheim die Frage der Erweiterung um die Namenstafeln der Gefallenen des Zweiten Weltkrieges auf der Tagesordnung stand, gab der staatliche Denkmalpfleger Walter Supper im November 1954 folgende Stellungnahme ab: *Dem Kriegerdenkmal des 1. Weltkriegs haftet allzu sehr der Geschmack des Gestrigen an, weshalb es in seiner jetzigen Form nicht in die Neuanlage des künftigen Denkmals einbezogen werden kann*<sup>108</sup>. Zur Frage der Verwendung des alten Denkmals schlug der Konservator vor, es entweder unverändert an seinem alten Platz zu belassen oder nur den Teil des Monuments mit den Namen der Gefallenen in die neue Anlage einzubeziehen. Die Gemeinde entschied sich schließlich für die komplett neue Anlage einer niedrigen Mauer rechts der Friedhofskapelle, in die neue Namenstafeln der Gefallenen beider Weltkriege eingelassen werden sollten. Den Auftrag für die Neugestaltung erhielt 1955 der Fellbacher Architekt Philipp Olkus, der bereits die Friedhofskapelle entworfen hatte<sup>109</sup>. Über den Verbleib des alten Denkmals ist nichts bekannt<sup>110</sup>. Im Fall ihres ganz ähnlichen Denkmals entschied sich die Gemeinde Oberginsbach bei Krautheim für den Erhalt (Anhang Nr. 7).

Bei drei der zwischen dem 12. Januar und dem 8. Mai 2014 aufgesuchten 39 Gefallenendenkmalen mit Soldatendarstellungen konnten erhebliche Veränderungen gegenüber der Zwischenkriegszeit festgestellt werden, ohne dass bisher die Zeitpunkte und Ursachen der Eingriffe ermittelt werden konnten. Die stehenden Soldatenfiguren in Blaufelden-Wiesebach (Abb. 7; Anhang Nr. 14) und in Schwäbisch Hall-Gailenkirchen (Anhang Nr. 27) sind von ihren Sockeln geholt und ebenerdig aufgestellt, die kniende Soldatenfigur in Vellberg-Großaltdorf (Anhang Nr. 30) auf ein neues Podest gestellt worden. Mit den alten Sockeln in Gailenkirchen und Großaltdorf verschwanden auch die einstigen Widmungsschriften *Unseren Helden vom Weltkrieg 1914–1918* bzw. *Unseren Helden*. In Gailenkirchen wird jetzt *den Toten der Kriege* gedacht, in Großaltdorf *den Toten die Ehre* erwiesen.

In sieben von 39 Fällen – in Bretzfeld-Bitzfeld, Bretzfeld-Rappach, Bretzfeld-Scheppach, Ingelfingen-Stachenhausen, Kupferzell, Öhringen-Ohrnberg und Schwäbisch Hall-Hessental – wurden die Gefallenendenkmale von der Ortsmitte auf den Friedhof versetzt. Bis auf wenige Ausnahmen – Bad Mergentheim (kein zentrales Gefallenendenkmal), Crailsheim (keine Namenstafeln der Gefal-

107 Ebd.

108 Gemeindearchiv Igersheim A 145 Flattich 9320.

109 Ebd., Flattich 9320 und B 550.

110 Frdl. Auskunft Ulrich Dallmann, 2.5.2014

lenen des Ersten Weltkrieges), Creglingen-Schön, Kirchberg-Dörrmenz, Mulfingen-Hollenbach, Niederstetten und Schwäbisch Hall – sind die bestehenden Anlagen durch in unmittelbarer Nähe angebrachte oder aufgestellte Tafeln oder Steine mit den Namen der Opfer des Zweiten Weltkrieges ergänzt worden.

Zum Abschluss sei der 2192 Gefallenen und Vermissten des Ersten Weltkrieges gedacht<sup>111</sup>, an die die ausgewählten, vorwiegend in Muschelkalk oder Sandstein ausgeführten 39 Denkmale erinnern. Selbstverständlich sagt das Kriegsgedenken in seinen vielfältigen Formen mehr über die Nach- und Überlebenden als über die Toten selbst aus. Kriegsdenkmale und Gedächtnisfeiern für Gefallene waren und sind stets von der Zeit und vom kulturellen Umfeld geprägt. Die vorgestellten 39 Gefallenendenkmale sind aus Gründen der Denkmalpflege und der Pietät im jetzigen Zustand unbedingt erhaltenswert. Eine eingehendere Beschäftigung mit der Geschichte der einzelnen, teilweise nach dem Zweiten Weltkrieg „bereinigten“ örtlichen Monumente ist überfällig<sup>112</sup>.

111 Die Zahl setzt sich aus den einzelnen Zahlenangaben in 38 der 39 zwischen 1925 und 1929 ausgefüllten Fragebögen und im Einweihungsbericht über das Crailsheimer Gefallenendenkmal im „Fränkischen Grenzboten“ vom 13.9.1927 zusammen (HStAS M 746 Bü 15, 20, 22, 25, 31, 38, 46).

112 In der örtlichen Literatur stößt man zwar fast durchweg auf Namenslisten der Kriegsoffer, kaum aber auf Ausführungen über die Errichtung und etwaige Veränderung der Monumente.

**Anhang: 39 ausgewählte Gefallenendenkmale in Württembergisch-Franken in Stichworten**

<b>Hohenlohekreis</b>						
Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen
1. Bretzfeld-Bitzfeld	Siegfried, Löwe und Hirsch	„Unsern im Weltkrieg 1914-18 gefallenen Söhnen gewidmet.“	Architekt Adolf Mössinger, Stuttgart	Schulgemeinde Bretzfeld	spätestens 1925	Figuren von der Außenseite des Kirchenchors auf Friedhof versetzt, neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, keine besondere Widmung mehr
2. Bretzfeld-Rappach	Obelisk	„Zum Andenken an unsere im Weltkrieg gefallenen Helden“	Steinbildhauer Wolf, Bretzfeld	Gemeinde und Kriegerverein Rappach	spätestens 1925	von Garten bei der Kirche auf Friedhof versetzt, gesonderte Steine für WK II
3. Bretzfeld-Scheppach	Obelisk	„Gewidmet den im Weltkrieg gefallenen Söhnen der Gemeinde Scheppach“	Bildhauer Karl Christian Schumm, Bretzfeld-Bitzfeld	Gemeinde Scheppach	spätestens 1925	vom Dorfeingang in die Aussegnungshalle versetzt, Steinkreuze auf den seitlichen Sockeln fehlen, gesonderte Tafel für WK II
4. Ingelfingen-Eberstal	Christus am Kreuz	„Zum ehrenden Gedächtnis unserer Gefallenen 1914-“	Bildhauer Ludwig Beez (1903-1988), Künzelsau	Kriegerverein Eberstal und Stifter	20.11.1927	Anlage ergänzt um gesonderte Steine für WK II

<sup>1</sup> Abkürzungen: WK I = Erster Weltkrieg, WK II = Zweiter Weltkrieg.

Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen <sup>1</sup>
5. Ingelfingen-Hermuthausen	Obelisk mit Friedensengel und Stahlhelm	1918“ „Den Gefallenen/ Zum Gedächtnis/ Die Gemeinde/ Aus Dankbarkeit“	Architekt Rudolf Lutz, Stuttgart	Gemeinde Hermuthausen	spätestens 1925	offensichtlich unverändert
6. Ingelfingen-Stachenhausen	Adler	„Für unsere im Weltkrieg gefallenen Söhne“	Steinhauer Keller, Hollenbach	Gemeinde Stachenhausen durch freiwillige Gaben	1924	von der Ortsmitte auf den Friedhof versetzt, neue Tafel mit Ergänzung für WK II eingelassen, neue Widmung: „Unseren Gefallenen und Vermißten der Weltkriege“
7. Krauthheim-Oberginsbach	Christus am Kreuz	„Den gefallenen Helden von Oberginsbach“	Bildhauer Ludwig Beez (1903-1988), Künzelsau	Gemeinde Oberginsbach	spätestens 1929	Anlage um gesonderte Steine für WK II ergänzt
8. Künzelsau-Kocherstetten	fallender Soldat	„Gewidmet unseren Helden“	Bildhauer Peter Feile (1866-1927), Bad Mergentheim	Gemeinde Kocherstetten	Mai 1923	Anlage um gesonderte Steine für WK II ergänzt
9. Kupferzell	ruhender Löwe	„Ihren im Weltkrieg gefallenen Söhnen die dankbare Heimat 1923“	Bildhauer Köberer, Kupferzell	Evangelische Schulgemeinde (Gemeindeverband)	spätestens 1925	von der Ortsmitte an den Friedhofseingang versetzt, Anlage um gesonderte Steine für WK II ergänzt
10. Mulfingen-Hollenbach	Steinstelen um Baum	„Ihren gefallenen Söhnen/ Die dankbare	Prof. Felix Schuster (1876-1950), Stuttgart	Gemeinde Hollenbach	spätestens 1925	Insschrift „Unbesiegt“ zu „Im Tode unbesiegt“

Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen <sup>1</sup>
11. Öhringen	Wandreliefs mit Darstellung von drei Soldaten	Heimatgemeinde“ „Unseren gefallenen Helden zum ehrenden Gedächtnis 1914-18“	Prof. Felix Schuster (1876-1950), Stuttgart	Evangelische Kirchengemeinde	spätestens 1925	erweitert unverändert, Tafeln für WK II im Kreuzgang
12. Öhringen-Baumerlenbach	Quader mit kleiner Säule	„Den gefallenen Söhnen zum Ehrengedächtnis errichtet von der Gemeinde Baumerlenbach im Jahr 1921.“	Prof. Martin Elsaesser (1884-1957), Frankfurt a. Main	bürgerliche und kirchliche (evangelische) Gemeinde Baumerlenbach	1921	Anlage ergänzt durch Gedenksteine für WK II
13. Öhringen-Ohmberg	kniender Ritter	keine direkte Widmung	Geb. Macholdt, Stuttgart	Gemeinde Ohmberg	1922	vom Platz an der Kirche auf die Friedhofsmauer versetzt, Figur um 90 Grad auf dem Sockel gedreht, gesonderte Steine für WK II
<b>Landkreis Schwäbisch Hall</b>						
14. Blaufelden-Wiesbach	stehender Soldat	„Unseren gefallenen Brüdern zum Gedächtnis“	Bildhauer Beykriefer, Rothenburg o. d. Tauber	Gemeinde (Teilgemeinde)	12.7.1925	Soldat etwa 3 Meter vom Sockel ebenerdig aufgestellt, gesonderte Steine für WK II
15. Crailsheim	niedersinkender Nackter mit	„Ihren Helden von 1914-18 die Stadt	Prof. Wilhelm Jost (1887-1948),	Gemeinde	11.9.1927	unverändert

	Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen
		Schwert	Crailsheim <sup>4</sup>	Stuttgart, u. Bildhauer Wilhelm Fehrle (1884-1974), Schwäbisch Gmünd			
16.	Crailsheim-Onolzheim	Soldat zu Pferd	keine besondere Widmung	Steinhauer Gebr. Schubert, Crailsheim	Gemeinde Onolzheim	1928	seitliche Inschrift „Im Felde unbesiegt“ durch neue Metallplatte für WK I verdeckt, neue Widmung: „Ehrendes Gedenken den Toten der Gemeinde im Weltkrieg 1914-1918“, gesonderte Tafeln für WK II
17.	Fichtenau-Lautenbach	Trauernde mit Kind	„Unsere Gefallenen von 1914-18 zu Ehren“ <sup>4</sup>	Bildhauer Christian Schubert, Crailsheim	Gemeinde Lautenbach	1926	neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, reduzierte Widmung: „Unsere Gefallenen“
18.	Fichtenau-Wildenstein	Adler	„Unsere Gefallenen Helden“ <sup>4</sup>	Prof. Wilhelm Jost (1887-1948), Stuttgart	Gemeinde Wildenstein	spätestens 1926	neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung „Unsere Gefallenen“

	Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen <sup>1</sup>
19.	Frankenhardt-Gründelhardt	Quader mit Säule	„Den im Kriege 1914-18/ Gefallenen u. Gestorbenen/ Die dankbare Heimatgemeinde/ Gründelhardt.“	Prof. Martin Elsaesser (1884-1957), Stuttgart	Gesamt-gemeinde Gründelhardt	spätestens 1925	durch Granate im April 1945 offensichtlich erheblich beschädigt, frühestens 1956 abgetragen und durch neue Anlage für beide Kriege ersetzt
20.	Gaildorf	Adler, zwei Stahlhelme	„Unsern Helden“	Bildhauerwerkstatt Geschwister Bühler, Gaildorf	Stadtgemeinde	1922	neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, Jahreszahlen beider Kriege
21.	Kirchberg-Dörrmenz	Adler	„Unsern Helden“	Bildhauer Bernhard Grupp, Göppingen	Einwohner von Dörrmenz	1921	unverändert
22.	Mainhardt	Steinstelen um Baum	„Den Opfern des Weltkriegs 1914-1918/ Die Heimat in treuem Gedenken“	Regierungsbau-meister Franz Eble, Schwäbisch Hall	Gemeinde	1923	Anlage um drei gesonderte Gedenksteine für WK II ergänzt
23.	Rosengarten-Westheim	Obelisk mit Stahlhelmsrelief und Kreuz	„Zum Andenken an die im Weltkrieg 1914-1918 gefallenen Krieger von Westheim.“	Architekt Friedrich Brau(t)z, Rosengarten-Westheim	bürgerliche Gemeinde Westheim	30.9.1923	neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung: „Den Gefallenen u. Vermissten der Gemeinde

	<b>Gemeinde</b>	<b>Motiv, Form</b>	<b>Widmung</b>	<b>Entwurf</b>	<b>Auftraggeber, Finanzierung</b>	<b>Einweihung</b>	<b>Veränderungen<sup>1</sup></b>
24.	Rot am See	Soldat mit totem Kameraden im Arm	„Unsere Helden gefallen im Weltkrieg 1914-18 zum Gedächtnis. Gemeinde Rot a. See.“	Büro für Architektur und Bauleitung Dr. Ing. Wilhelm Fritz, Stuttgart	Gemeinde	1921	Westheim in Dankbarkeit gewidmet“, Kartusche mit Stahlhelmsrelief entfernt, neues Metallkreuz auf der Spitze Soldatenkopf im April 1945 durch Beschluss zerstört, wohl 1947 durch Frauenkopf ersetzt, neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung: „Unsere Gefallenen und Vermissten der beiden großen Kriege.“
25.	Schwäbisch Hall	Trauernde	„1914 – Unsere tapferen Krieger – 1918.“	Stadtbaumeister Wilhelm Benz, Schwäbisch Hall	Stadtgemeinde	1920	unverändert
26.	Schwäbisch Hall (Soldatenfriedhof)	Herkules im Kampf mit der Hydra	keine direkte Widmung	Stadtbaumeister Wilhelm Benz, Schwäbisch Hall	Stadtgemeinde	1920	holzerne Grabkreuze durch Steine ersetzt
27.	Schwäbisch Hall-Gailenkirchen	stehender Soldat	„Unsere Helden vom Weltkrieg	Kunstbildhauer Max Natter,	Ortsvorsteher Wütherich mit	1923	Anlage neu gestaltet, Soldat

	<b>Gemeinde</b>	<b>Motiv, Form</b>	<b>Widmung</b>	<b>Entwurf</b>	<b>Auftraggeber, Finanzierung</b>	<b>Einweihung</b>	<b>Veränderungen<sup>1</sup></b>
			1914-1918“	Stuttgart	Unterstützung der Gemeindeangehörigen		ohne Sockel, neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung: „Den Toten der Kriege“
28.	Schwäbisch Hall-Hessental	Ritter vor Quader mit „Weltkugel“	keine direkte Widmung	Kunsthildhauer Max Natter, Stuttgart	Gemeinde und Einwohnerschaft	1925	von der Ortsmitte auf den Friedhof versetzt, „Weltkugel“ verschwunden, Anlage um gesonderte Tafel für WK II erweitert
29.	Vellberg	Löwe im Todeskampf, Schlange	„Unsern Kriegsoffern aus Dankbarkeit errichtet“	Bildhauer Friedrich Lutz, Weikersheim-Laudenbach	Einwohnerschaft der Gesamtgemeinde Vellberg und der Kirchengemeinde Stöckenburg	1929	Anlage um gesonderte Metallplatten für WK II in der Mauer erweitert
30.	Vellberg-Großaltdorf	kniender Soldat	„Unseren Helden“	Württ. Landesamt für Denkmalpflege	Krieger- und Militärverein	19.7.1925	neuer Sockel, Kopf verändert (?), neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung: „Den Toten die Ehre“

	Gemeinde	Motiv, Form	Widmung	Entwurf	Auftraggeber, Finanzierung	Einweihung	Veränderungen <sup>1</sup>
	<b>Altkreis Mergentheim (Main-Tauber-Kreis)</b>						
31.	Bad Mergentheim (Soldatenfriedhof)	Christus am Kreuz	keine direkte Widmung	Bildhauer und Granitwerkbesitzer Ludwig Friesinger (1890-1954), Bad Mergentheim	Gemeinde	1920	Anlage durch einen Stein „Mahnung zum Frieden“ erweitert
32.	Bad Mergentheim-Wachbach	verwundeter Hirsch	„Ihren im Weltkrieg 1914-1918 gefallenen Söhnen die dankbare Gemeinde Wachbach“	Städtischer Friedhofsgärtner Anton Wörmer, Würzburg	Gemeinde Wachbach	1921	neue Tafeln unter Einbeziehung von WK II, neue Widmung: „Ihren gefallenen Söhnen in treuem Gedenken die Gemeinde Wachbach“, Wasserauslauf nicht mehr im Betrieb (?)
33.	Creglingen	Adler mit Schlangen in den Krallen	„Ihren im Kriege/ 1914-1918/ Gefallenen/ in Dankbarkeit/ errichtet/ 1922/ Creglingen/ mit den Gemeinden/ Erdbach und Klingen“	Prof. Wilhelm Jost (1887-1948), Stuttgart	Stadtgemeinde	18.6.1922	Inschriften auf Säulenschaft um WK II ergänzt, neue Widmung: „Unsere Gefallenen und Vermissten aus beiden Weltkriegen zum Gedächtnis“
34.	Creglingen-Schön	Löwe und Stahlhelm	„Die dankbare Gemeinde ihren im Weltkrieg 1914/18“	Bildhauer Georg Meder, Rothenburg o. d.	Teilgemeinde Schön	1922	neue Widmung: „Den Opfern des Weltkrieges 1914-“

	<b>Gemeinde</b>	<b>Motiv, Form</b>	<b>Widmung</b>	<b>Entwurf</b>	<b>Auftraggeber, Finanzierung</b>	<b>Einweihung</b>	<b>Veränderungen<sup>1</sup></b>
			gefallenen Söhnen“	Tauber			1918 in Dankbarkeit gewidmet von der Gemeinde Schön“
35.	Igersheim	Christus am Kreuz	„Den gefallenen Helden von Igersheim“	Bildhauer Peter Feile (1866-1927), Bad Mergentheim	Gemeinde	1919	abgebaut, ersetzt an anderer Stelle durch neue Anlage für beide Kriege (1955)
36.	Niederstetten	kniender Soldat	„Den tapferen Helden 1914-1918“	Bildhauer Schumm, Niederstetten, und Kunstbildhauer Karl Eisele, Stuttgart	Stadtgemeinde	22.5.1922	unverändert
37.	Niederstetten-Herrenzimmern	Adler	„Unseren im Kampfe fürs Vaterland gefallenen Söhnen“	Bildhauer Peter Feile (1866-1927), Bad Mergentheim	freiwillige Gaben und kommunaler Zuschuss	18.6.1922	um Steinplatte für WK II am Fuß ergänzt
38.	Niederstetten-Vorbachzimmern	Christus mit sterbendem Soldaten	„Unsern Helden zur Ehre.“	Bildhauer Friedrich Lutz, Weikersheim-Laudenbach	Gemeinde Vorbachzimmern	spätestens 1926	Anlage durch zwei flankierende Stelen für WK II ergänzt
39.	Weikersheim-Neubronn	Trauernde	keine direkte Widmung	Bildhauer Friedrich Lutz, Weikersheim-Laudenbach	freiwillige Gaben der Gemeindeglieder von Neubronn	November 1920	Anlage durch gesonderte Steine für WK II ergänzt



# „Heimatfront“: Deutschland im Ersten Weltkrieg

VON GERHARD HIRSCHFELD<sup>1</sup>

Der Erste Weltkrieg ist ohne jeden Zweifel die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. Diese inzwischen geradezu inflationär verwendete Formulierung stammt von dem US-amerikanischen Historiker und Diplomaten George Frost Kennan. Kennan suchte damit den Ausgang der politischen und militärischen Entwicklung zu benennen, die Europa schließlich in einen Zweiten, noch weitaus schrecklicheren, Weltkrieg geführt hatte. Die unmittelbaren Folgen des Ersten Weltkriegs sind bekannt: Der Weltkrieg führte zum Untergang von vier kaiserlichen Großreichen – des Deutschen Kaiserreichs, des Russischen (Zaristischen) Reiches, des Österreich-Ungarischen Vielvölkerstaats sowie des Osmanischen Reiches – und er bahnte den USA den Weg zur Weltmacht. Der Weltkrieg löste die Russische Revolution aus und wurde so zum Geburtshelfer der Sowjetunion. Weder der Aufstieg des italienischen Faschismus noch der des deutschen Nationalsozialismus wären ohne den Ersten Weltkrieg denkbar. Andererseits vermochte der Krieg nicht die bereits lange vor 1914 anstehenden Konflikte auf dem Balkan zu beseitigen – im Gegenteil: er verschärfte sie noch. Dafür bescherte sein Ausgang der Welt im Nahen Osten neue, teilweise bis heute unge löste Probleme. All dieses gehört mittlerweile zum Grundwissen der Geschichte des 20. Jahrhunderts, erklärt jedoch nicht das Ursächlich-Katastrophische des Weltkrieges, den schon die Zeitgenossen als den „Großen Krieg“ bezeichneten: „The Great War“, „La Grande Guerre“, „De Groote Oorlog“. Auch in Deutschland sprach man damals vom „Großen Krieg“<sup>2</sup>.

1 Der Aufsatz ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung von Kapitel 6 aus Gerhard *Hirschfeld* und Gerd *Krumeich*: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt a. M. 2013. Die zitierten Ego-Dokumente stammen aus der Lebensdokumentensammlung der Bibliothek für Zeitgeschichte in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

2 Auf folgende grundlegende Literatur wurde zurückgegriffen: Roger *Chickering*: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn u. a. 2009; *Ders.*: Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg. München 2002; Ute *Daniel*: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg. Göttingen 1989; *Dies.*: Frauen. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. v. Gerhard *Hirschfeld*, Gerd *Krumeich* und Irina *Renz*, 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. Paderborn u. a. 2014, S. 116–134; Karl *Hampe*: Kriegstagebuch, hg. v. Folker *Reichert* und Eike *Wolgast*. München 2004; Heinz *Hürten*: Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. In: Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. Hg. v. Wolfgang *Michalka*. München 1994, S. 725–735; Sven Felix *Kellerhoff*: Heimatfront. Der Untergang der heilen Welt – Deutschland im Ersten Weltkrieg. Köln 2014; Jürgen *Kocka*: Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918. Göttingen 1973; Kurt *Meier*: Evangelische Kirche und Erster Weltkrieg. In: Der Erste Weltkrieg. S. 691–724; Wolfgang J. *Mommsen*: Bürgerstolz und

Was diesen Krieg in den Augen der Mitlebenden „groß“ werden ließ, war die Tatsache, dass der Erste Weltkrieg ein „Massen- und Maschinenkrieg“ war, wie es ihn bis dahin nicht gegeben hatte – ein Krieg, in welchem individuelle Opfer millionenfach gefordert und scheinbar bereitwillig entrichtet wurden. Allein der Kriegsbeginn im August/September 1914 mit seinen ungemein blutigen „Grenzschlachten“ in Elsass-Lothringen brachte höhere Verluste an Soldaten als der gesamte Deutsch-Französische Krieg von 1870/71. Von den zwischen August 1914 und November 1918 weltweit eingesetzten mehr als 60 Millionen Soldaten verloren nahezu zehn Millionen ihr Leben: auf den Tag umgerechnet waren dies mehr als 6000 Soldaten. Etwa 15 Millionen Soldaten wurden verwundet: manche hatten die Folgen der Verwundung ein ganzes Leben zu tragen, für viele verkürzte sich dadurch die Lebenserwartung erheblich. Die Soldaten fielen nicht nur in den großen Schlachten an der Westfront – in Flandern, bei Verdun und an der Somme –, dort, wo für nur wenige Kilometer Bodengewinn Hunderttausende ihr Leben lassen mussten. Auch im Osten Europas, auf dem Balkan, in den Alpen, im Vorderen Orient – sogar in Afrika und Asien wütete dieser Krieg und kostete zahllose Menschenleben. Zugleich kämpften, auch auf den europäischen Kriegsschauplätzen, Soldaten aus zahlreichen nicht-europäischen Nationen und Völkern. Der Erste Weltkrieg war im wahrsten Sinne des Wortes ein *globales* Ereignis.

Der Erste Weltkrieg war aber auch bereits in wesentlichen Aspekten ein „total“ (also ein absolut) geführter Krieg – letzteres gilt insbesondere auch für die Entwicklung und Verwendung neuer und immer schrecklicherer Waffen: Man denke an den unbegrenzten U-Boot-Krieg des Deutschen Reiches, der zum Kriegseintritt der USA führte, an den Einsatz von Flugzeugen, die zum ersten Mal mit Bomben ausgerüstet waren, oder die Anwendung von Gas. „Total“ war auch die Art und Weise der operativen Kriegführung, bei der sich auch schon Strategien einer „Verbrannten Erde“ nachweisen: etwa beim deutschen Rückzug von der Somme hinter die Siegfried-Linie im Frühjahr 1917, der mit umfassenden Zerstörungen von Orten und Landschaft einherging. Ebenso „total“ waren die so genannten ethnischen „Säuberungen“, also die Vertreibungen ganzer Ethnien in Osteuropa wie auf dem Balkan, sowie schließlich die massenhafte Tötung der gegnerischen, aber auch der eigenen Zivilbevölkerung. Den Auftakt zu dieser

Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II, 1890 bis 1918. Berlin 1995; Pro Fide et Patria. Die Kriegstagebücher von Ludwig Berg 1914 bis 1918, Katholischer Feldgeistlicher im Großen Hauptquartier Kaiser Wilhelms II. Hg. v. Frank *Betker* und Almut *Kriete*. Köln u. a. 1998; Susanne *Rouette*: Frauenarbeit, Geschlechterverhältnisse und staatliche Politik. In: Eine Welt von Feinden: Der Große Krieg, 1914–1918. Hg. v. Wolfgang *Kruse*. Frankfurt a. M. 1997, S. 92–126; Lutz *Sauersteig*: Sex, Medicine and Morality During the First World War. In: War, Medicine and Modernity, 1860–1945. Stroud 1996, S. 167–188; Hans-Peter *Ullmann*: Kriegswirtschaft. In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 220–232; Bernd *Ulrich*: Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit, 1914–1933. Essen 1997; Hans-Ulrich *Wehler*: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949. München 2003.

besonderen Art der Kriegführung markierte das brutale Vorgehen der deutschen Armeen in Belgien im Sommer 1914 gegen vermeintliche „franktireurs“ (Partisanen), wobei fast 6.000 belgische Zivilisten, darunter auch Frauen und Kinder, Ziel deutscher Repressalien wurden. Den traurigen Höhepunkt des Krieges gegen eine Zivilbevölkerung bilden zweifellos die Massaker an den Armeniern 1915 durch die Regierung der Jungtürken im Osmanischen Reich, in denen einige Historiker gleichsam das „blueprint“ der Völkermorde des 20. Jahrhunderts sehen. Zu der Totalität der Kriegführung gehörte auch die staatlich wie gesellschaftlich massiv erzeugte Propaganda, die bereits hemmungslos medialisiert war und die nun in schrecklichsten Zuschreibungen und in Massendruckwerken aller Art den Gegner zum „Hunnen“, zum „Barbaren“, zum „Teufel“ erklärte. Propaganda war somit die Begleitmusik zur zukunftssträchtigen „Barbarisierung“ der Kriegführung.

Doch – so gilt zu fragen – lässt sich die hier für die militärischen Ereignisse festgestellte Totalität des Weltkriegs auch auf die Zivilgesellschaften übertragen? Oder anders formuliert: Wie „total“ war eigentlich der Krieg an den „Heimatfronten“ des Weltkriegs, in unserem Fall an der deutschen Heimatfront? In welchem Verhältnis standen Heimat und Front zueinander? Wie veränderte sich dieses im Verlauf eines mehr als vier Jahre andauernden Krieges? Und schließlich: Ging der Krieg *in* der Heimat verloren, oder noch präziser: wurde er gar *von* der Heimat verloren?

Zunächst zum Begriff der „Heimatfront“ (oder der „Hinterlandsfront“, wie die Österreicher sie nannten). Bei Kriegsbeginn waren Front und Heimat klar voneinander geschieden: Die Heimat wurde als ein gewaltfreier Raum imaginiert, fern der bewaffneten Auseinandersetzungen; Heimat bildete gleichsam die ferne Kulisse zum eigentlichen Kriegsgeschehen. Erst im Zuge einer zunehmenden Radikalisierung des Kriegs, vor allem seit 1916/1917 sprach man in allen kriegführenden Ländern von einer „Heimatfront“ (in englischen Zeitungen taucht der Begriff der *home front* zum ersten Mal im April 1917 auf). Von da an blieb die Heimat direkt in die jeweiligen nationalen Kriegsanstrengungen einbezogen, wenngleich immer noch in nachgeordneter Position.

Zu Beginn des Krieges waren die Verhältnisse – zumal in Deutschland – also noch deutlich getrennt. Die eigentliche Herausforderung für die Heimat waren die wirtschaftlichen Probleme: Sicherung des Lebensunterhalts, Garantie des Einkommens, Umstellung auf Kriegswirtschaft. Der teilweise patriotische Überschwang bei Kriegsbeginn konnte nur mühsam die Gefühle der Bedrohung und der Unsicherheit verdecken, die damals viele Menschen ergriffen. Überraschend war das keineswegs angesichts eines kriegerischen Ereignisses, für das die Zeitgenossen schlicht keine konkreten Erfahrungen und Handlungsvorgaben besaßen. Ein Zeichen hierfür war ein Ansturm auf Banken und Sparkassen bereits in den ersten Augusttagen, bei dem vor allem Kleinsparer ihre Guthaben abzuheben suchten. Vor vielen Lebensmittelläden bildeten sich lange Schlangen. Es kam – vor allem in den Großstädten – zu Hamsterkäufen, was wiederum massive

Preissteigerungen bei einigen Nahrungsmitteln zur Folge hatte. Berliner Zeitungen berichteten, dass vielfach Mietzahlungen eingestellt worden seien. Auch andere Überweisungen und Zahlungsverpflichtungen wurden mit dem Hinweis auf die Ausnahmesituation des Krieges storniert. Gewiss waren dies eher Einzelfälle, die zudem häufig von einer sozialen Notsituation herrührten, aber sie widersprachen doch der damals von Seiten der Regierung vertretenen Auffassung, dass Deutschland auf diesen Krieg bestens vorbereitet sei. Das Gegenteil war der Fall: Für die notwendige Umstellung von einer Friedens- auf eine Kriegswirtschaft hatten die Verantwortlichen kaum Vorsorge getroffen.

Bei Kriegsbeginn waren sich nur wenige deutsche Politiker über die gewaltigen Anforderungen im Klaren, die ein lange andauernder Krieg an die Wirtschaft und die Finanzen des Landes stellen würde. Die Mehrheit der Politiker wie auch die meisten Militärs aller kriegführenden Staaten gingen zunächst von einer kurzen militärischen Kampagne aus. Deshalb waren sie davon überzeugt, mit den bei Kriegsbeginn erlassenen Regelungen und Gesetzen den unmittelbaren Anforderungen bereits Genüge getan zu haben, in Deutschland etwa durch die erleichterte Einfuhr von Lebensmitteln und Düngemitteln. Weder Deutschland noch Österreich-Ungarn, die zusammen lediglich über ca. 46 Prozent der Bevölkerungen und ca. 61 Prozent des Sozialprodukts der drei Ententestaaten Russland, Frankreich und Großbritannien verfügten, konnten sich einen langen Krieg leisten. Aber davon war keine Rede – stattdessen hieß es immer wieder, dass die Soldaten spätestens an Weihnachten wieder zu Hause sein würden. Der Kaiser hatte sich im August sogar davon überzeugt gezeigt, dass ein noch früheres Ende des Kriegs möglich war: „Ehe noch die Blätter fallen, seid Ihr wieder zu Hause.“ Die nur mühsam kaschierte deutsche Niederlage an der Marne Anfang September 1914 hätte ein Warnsignal sein müssen. Doch erst der gravierende Mangel an Munition, die so genannte Munitionskrise, die sich spätestens Ende Oktober an allen deutschen Fronten empfindlich bemerkbar machte, veranlasste Militärs und Politiker, nunmehr die Umstellung der Wirtschaft auf einen länger währenden Krieg ins Auge zu fassen.

Im Verlauf des Krieges verringerte sich die industrielle Produktion um beinahe die Hälfte. Ebenfalls stark rückläufig war die Ertragslage der heimischen Landwirtschaft. Die deutschen Bauern erzeugten etwa ein Drittel weniger als vor 1914, weil Pferde und Maschinen fehlten, die Zahl der Beschäftigten zurückging und weil es allgemein an Dünger und Saatgut mangelte. Der Mangel an bisher importierten Rohstoffen zwang die deutsche Wirtschaft, diese zu bewirtschaften, sie umständlich zurückzugewinnen oder, nicht weniger aufwendig, Ersatzstoffe zu produzieren. „Ersatz“ wurde ein geflügeltes Wort und die Anleitungen für die Beschaffung von Ersatzlebensmitteln, aber häufig auch minderwertigen Surrogaten, nahmen einen immer breiteren Raum ein.

Der private Verbrauch, obwohl derart wichtig für die Moral an der „Heimatfront“, war in Deutschland das Stiefkind der Kriegswirtschaft. Während sich die Versorgungs- und Ernährungslage in Frankreich und Großbritannien trotz der

Lebensmittelrationierungen einigermaßen erträglich gestaltete, musste die Bevölkerung in Deutschland ihren Konsum im Verlauf des Krieges erheblich einschränken. Teilweise lag dies an den Auswirkungen der englischen Seeblockade, teilweise aber auch an einem überbürokratisierten und daher ineffizienten Bewirtschaftungssystem, das keine gerechte Verteilung der Nahrungsmittel zustande brachte. Der bereits 1914 unternommene Versuch der Regierung, Höchstpreise für Lebensmittel einzuführen, um so die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen, führte schließlich in die „Sackgasse staatlicher Zwangswirtschaft“ (Hans-Peter Ullmann).

Zu welchem Aberwitz dieses bürokratische System führte, zeigt der berüchtigte „Schweinemord“ im Frühjahr 1915. Die Höchstpreis-Verordnungen im Herbst 1914 hatten dazu geführt, dass die Getreidevorräte des Deutschen Reichs auf etwa die Hälfte des für 1914 erwarteten Umfangs zurückgingen. Das lag vor allem daran, dass viele Bauern wegen der nachlassenden Preise ihre Getreide und Kartoffeln lieber an die eigenen Schweine verfütterten. Auf Anordnung des Bundesrats erfolgte deshalb im März und April 1915 eine amtliche Zählung sämtlicher Schweine im Deutschen Reich mit der Absicht, überschüssiges Vieh zwangsweise zu schlachten. Die Gemeinden wurden verpflichtet, Fleischvorräte anzulegen, wofür ihnen sogar das Eigentum an den Schweinen übertragen wurde, das heißt die Bauern mussten ihre Tiere zu einem festgesetzten Preis verkaufen. Das Ergebnis war, dass bis zum Mai ca. fünf Millionen Schweine geschlachtet wurden. Dies wiederum führte zu riesigen Fleischvorräten, die aber nicht hinreichend konserviert werden konnten und deshalb größtenteils verdarben. Die Folge war ein gigantischer Anstieg der Fleischpreise. Überdies hatte die Schweineschlachtung dazu geführt, dass die Bauern anstelle der Viehhaltung vermehrt Kartoffeln anbauten, so dass der Markt nun mit Kartoffeln überschwemmt wurde. Das wiederum ließ deren Preis stark sinken, so dass der Kartoffelanbau zunehmend unwirtschaftlich wurde. Die zwangsläufige Folge war das Aufkommen eines lebhaften Schwarzmarkts und eine massenhafte Hortung von Fleisch- und Wurstwaren. Die „Schweineschlachtung“ wurde im Volksmund auch als „Professorenschlachtung“ bezeichnet, da die ökonomischen Berechnungen der Wirtschaftsexperten sich als fehlerhaft herausgestellt hatten.

Überraschend erfolgreich verlief in Deutschland hingegen die Wiederbesetzung von Arbeitsstellen der zum Kriegsdienst eingezogenen Beschäftigten. Dies gelang allerdings besser in den großen Unternehmen, während kleinere Industrie- und Handwerksbetriebe nicht selten zunächst große Probleme hatten, ihre mobilisierten Arbeiter und Angestellten zu ersetzen. Zudem verschoben sich die Beschäftigungsstrukturen innerhalb der Unternehmen: die erwachsenen männlichen Beschäftigten wurden durch jugendliche, oftmals erst angelernte Arbeiter, später auch durch Kriegsgefangene und Fremdarbeiter, sowie sukzessive durch Frauen ersetzt. Zwar blieben die Zahlen der weiblichen Beschäftigten hinter den offiziellen Erwartungen zurück, zumal nicht wenige Unternehmer erhebliche Vorbehalte gegenüber Frauen auf „Männerarbeitsplätzen“ hegten. Stellenweise

mussten Frauen Erklärungen unterschreiben, dass sie die von ihnen eingenommenen Plätze nach dem Kriegsende freiwillig wieder räumen würden. So kam es in der ersten Phase des Krieges zu der befremdlichen Situation auf dem deutschen Arbeitsmarkt, dass die Frauenarbeitslosigkeit vergleichsweise hoch war, dass andererseits aber eine Vielzahl von offenen „Männerarbeits“-Stellen nicht besetzt werden konnten. Erst im Verlauf des Krieges stieg der Anteil der Frauenbeschäftigung, insbesondere im Bereich der kriegsindustriellen Zweige (Maschinen-, Metall-, Elektro- und Chemischer Industrie), während sie in den klassischen „Frauenbranchen“ (Textil und Bekleidung) eher rückgängig war. Besonders die nach wie vor schlechter als ihre männlichen Kollegen entlohnten Munitionsarbeiterinnen stammten häufig aus jenen industriellen Branchen, die durch den Krieg beeinträchtigt oder gar zum Erliegen gekommen waren. Stark rückläufig entwickelten sich auch die Beschäftigungsverhältnisse von Dienstboten in den bürgerlichen Haushalten, also einem der klassischen Felder der Frauennarbeit vor dem Ersten Weltkrieg. Der Grund für den relativ hohen Anteil an Frauen in der deutschen Kriegswirtschaft war also weniger ihre von der heimischen Propaganda gefeierte vaterländische Mobilisierung als die beträchtlichen strukturellen Veränderungen nach 1914 auf dem weiblichen Arbeitsmarkt. Die angebliche „emanzipierende Wirkung“ des Weltkrieges wird eindeutig überschätzt; sie entpuppte sich auch in Deutschland, trotz der Erschließung neuer Tätigkeitsfelder für Frauen, als eine „Emanzipation auf Leihbasis“ (Ute Daniel). Zwar verhalfen Kriegsniederlage und Revolution den deutschen Frauen bereits 1919 zum allgemeinen Wahlrecht – verglichen mit anderen westlichen Ländern war dies eine echte Errungenschaft –, aber die soziale Realität in den Fabriken und Betrieben sah ernüchternd aus. Zahlreiche Frauen mussten nach Kriegsende die ihnen während des Krieges zugewiesenen „Männerarbeitsplätze“ wieder räumen.

Für die „Kriegerfamilien“, wie die Familien der Soldaten genannt wurden, vor allem für Frauen und Kinder, deren Ehemänner und Väter „im Felde“ standen, stellte der Krieg eine besondere Herausforderung dar. Neben der täglichen Anteilnahme am Schicksal des Familienvaters trat für viele Familien die Sorge um die Aufrechterhaltung des bisherigen Auskommens und des für viele ohnehin niedrigen Lebensstandards. Trotz staatlicher Ausgleichszahlungen und anderer sozialpolitischer Maßnahmen, wie etwa dem Einfrieren der Mieten bereits im August 1914, brachte der Krieg zunächst eine starke Minderung des Familieneinkommens wie auch der öffentlichen Versorgungsleistungen. So stand der Familie eines Berliner Facharbeiters mit vier Kindern anfänglich weniger als die Hälfte ihres Vorkriegseinkommens zur Verfügung, wobei der staatlich gezahlte Unterhalt für die Kinder oftmals zur Grundsicherung der Familien beitragen musste. Waren weniger oder gar keine Kinder vorhanden, so betrug das Durchschnittseinkommen häufig nur noch ein Drittel oder nur noch ein Viertel des vor dem Krieg üblichen Erwerbs. Angesichts dieser prekären Lebensverhältnisse und Notsituationen oblag es vielfach den Kommunen den Bedürftigen finanziel-

le Hilfe zu leisten. Die Gemeinden organisierten karitative Programme oder richteten eigene Institutionen ein, häufig in Zusammenarbeit mit kirchlichen und anderen Hilfsorganisationen. So eröffnete die Stadt Freiburg gemeinsam mit dem Roten Kreuz bereits im Spätsommer 1914 drei Werkstätten in der dortigen Altstadt, in denen etwa 2000 Frauen gegen geringe Bezahlung Näharbeiten verrichteten. Andere Städte und Gemeinden wiederum fanden sich dagegen sogar bereit, die kärglichen Sätze durch eigene Zuschüsse noch aufzustocken, sodass in Deutschland insgesamt ein Flickenteppich an sozialer Fürsorge und ebensolchen Leistungen existierte. Ende 1915 waren ca. vier Millionen Familien von staatlicher Hilfe abhängig; dies waren nahezu ein Drittel der deutschen Familien. Und dabei lag die schlimmste Zeit noch vor ihnen.

Entscheidend für das zunächst leidliche Funktionieren der Kriegsgesellschaft in Deutschland war der Beitrag, den die Frauen an der „Heimatfront“ leisteten. Die eher traditionellen Tätigkeiten vieler Frauen – im Haushalt, in Pflege- und Heilberufen, bei Arbeiten in der Landwirtschaft – wurden von Politikern und Militärs als Teil der „vaterländischen Pflichterfüllung“ verkündet und als ein durchaus eigenständiger, weiblicher Kriegsbeitrag propagiert. Die nicht zuletzt von der bürgerlichen Frauenbewegung mit großem Pathos beschworene Gleichberechtigung im Weltkrieg fand ihren entsprechenden Ausdruck in der Metapher von einem „Burgfrieden der Geschlechter“ (Susanne Rouette). In der Realität war von der propagierten gleichberechtigten Teilhabe an der „Verteidigung des Vaterlands“ wenig festzustellen. Eine Dienstpflicht für Frauen, wie sie die 3. Oberste Heeresleitung – kurz OHL (also die Generale Hindenburg und Ludendorff) nach den verlustreichen Schlachten vor Verdun und an der Somme gefordert hatte, scheiterte im Spätherbst 1916 am Einspruch von Generalquartiermeister Wilhelm Groener, dem einflussreichen Leiter des neuen Kriegsamts. Ihm schloss sich schließlich auch Reichskanzler Bethmann Hollweg an: „Die Einführung einer allgemeinen Dienstpflicht für Frauen würde eine verfehlte Maßnahme bedeuten, der zudem auch in wirtschaftlicher, sittlicher und sozialer Hinsicht die allerschwersten Bedenken entgegenstehen.“

Frauen sollten sich daher ausschließlich in den Rollen betätigen, die ihnen die männlich dominierte wilhelminische Gesellschaft bereits lange vor dem Krieg zugewiesen hatte: als aufopfernde Krankenschwestern und Pflegerinnen, als einsatzbereite (Etappen-)Helferinnen und Fürsorgerinnen, sowie als sorgende Hausfrauen und Mütter. Frauen hatten somit jenem Ideal des Weiblichen nachzueifern, das quasi die „Natur“ für sie bereitgestellt hatte: Pflege der verwundeten Soldaten sowie Fürsorge für die Angehörigen daheim. Insbesondere die Krankenpflege in den Lazaretten hinter der Front wie auch in den Spitälern und Erholungsheimen in der Heimat erwies sich als ein bevorzugtes Betätigungsfeld für Frauen aus dem gehobenen Bürgertum. Die insgesamt rund 92.000 in den Militärlazaretten eingesetzten, durchweg schlecht bezahlten und häufig einer strengen Disziplin unterworfenen, Krankenschwestern und Pflegerinnen stellten etwa zwei Fünftel des gesamten deutschen Sanitätspersonals. Allerdings war das

Bild der Krankenschwester im Fronteinsatz uneinheitlicher als die patriotischen Verlautbarungen der Frauenverbände oder auch die beschönigende „Lazarett-schwester-Literatur“ der 1930er Jahre dies offenbarten. Nur ein Bruchteil der Frauen, die sich nach Kriegsbeginn spontan und freiwillig zur Krankenpflege gemeldet hatte, war überhaupt für die Aufgabe ausgebildet. Die Mehrzahl des weiblichen Pflegepersonals in den Feldlazaretten des Weltkriegs kam aus den Schwesternhäusern des Roten Kreuzes, der protestantischen Diakonie oder aus anderen Mutterhäusern. Gleichwohl waren die Erlebnisse und Erfahrungen dieser zumeist sehr jungen Frauen, ihre Konfrontation mit psychotisch und traumatisch gezeichneten, schwer verwundeten und sterbenden jungen Männern von ungeheurer Wirkung und Eindringlichkeit.

Noch eine weitere Gruppe von Frauen, die zahlenmäßig jedoch sehr viel kleiner war, erlebte den Weltkrieg fern der Heimat: die etwa 20.000 Etappenhelferinnen, die als Schreibkräfte, in Wäschereien oder als Küchenpersonal hinter der Front, also in der Etappe, aber auch in den von Deutschland besetzten Gebieten eingesetzt waren. Im Gegensatz zu den Krankenschwestern stammten die meisten Etappenhelferinnen aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen. Obwohl ihre Tätigkeiten durchaus als weiblich galten, genossen viele von ihnen in der deutschen Öffentlichkeit einen zweifelhaften Ruf. Dabei mag die für die Heimat ungewohnte Vorstellung von wenigen Frauen in der Männerwelt des Krieges eine Rolle gespielt haben, verantwortlich waren jedoch hierfür wohl eher die „Männerphantasien“ der Krieger. Bezeichnenderweise geriet der Einsatz der deutschen Etappenhelferinnen, der überwiegend hinter den westlichen Frontabschnitten stattfand, nach 1918 rasch in Vergessenheit – anders als der ihrer britischen und US-amerikanischen Kolleginnen im Weltkrieg.

Eine wichtige Rolle spielten im Weltkrieg die lange vor 1914 in der wilhelminischen Gesellschaft überaus aktiven Frauenverbände. Unter dem Eindruck des nahenden Krieges hatte die Dachorganisation der bürgerlichen Frauenvereine bereits am 31. Juli den Nationalen Frauendienst (NFD) ausgerufen, der künftig eng mit den Behörden kooperieren sollte. Im Nationalen Frauendienst arbeiteten die unterschiedlichsten politischen, konfessionellen und gesellschaftlichen Organisationen zusammen. Dass christliche, jüdische, liberale, sozialdemokratische und auch nationalistische Frauenvereine sich gemeinsam für sozial-karitative Belange engagierten, galt in der deutschen Öffentlichkeit als ein weiterer Beleg für die Wirkungsmächtigkeit des proklamierten Burgfriedens. Zu den vielfältigen Aufgaben, die der Frauendienst in Abstimmung mit den Kommunen übernahm, zählten außer der Kranken- und Verwundetenpflege vor allem die Fürsorge für die „Kriegerfamilien“: Versorgung mit Geld, Kleidern und Lebensmitteln sowie die Vermittlung von Arbeitsstellen für Soldatenfrauen. Daneben betrieb die „Allianz der Frauenorganisationen“ (Roger Chickering), vor allem in den Großstädten, zahlreiche Suppenküchen, Näh- und Stillstuben, Kindertagesstätten und Mütterberatungsstellen. Dort erfuhren die Hausfrauen, wie sich trotz fehlender Grundnahrung (Milch, Eier, Fette) und angewiesen auf „Ersatzlebens-

mittel“ gleichwohl schmackhafte Gerichte herstellen ließen. Die so genannten Kriegskochbücher erlebten einen wahren Boom, so etwa das „Kriegskochbuch 1915“ von Elly Petersen mit dem Zusatz: „So kocht man gut und billig für 3 Personen um eine Mark“. In öffentlichen Vorträgen empfahlen „Ernährungsexperten“ die Verwendung von Wildgemüsen und Unkraut im täglichen Speiseplan.

Die Rationierung von Grundnahrungsmitteln (Brot, Mehl) hatte bereits im Januar 1915, ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch, begonnen. Der Kreis der rationierten Produkte erweiterte sich seit dem Sommer 1915 ständig und schloss außer den zunehmend kärglicheren Lebensmitteln schließlich auch Kleidung, Schuhe, Brennstoffe und Reinigungsmittel ein, die ebenfalls nur noch gegen Zuteilungsmarken oder -scheine zu erhalten waren. Kein Mangel herrschte dagegen auf dem sich immer stärker ausbreitenden Schwarzmarkt, dessen Produkte sich allerdings nur gut Betuchte leisten konnten, da die Preise dort leicht bis zum Zehnfachen der von den Behörden festgesetzten Höchstpreise gingen. Dennoch sollen offiziellen Schätzungen zufolge gegen Ende des Krieges etwa ein Drittel der deutschen Familien ihre Lebensmittel vom Schwarzmarkt erhalten haben.

Vielen Familien gelang es kaum noch, sich regelmäßig und ausreichend zu versorgen. Hinzu kam ein nicht unerheblicher Zeitaufwand, den vor allem die Hausfrauen zu bewältigen hatten, um sich wenigstens mit dem Notwendigsten einzudecken. Stundenlanges Schlangestehen – der Berliner Volksmund nannte dies eine „Polonaise“ – vor Lebensmittelläden, Metzgereien und Brennstofflagern wurde seit 1916 geradezu zum Markenzeichen einer kaum noch funktionierenden Kriegswirtschaft ebenso wie regelmäßige sogenannte Hamsterfahrten zu den Bauern in der Umgebung der größeren Städte. Nur wenige Familien waren in der Lage, sich durch industrielle Heimarbeit oder die Übernahme außerhäuslicher Tätigkeiten ein geringes Zubrot zu verdienen. In den Städten wichen Blumenrabatten und Balkonpflanzen zunehmend dem Anbau von Gemüse; die Haltung von Hühnern, Kaninchen und Ziegen als Nutztiere und Fleischlieferanten war weit verbreitet.

Der Krieg an der deutschen Heimatfront brachte nicht nur sinkende Reallöhne und steigende Preise, eine unzureichende Versorgung und die ständige Suche nach „Ersatz“ sowie darüber hinaus allgemeine Entbehrungen, Unterernährung und Mangelkrankheiten mit sich. Er bedeutete vielfach auch einen Verfall der moralischen und ethischen Verhaltensweisen und Normen. Der Mangel an Nahrungsmitteln veranlasste manche Menschen zum Diebstahl von Essen, Kleidung und anderen Dingen, die sie dringend zum Überleben benötigten. Auch die von den Behörden festgestellten zahlreichen „Verstöße gegen die öffentliche Ordnung“, etwa nächtliche Ruhestörung oder Widerstand gegen die Staatsgewalt, resultierten häufig aus der schlechten Versorgungs- und Ernährungslage. Wie die Kriminalstatistik der Jahre 1914 bis 1918 ausweist, verdoppelte sich die Anzahl der Verurteilungen von Jugendlichen gegenüber der Vorkriegszeit. Besonders bei männlichen Jugendlichen, über die ihre Mütter die Kontrolle verloren hatten,

stellte man ein starkes Ansteigen der Beschaffungskriminalität (Diebstähle) fest. Zugleich häuften sich in den Zeitungen die Klagen über verwahrloste Jugendliche, die tagelang der Schule fernblieben, um sich am illegalen Schleichhandel für den Schwarzmarkt zu beteiligen. So stieg etwa in Köln die Zahl der unentschuldig fehlenden männlichen Schüler von 15 Prozent (1914) auf 48 Prozent (1917), mit anderen Worten: im vorletzten Kriegsjahr schwänzte dort fast jeder zweite Schüler den Unterricht.

Vergeblich suchten die Behörden, dem Verfall der Sitten durch rigorose Vorschriften und Anordnungen Einhalt zu gebieten. So wurde beispielsweise Jugendlichen das Rauchen in der Öffentlichkeit oder der Besuch von Lichtspieltheatern untersagt. Da von diesen Gängelungen in erster Linie Angehörige der Arbeiterschichten betroffen waren, richtete sich deren Unmut verständlicherweise gegen die hier zu Grunde liegenden bürgerlichen Moralvorstellungen. Als besonders demütigend wurde die Anordnung einiger stellvertretender Generalkommandos empfunden, derzufolge Arbeiter unter 18 Jahren einen Teil ihres Lohnes auf eigens eingerichtete Sparkonten einzuzahlen hatten, über die sie nur sehr eingeschränkt verfügen konnten. Derartige „patriarchalisch-autoritären Vorstellungen“ (Wolfgang J. Mommsen) stießen zudem bei den Familien der jungen Arbeiter auf heftigen Widerspruch, waren diese doch oftmals auf das zusätzliche Einkommen angewiesen.

Als Folge des Krieges ging die Zahl der Geburten in Deutschland drastisch zurück; allein in Berlin fiel sie zwischen 1913 und 1918 um 54 Prozent. Ursächlich hierfür waren zum einen die ebenfalls in dieser Zeit rückläufigen bzw. stagnierenden Eheschließungen, nach einer regelrechten Springflut von Kriegstraunungen zu Beginn des Krieges. Auswirkungen zeigten aber auch die langen Abwesenheiten der Krieger-Väter oder jener eingezogenen Männer, die Väter hätten werden können. Historikerinnen, die sich mit der Sozial- und Geschlechtergeschichte des Weltkriegs beschäftigen, verweisen aber noch auf andere kriegsbedingte Ursachen und Umstände. Der Krieg und die von ihm geschaffenen sozialen Verwerfungen und Entbehungen, so beschreibt es Ute Daniel, hätten viele Frauen dazu veranlasst, stärker denn als jemals zuvor aktiv Geburtenplanung zu betreiben und zu verhüten. Besonders Arbeiterfrauen wussten schließlich nur zu gut, dass ein weiteres Kind für die Familie eine erhebliche materielle und auch seelische Belastung bedeuten konnte.

Die notwendigen Kenntnisse über Verhütung – im wilhelminischen Kaiserreich immer noch weitgehend ein Tabuthema – besorgten sich die Frauen nicht nur über die vertrauten Kommunikationswege, sondern häufig genug von ihren fronturlaubenden Ehemännern und Verlobten. Denn zu den Informationen und Vorschriften, welche die Militärführung den Soldaten zukommen ließ, gehörten auch die Unterrichtung über prophylaktische Techniken und Mittel, mit denen sich etwa Geschlechtskrankheiten bei Verkehr mit Prostituierten in der Etappe vermeiden ließen. Da diese Vorkehrungen teilweise auch mit den empfängnis-

verhütenden Maßnahmen identisch waren, sorgte so das Militär – kurioserweise – für ein gewisses Maß an Geburtenplanung an der Heimatfront.

Allgemein rückte das sexuelle Verhalten der Menschen, und zwar das der Soldaten an der Front ebenso wie das der Frauen in der Heimat, stärker in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses als jemals zuvor. Sexualität wurde im Weltkrieg zu einem Thema von „nationalem Belang“ (Lutz Sauerteig). Das zeigte sich nicht nur an den staatlichen Kampagnen zur Steigerung der Geburtenrate angesichts der immens hohen Kriegsverluste, sondern auch an den anhaltenden Debatten über Sexualmoral und eheliche (Un-)Treue. Bezeichnenderweise richtete sich der Vorwurf der Promiskuität und des allgemeinen Sittenverfalls inmitten der Ausnahmesituation eines Krieges sehr viel weniger an die Adresse der Männer im Felde als an das Verhalten der Frauen daheim. Das preußische Kriegsministerium ermahnte die „Kriegerfrauen“ wiederholt zur Einhaltung der ehelichen Treue. Ähnlich klang es auch von den Kanzeln der Kirchen der beiden großen Konfessionen. Die Propagierung einer rigiden Sexualmoral war nicht nur ein deutsches Phänomen. In Großbritannien, wo eigens eingesetzte Frauenpatrouillen die öffentliche Sittsamkeit überwachten, wurde der nachgewiesene Ehebruch von Frauen, deren Männer im Felde standen, mit der Streichung von Sozialleistungen und der Trennungszulage geahndet. Eine exemplarische Bestrafung, aber vor allem die gesellschaftliche Ächtung hatten in Deutschland jene Frauen zu gegenwärtigen, die eine Beziehung mit einem alliierten Kriegsgefangenen eingingen. In Anbetracht von mehr als zwei Millionen Kriegsgefangenen (bis 1918) in deutschem Gewahrsam, von denen die meisten in der Landwirtschaft eingesetzt waren, konnten derartige Liebschaften nicht ausbleiben – die Folgen für die betroffenen Frauen waren teilweise erheblich, bis hin zu einer Veröffentlichung ihrer Namen und der entsprechenden moralischen Zurechtweisung in der Tagespresse.

Demgegenüber konnten die Frontsoldaten, ob verheiratet oder nicht, ihre Sexualität zumeist frei ausleben. Dies geschah etwa in den von den Militärbehörden genehmigten oder sogar selbst betriebenen Etappen-Bordellen, wo die Soldaten oftmals Schlange standen, aber auch häufig unkontrolliert in den deutschen Besatzungsgebieten in Ost- und Westeuropa. Prostitution entwickelte sich – auf beiden Seiten der Frontlinien – im Weltkrieg zu einem blühenden Gewerbe. Nicht zuletzt die Popularisierung von Schutzmitteln für die Soldaten hat nach Ansicht der Medizinhistoriker entscheidend dazu beigetragen, dass viele Männer ihre sexuellen Ängste verloren und mit größerer Selbstverständlichkeit als jemals zuvor neue Bindungen eingingen. Zugleich aber unterstreicht das Ausmaß an staatlicher Kontrolle und Sanktionierung einer durch den Krieg ebenfalls veränderten Sexualmoral der Frauen an der Heimatfront die starke Konsolidierung der tradierten bürgerlichen Doppelmoral im Weltkrieg.

Das Thema Sexualität im Weltkrieg verweist noch einmal auf die Frage nach der Kommunikation zwischen Front und Heimat. Die Trennung der Soldaten von ihren Ehefrauen und Familien, ihren Verlobten und Freunden, von ihrer bislang

vertrauten Umgebung – kurzum: von ihrer Heimat – war für die meisten von ihnen zweifellos eine einschneidende Erfahrung. Aber es war nicht nur die durch den Krieg bewirkte physische Trennung, sondern vielmehr die Unmöglichkeit, fortan miteinander zu kommunizieren, Wichtiges zu besprechen und zu klären oder sich über alltägliche Dinge auszutauschen. Heimaturlaub wurde nur sehr spärlich gewährt: Anfänglich erhielten Frontsoldaten erst nach zwölf Monaten Dienstzeit zwei Wochen Urlaub; später wurde vor allem Bauern und Landarbeitern die Möglichkeit eingeräumt, zur Erntezeit Heimaturlaub zu nehmen.

Der sicherlich wichtigste Kommunikationsstrang war die Feldpost, also die ca. 28,7 Milliarden Postsendungen, die im Verlauf des Krieges zwischen Front und Heimat befördert wurden. (Durchschnittlich etwa 9,9 Millionen Briefe, Postkarten, Päckchen und Telegramme wurden von der Heimat täglich Richtung Front expediert, ca. 6,8 Millionen Postsendungen gingen in die umgekehrte Richtung). Die Bedeutung der Feldpostbriefe kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Briefe waren zunächst einmal Lebenszeichen. Sie kündeten vom Überleben und Wohlergehen, sie schilderten subjektive Wahrnehmungen und Eindrücke und sie konnten so mitunter ein privates Gespräch ersetzen. Das offenkundige Unvermögen mancher Soldaten, ihre Kriegererlebnisse und -erfahrungen zu schildern, gründete nicht nur in der formalen Bildung des Schreibers. Es mochte auch von der Absicht bestimmt sein, den Angehörigen den Horror des Krieges zu ersparen. Gleichwohl sind Soldatenbriefe heute eine wichtige Quelle für die Alltags- und Kulturgeschichte des Krieges.

Ein immer wiederkehrendes Motiv in Kriegsbriefen wie -tagebüchern war übrigens die feste Überzeugung der deutschen Soldaten einen Verteidigungskrieg zu führen. Das wirkt umso erstaunlicher, da die deutschen Armeen sich bekanntlich den gesamten Krieg über Hunderte von Kilometer „tief in Feindesland“ befanden, etwa in Frankreich, Russland oder auf dem Balkan. Gegnerische Truppen überschritten bekanntlich nur ein einziges Mal im August 1914 in Ostpreußen deutsche Grenzen. Doch wie war es möglich, dass sich dieser absurde Verteidigungs-Diskurs über fast vier Jahre hinweg aufrecht erhielt? Tatsächlich war dies keineswegs nur ein Propaganda-Konstrukt, sondern reflektierte die aus der Kriegslage gewonnene Überzeugung, dass die deutschen Truppen, etwa an der Somme, seit dem Spätherbst 1914 tatsächlich in einer „Verteidigungs-Stellung“ lagen und sie sich erst seit dem Sommer 1916 massiver Angriffe der Engländer und Franzosen erwehren mussten. Eine derartige, von der eigenen Propaganda zusätzlich verzerrte Wahrnehmung des Krieges hatte erhebliche Auswirkungen auf das Selbstvertrauen wie auch die Standfestigkeit der deutschen Soldaten, die schließlich erst 1918 dramatisch nachließen. In der Überzeugung, dass Deutschland einen gerechtfertigten Verteidigungskrieg führte, trafen sich Front *und* Heimat. Sinn und Ziel des Krieges war es demnach, die Heimat zu verteidigen und ihre Werteordnung (etwa die deutsche Kultur) zu schützen. Und so lange es möglich war, diesen Verteidigungsdiskurs aufrecht zu erhalten, so lange schien

auch die Moral der deutschen Soldaten der numerischen und materiellen Überlegenheit der Alliierten trotzen zu können.

Als moralische Instanzen und zugleich als Interpreten der Ereignisse verstanden sich im Weltkrieg besonders die Kirchen und ihre Repräsentanten. In Anbetracht der von vielen Familien erlittenen Verluste und des Ausmaßes an Trauer über den Tod eines geliebten Menschen suchten nicht wenige Deutsche Trost und Zuspruch bei einer ihnen vertrauten Institution. Die Kirchen aller Konfessionen waren den gesamten Krieg über gut besucht und selbst die Zahl der noch vor 1914 stetig steigenden Kirchenglieder ging merklich zurück. Die Trauer um die gefallenen Soldaten verlangte zunehmend nach Rechtfertigungen und Deutungen, denen Staat und Gesellschaft allenfalls ansatzweise gerecht werden konnten. Dabei dienten die alte übernationale Formel des *dulce et decorum est pro patria mori* (süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben) wie auch die Propagierung des nationalen Heldentods „für Kaiser und Vaterland“ allenfalls noch als rhetorischer Zierrat. Zentrale Deutungsmuster der beiden großen christlichen Konfessionen waren vielmehr der Glaube an die gerechte Sache, also dass Deutschland einen gerechtfertigten Krieg führe, sowie die stete „Ineinssetzung der christlichen Lehre mit der nationalen Idee“ (Wolfgang J. Mommsen), demzufolge das Opfer des Soldaten eine Parallele im Opfertod Christi finden würde. Für manche Trauernden mochte diese durch die christliche Botschaft kaum zu rechtfertigende Interpretation sogar hilfreich sein. Für kritische Intellektuelle wie den jungen Schweizer Theologen Karl Barth waren sie nur ein weiterer Beleg dafür, dass in Deutschland bei Kriegsausbruch – wie Barth schrieb – „Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander“ geraten waren.

Bereits im September 1914 hatten protestantische Theologen und Kirchenvertreter sich in einer öffentlichen Erklärung an christliche Glaubensbrüder im Ausland (also auch in den Feindstaaten) gewandt, indem sie jede Verantwortung des deutschen Volkes und seiner Regierung für „das furchtbare Verbrechen dieses Krieges und alle seine Folgen für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden“ zurückwiesen. Verantwortlich seien vielmehr jene, „die das Netz der Kriegsverschwörung gegen Deutschland seit langem im Verborgenen arglistig gesponnen und jetzt über uns geworfen haben, um uns zu ersticken.“ In ähnlicher Weise äußerten sich katholische Geistliche in ihren Predigten, auch wenn es keine abgestimmte Erklärung des deutschen Episkopats, etwa zur Kriegsschuld, gab. Dies war angesichts der postulierten Internationalität der katholischen Kirche auch kaum möglich, wenngleich sich damit für den Klerus immer wieder die Frage nach der theologischen Rechtfertigung des Krieges gegen katholische Glaubensbrüder stellte. Eine geübte Praxis der Distanzierung vom katholischen Feind war es daher für die Priester auf die national-kulturellen Unterschiede im Glaubensstil zu verweisen. So kritisierte der aus Aachen stammende katholische „Feldgeistliche im Großen Hauptquartier Kaiser Wilhelms II.“ Ludwig Berg, in einer Kriegspredigt im November 1915 die fortschreitende Säkularisierung

Frankreichs, die dort zu einer „kirchlichen Notlage“ geführt habe: „(1) Meistens nur Sakristei-Priester; keine Vereine und keine Hausseelsorge wie in Deutschland. (2) Übertriebene nationale Schwärmerei: zuerst Nation, dann Religion! Selbst bei Bischöfen.“ Die „nationale Schwärmerei“, die Monsignore Berg dem französischen Klerus attestierte, traf allerdings, und zwar punktgenau, auch auf ihn wie auf die meisten deutschen Kapläne und Priester zu. Es ist verblüffend zu beobachten, wie eng der nationale Schulterschluss zwischen der ehemals ultramontanen katholischen und den für die Verbindung von „Thron und Altar“ in Preußen einstehenden protestantischen Kirchen im Weltkrieg vollzogen wurde. Dies sollte sich erst in der zweiten Kriegshälfte ändern, als zunehmende Kriegsmüdigkeit und der Wunsch nach einem raschen Ende des Krieges das einvernehmliche Verhältnis der beiden Konfessionen stark beeinträchtigten. Vor allem die sogenannte Friedensnote von Papst Benedikt XV. im August 1917, die öffentlich zu Friedensverhandlungen zwischen den kriegführenden Nationen aufrief, ließ Protestanten und ihre politischen Wortführer erneut an der nationalen Zuverlässigkeit der Katholiken zweifeln. Sie stellte aber auch die katholischen Anhänger eines Verhandlungsfriedens in Deutschland vor erhebliche Probleme, denn die Kirche zeigte sich in dieser Frage keineswegs einheitlich. Während sich die eher linksorientierten Anhänger der Zentrumspartei sowie Teile des niederen Klerus durch die Enzyklika des Papstes in ihrer Friedenssehnsucht ermutigt fühlten, befürworteten der höhere Klerus, das katholische Großbürgertum sowie der Adel auch weiterhin einen deutschen Siegfrieden.

Kehren wir zur Lage an der Heimatfront zurück. Die Wintermonate 1916/17 brachten eine der kältesten Frostperioden seit der Jahrhundertwende. Wochenslang war die Binnenschifffahrt unterbrochen; Schulen, Kinos und Theater wurden geschlossen; die Versorgung mit Brennstoffen, Holz und Kohle, verschlechterte sich dramatisch. Zugleich sank die Versorgung mit Grundnahrungsmitteln auf einen erneuten Tiefpunkt; manche Stadtbewohner verfügten schließlich über weniger als 1000 Kalorien am Tag. Krankheiten infolge von Unterernährung erreichten endemische Ausmaße. Zu nennen sind hier die verbreitete Anämie (Blutarmut) sowie bei Frauen auch die Amenorrhö (das Ausbleiben der Regelblutung). Die Kindersterblichkeit nahm, vor allem in den großen Städten, um mehr als 30 Prozent zu. Verantwortlich für die ökonomische Misere war das Zusammentreffen einer Reihe von Faktoren: die Verknappung des Brotgetreides, ausgelöst durch eine besonders schlechte Ernte in diesem Jahr; das Auftreten der sogenannten Kartoffelfäule, die bis Jahresende fast die Hälfte der deutschen Winterkartoffelernte zerstörte; ferner eine zunehmende Erschöpfung der deutschen Landwirtschaft, hervorgerufen durch den extrem hohen Bedarf der Armeen und schließlich die gravierenden Auswirkungen der britischen Seeblockade. Der Mangel an Brot und Kartoffeln führte zu einer Hungerkrise, die als Steckrüben- oder Kohlrübenwinter Eingang in das kollektive Gedächtnis der Deutschen fand. Die katastrophalen Auswirkungen der Ernährungs- und Versorgungsengpässe führten zu einer veränderten Wahrnehmung des Krieges an der Heimatfront. Be-

triebliche Streiks und öffentliche Proteste über die unzureichende Versorgung mit Lebensmitteln häuften sich. Das bereits zuvor etliche Male erschütterte Bild von der geeinten und entschlossenen Volksgemeinschaft zerbrach in diesem Winter endgültig. Besonders das Verhältnis zwischen ländlichen Produzenten und städtischen Verbrauchern wurde nachhaltig erschüttert. Bauern wurden als hartherzig und egoistisch kritisiert, die angeblich ihre Kartoffeln eher an Schweine verfütterten als sie den Konsumenten für amtlich festgesetzte niedrige Preise zu verkaufen. Die Bauern dagegen stöhnten unter den behördlichen Maßnahmen und kritisierten den Staat, der sich anscheinend nur für die Interessen der Verbraucher einsetzte. Derartige Klagen waren nicht ganz unbegründet: Vor allem kleinere Höfe, wo die Landarbeit häufig genug auf den Schultern von Frauen, Kindern, alten Leuten und den zunehmend eingesetzten Kriegsgefangenen lastete, hatten unter den bürokratischen Kapriolen zu leiden. Deutlich spiegelten sich hierbei auch die erheblichen sozialen und regionalen Unterschiede der Situation auf dem Land wider. Während die Kleinbauern im Süden und Westen besonders hart getroffen waren, verstanden es die Großbetriebe der politisch einflussreichen Junker im Nordosten des Reiches sogar ihren Vorteil aus der Krise zu ziehen.

Zu Beginn des dritten Kriegsjahres erreichte die Stimmung in Deutschland ihren vorläufigen Tiefpunkt – an den Fronten wie in der Heimat. Vergeblich versuchte der „heimliche Diktator“, General Ludendorff, mit dem von ihm Ende 1916 eingeführten „Vaterländischen Unterricht“ unter den Soldaten wie in der Bevölkerung einen neuen Kampfgeist zu erzeugen. Doch der „furor Teutonicus“ der ersten Kriegsmonate mochte sich nicht mehr einstellen. Die in der nationalistischen Rhetorik zu Beginn des Krieges propagierten Ideale der individuellen Tapferkeit und des selbstlosen Einsatzes für das Vaterland wurden angesichts des massenhaften Todes und der Entbehrungen zusehends obsolet. Gefragt waren stattdessen Leidensfähigkeit und Durchhaltevermögen unter extremen und widrigen Bedingungen. Auch der soldatische Opfertod gewann hierdurch eine neue Dimension. Viele Soldaten und ebenso ihre Angehörigen in der Heimat wollten schließlich weder von einem gerechten Krieg etwas wissen noch von einer christlichen Begründung des Todes auf dem Schlachtfeld. Der soldatische Tod wurde zunehmend als ein individueller Verlust gesehen, abzulesen etwa an der persönlichen Lebensgeschichte der Graphikerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz, deren jüngster Sohn Peter bereits im Oktober 1914 als Kriegsfreiwilliger in Flandern gefallen war. Entgegen ihrer früheren Zustimmung zum Krieg begann sich ihre Einstellung gegenüber dem Krieg allmählich zu verändern. Kollwitz‘ später veröffentlichte Holzschnittserie „Krieg“ zeigt überaus anschaulich, wie die anfänglichen Bilder *vom* Krieg schließlich immer stärker zu Bildern *gegen* den Krieg werden.

Das Misslingen der mit riesigem Aufwand an Menschen und Material unternommenen Frühjahrsoffensiven 1918 führte (trotz anfänglicher „kleiner Siege“ und größerer Geländegewinne) zu einem massiven Einbruch der soldatischen Moral

des deutschen Heeres im Westen. Immer weniger Soldaten waren bereit, in einem offensichtlich verlorenen Krieg ihr Leben zu riskieren. Zu Tausenden „verflüchtigten“ sich die Soldaten; laut der offiziellen Kriegsstatistiken wurden in den letzten Kriegsmonaten zwischen 750.000 und einer Million deutscher Soldaten als „abwesend“ geführt. Es war eine „Fluchtbewegung“, die sich zumeist auf dem Weg zur Front, auf dem Rückweg zur Etappe oder auf den kaum noch kontrollierbaren Wegen zwischen Front und den rückwärtigen Sanitätsdiensten abspielte. Das später als eine „Drückebergerei“ gigantischen Ausmaßes gegebene Verhalten der Soldaten diente nach 1918 nationalistischen und revisionistischen Kreisen als Begründung für das endgültige Versagen des Heeres. Dies sei eine Art „Dolchstoß“ in den Rücken des siegreichen Heeres gewesen, für den wahlweise die Sozialdemokraten, die Juden oder schlicht „die Heimat“ verantwortlich gemacht wurden. Den Auftakt zu der berüchtigten „Dolchstoß-Agitation“ hatte der ehemalige Chef der 3. OHL, Paul von Hindenburg, vor dem Untersuchungsausschuss der Nationalversammlung im November 1919 gesetzt, als er sich den umstrittenen Satz des englischen Militärschriftstellers Sir Frederic Maurice zu eigen machte, das deutsche Heer sei „von der Zivilbevölkerung von hinten erdolcht“ worden (*stabbed in the back*). Hindenburg vermied es jedoch den genauen Verursacher zu benennen, also konnte sich dieser Vorwurf zunächst gegen jeden und jede richten, also auch gegen jene Frauen, die es offenbar versäumt hatten, ihre Männer oder Söhne zum weiteren Ausharren an der Front zu ermutigen, und deren sog. „Jammerbriefe“ sowie deren – von den Polizeispitzen sorgfältig registriertes – Geschimpfe in den Warteschlangen vor den Lebensmittelläden zweifellos die geforderte Moral an der Heimatfront beeinträchtigt hatten. Und so wurde Hindenburgs pauschales Verdikt zu einem politischen Setzkasten, aus dem fortan rechte Agitatoren, allen voran der Trommler Adolf Hitler, sich nach Belieben bedienen konnten.

In Wahrheit jedoch war dieser Krieg weder von den Frauen in der Heimat noch von den Soldaten an den Fronten verloren worden. Verloren hatten ihn jene, die vier Jahre lang „gegen eine Welt von Feinden“ (so der Kaiser im August 1914) kämpften, und deren maßlose Kriegsziele und propagandistische Verzerrungen den Menschen eine Hoffnung vorgegaukelt hatten, die das Deutsche Reich niemals in der Lage gewesen war, einzulösen. Trotz der anfänglichen militärischen Erfolge der Mittelmächte, trotz der Stabilisierung der Fronten in den ungemein verlustreichen Menschen- und Materialschlachten in Verdun, an der Somme und in Flandern, trotz des brutalen, aber hegemonial einträglichen „Siegfriedens“ von Brest-Litowsk im Winter 1918 konnte Deutschland diesen Krieg – angesichts der überlegenen wirtschaftlichen und militärischen Ressourcen der Alliierten – letztlich nicht gewinnen. Die von Staat und den Kirchen immer wieder beschworene Moral der deutschen Soldaten wie der Zivilbevölkerung spielte hierbei kaum eine Rolle. Sie spiegelte nur die sich im Verlauf des Krieges stark ändernden realen Machtoptionen wider.

Dass die einfachen Menschen häufig ein sehr viel besseres Gespür für diese ungleichen Verhältnisse hatten als Deutschlands politische und militärische Führung weist der Brief einer Krankenschwester im Lazarett von Verviers aus, den diese am 27. Oktober 1918, also wenige Tage vor Kriegsende, an ihre Eltern im niederrheinischen Cleve schickte:

*Seit dem Sommer hatte ich allerdings kein Zutrauen mehr zu unserer Sache, aber ich dachte nicht, daß es so schnell kommen würde. Wir müssen aber schließlich doch Schluß machen, die andern sind zu sehr in der Überzahl. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Man hatte sich wohl doch über unsere Stärke u. Widerstandskraft getäuscht. [...] der deutsche Soldat hat es auch am ärgsten gehabt, er kann nicht mehr. Er hat es auch zu schlecht. Wenn man außerdem das Elend der Verwundeten mit ansieht, wie wir die letzte Zeit, dann sagt man, um jeden Preis nur Schluß, man kann das nicht mehr mit ansehen. Wenn wir nur einigermaßen davon kommen, einen besseren Frieden können wir nicht mehr machen, höchstens verschlechtert sich unsere Lage. Man sieht mit Spannung der nächsten Zeit entgegen.*



# „Ist aber all dies kostbare Blut nicht umsonst geflossen?“ Schöntaler Seminaristen und der Erste Weltkrieg<sup>1</sup>

von REINHARD ILG

Thomas Mann lässt den Leser seines 1924 erschienenen Romans „Der Zauberberg“ wissen, dass die Geschichte, die erzählt wird, „sozusagen schon ganz mit historischem Edelrost überzogen und unbedingt in der Zeitform der tiefsten Vergangenheit vorzutragen“ sei. Ihre „hochgradige Verflochtenheit“, ihr tiefer „Vergangenheitscharakter“ rühre daher, „daß sie *vor* einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt“, nämlich „in den alten Tagen, der Welt vor dem großen Kriege“<sup>2</sup>. Unstrittig stellt der Erste Weltkrieg, der sich wie nur wenige Ereignisse in das kollektive Gedächtnis der Menschen eingegraben hat, eine tiefe Zäsur dar. Das Diktum des US-amerikanischen Diplomaten George F. Kennan vom Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ mag zum Klischee geronnen sein, doch im Kern behält diese Einschätzung weiterhin Gültigkeit.

Wie begegneten Schöntaler Seminaristen und ihre Lehrer der Realität des Krieges, wie gingen sie mit Krisensituationen und Kriegserfahrungen um, und welche Sinnstiftungs- und Deutungsmuster schlugen sich im inner- und außerschulischen Diskurs, aber auch in symbolischen und ästhetischen Repräsentationen nieder? Gab es Brüche in Meinung, Haltung, Habitus, die auf den Krieg zurückzuführen sind? Und umgekehrt: Wurden vorhandene mentale Dispositionen durch den Krieg stabilisiert, vielleicht sogar verstärkt?

Das sind Fragen, auf die im Folgenden Antwort zu geben versucht wird.

Vorab einige Worte zum Seminar Schöntal und seiner Geschichte: Seit dem Jahre 1163 – vielleicht sogar schon länger – trägt das Zisterzienserkloster die lateinische Bezeichnung *Speciosa Vallis*, die dann zu *Schonental* verdeutscht wurde<sup>3</sup>. 1802 wurde das Kloster dem damaligen Herzogtum Württemberg zuge-

1 Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine Zusammenstellung ausgewählter Passagen meiner derzeit im Druck befindlichen Dissertation: Reinhard Ilg: Bedrohte Bildung – bedrohte Nation? Mentalitätsgeschichtliche Studie zu humanistischen Schulen in Württemberg zwischen Reichsgründung und Weimarer Republik. Stuttgart 2015.

2 Thomas Mann: Der Zauberberg. Frankfurt am Main 1974, S. 9f.

3 Vgl. Heribert Hummel: 825 Jahre Kloster Schöntal. 1157-1982. Hrsg. Vom Bildungshaus Klos-

schlagen. Die Säkularisation setzte seiner fast 650 Jahre währenden Geschichte als reichsunmittelbarer Abtei – also einem zwar kleinen, aber doch eigenständigen Territorium – ein jähes Ende. Zunächst bildete Schöntal ein eigenes württembergisches Oberamt, doch wurde dieses schon bald in das nahe Künzelsau verlegt<sup>4</sup>. Die barocke Klosteranlage wurde 1807 zur katholischen Pfarrkirche bestimmt. In den Abt- und Konventbauten richtete man 1810 auf Geheiß König Friedrichs von Württemberg ein niederes evangelisch-theologisches Seminar ein. Schöntal war damit neben Maulbronn, Urach und Blaubeuren einer von vier Orten, an denen das Königreich Württemberg „Pflanzstätten“ für den evangelischen Pfarrernachwuchs – renommierte humanistische Schulen mit Internat – unterhielt, deren Absolventen im Idealfall ans Tübinger Stift wechselten, um ein Studium der evangelischen Theologie anzuschließen. Das Seminar Schöntal wurde – wie das Seminar Urach – Mitte der 1970er-Jahre aufgelöst, Maulbronn und Blaubeuren bestehen bis heute als Seminare fort. Seit 1979 befindet sich in der Schöntaler Klosteranlage ein von der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingerichtetes Bildungshaus<sup>5</sup>.

Bei einer Analyse der Schöntaler Quellen zum Ersten Weltkrieg ist zu berücksichtigen, dass das, was öffentlich bzw. im schulischen Kontext geäußert wurde, dem reglementierenden Zugriff der Behörden unterlag. Im Bewusstsein um die Multiplikatorenfunktion der Lehrerschaft achteten diese penibel darauf, keine falsche „Stimmung“ entstehen zu lassen. Von den Lehrern wurde erwartet, *daß sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit durch persönliches Vorbild, durch persönliche Einwirkung oder in sonstiger geeigneter Weise mit Wort und Schrift auf eine Stimmung hinwirken, die ohne Ueberhebung und Maßlosigkeit der Kraft und der Würde unseres Volkes entspricht [...]*<sup>6</sup>.

So lässt sich an den Lehrern und Schülern der evangelischen Seminare das Kriegserlebnis „von unten“, aber auch die „von oben“ erwünschte Meinungsgenerierung und Meinungsmultiplizierung untersuchen, denn sie waren sowohl Opfer – daran erinnern nicht zuletzt die Gefallenen unter ihnen – als auch Transmissionsriemen der staatlichen Meinungsmaschinerie, Multiplikatoren einer verhängnisvollen Ästhetisierung und Bagatellisierung des Krieges. In dieser eigentümlichen Doppelrolle verkörpern sie „Volk“ und „Elite“ gleichermaßen<sup>7</sup>.

ter Schöntal. Tauberbischofsheim 1980, S. 16: Solche Namensbildungen sind bei Zisterzienserklöstern fast regelmäßig anzutreffen; Beispiele dafür sind die nahegelegenen Klöster Gnadental und Seligental, ebenso Heiligkreuztal bei Riedlingen. Nicht auszuschließen ist, dass man sich bei der Wahl des Namens *Speciosa Vallis* am 15. französischen Zisterzienserkloster Bellevaux orientiert.

4 Zu den näheren Umständen ebd., S. 100-102.

5 Vgl. Hermann Ehmer: Die Seminare nach dem zweiten Weltkrieg. In: Hermann Ehmer / Martin Klumpp / Ulrich Ott (Hg.): Evangelische Klosterschulen und Seminare in Württemberg (1556-2006). Stuttgart 2006, S. 133.

6 K. Ministerialabteilung für die höheren Schulen an die Schulvorstände und Vorsteherämter der höheren Schulen, Stuttgart, den 27. September 1918, masch., in: LKAS (Landeskirchliches Archiv Stuttgart), C9/237.

7 Vgl. Gerd Krumeich: „Gott mit uns“? Der Erste Weltkrieg als Religionskrieg. In: Ders./Hartmut

Für das Seminar Schöntal liegen – ähnlich wie für die drei anderen niederen evangelisch-theologischen Seminare in Urach, Maulbronn und Blaubeuren – für die Zeit unmittelbar vor bzw. nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs nur wenig Quellen vor, die einen Eindruck von der Stimmung im Juli und August 1914 vermitteln könnten.

Der ausgesprochen magere Quellenbefund will nicht recht zur Tatsache passen, dass sich gerade protestantische Theologen von Beginn des Krieges an reichsweit in den Dienst nationaler und kriegerischer Propaganda gestellt haben. Als Beleg dafür, dass auch die evangelischen Seminare von Kriegsbegeisterung ergriffen waren und somit auf einer Linie mit dem lagen, was für die damalige akademische Jugend gemeinhin als typisch gilt, belegen Quellen, die aus späteren Phasen des Krieges stammen: Nachdem der Krieg sein wahres Gesicht zu erkennen gegeben hatte, erinnerte man sich fast wehmütig an die in den Augusttagen 1914 empfundene Begeisterung, wobei man aus der Retrospektive geneigt war, diese als jugendliche Naivität abzutun.

### Kriegsbriefe von Seminaristen

Ergiebiger als für die Phase unmittelbar vor bzw. bei Kriegsbeginn stellt sich die Quellenlage für die Kriegsjahre selbst dar. Da Schöntal seit 1873 als unteres Seminar die beiden jüngeren Jahrgänge der Seminaristen aufnahm, um diese dann für zwei weitere Jahre nach Urach zu schicken (die „Maulbronner“ hingegen kamen nach Blaubeuren)<sup>8</sup>, werden im Folgenden auch Uracher Quellen berücksichtigt, waren doch die meisten Uracher Seminaristen ehemalige „Schöntaler“. Überdies gaben beide Seminare eine gemeinsame Kriegszeitung heraus. In der zum Uracher Seminarjubiläum erschienenen Festschrift von 1920 zitierte Ephorus Dr. Johannes Eitle im Kapitel „Zeitgeschichtliches“ aus Feldpostbriefen ehemaliger Seminaristen, z. B. von Karl Lang, Angehöriger der Uracher Seminarpromotion 1908/10, jetzt Leutnant der Reserve und Kompanieführer im Infanterie-Regiment Nr. 125. Nachdem Lang im Frühjahr 1916 zur zweiten theologischen Dienstprüfung aufgefordert worden war, schrieb er an seinen Vater, einen Pfarrer in Sulzgries bei Eßlingen:

*Lehmann* (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 273: Die Weltkriegsforschung hat nach den bis vor kurzem noch schwerpunktmäßig betriebenen Volkskultur-Fragestellungen in letzter Zeit wieder verstärkt die Eliten-Kultur in den Blick genommen. Krumeich spricht in diesem Zusammenhang von einer „vielversprechende[n] Re-Balancierung“, weil „dem eher passiven Kriegserlebnis ‚von unten‘ nun wieder auf neue Weise die Ebene der kulturellen und ideologischen Formierung zur Seite gestellt werden kann, d.h. insbesondere der Prozeß der ideologischen Ausrichtung der ‚Heimatfront‘“.

<sup>8</sup> Zu den Hintergründen des am 29. März 1873 ergangenen Erlasses der Oberstudienbehörde s. Programm des königlich württembergischen evangelisch-theologischen Seminars Schöntal. Schulnachrichten über den zweijährigen Kurs von 1872 bis 1874. Tübingen 1874. S. 3-4 (Exemplar: Universitätsbibliothek Tübingen (UBTü) L XIII/76).

*Ich bin jeden Tag von neuem dankbar, daß ich mit der Tat zeigen darf, wie lieb mir mein deutsches Vaterland ist, daß ich auf einem Posten stehe, wie ich mir keinen besseren wünschen könnte. Einen verantwortlichen Posten zu haben, ist etwas Herrliches; da wächst der Mensch mit seinem größeren Zwecke. Ich bin jetzt Soldat mit Leib und Seele. Meine Aufgabe ist, als Soldat meine Pflicht zu tun, mich körperlich und geistig auf Kriegsstärke zu erhalten; das füllt mich und meine Zeit völlig aus. Wollte ich nebenher noch theologische Arbeit tun, so geschähe es auf Kosten des Dienstes. Es sind jetzt 20 Monate her, daß ich von Tübingen weg in den Krieg gezogen bin. Was ich seitdem erlebt, kommt mir so lang vor als alle Friedensjahre zusammen. Aber doch blicke ich mit Freude und Stolz auf meine Seminar- und Stiftserziehung zurück; ihr verdanke ich die großen Gesichtspunkte, die man bei den nüchternen Kleinigkeiten, aus denen sich der militärische Dienst zusammensetzt, so leicht verliert, die man aber nie verlieren darf. Wenn ich an meine Promotion denke – daß das Kantische ‚Du sollst‘ in ihnen lebte, haben viele, viele darunter durch die Treue bis in den Tod bewiesen<sup>9</sup>.*

Das völlige Aufgehen im Dienst als Soldat, hingebungsvolle Vaterlandsliebe und ein strenger Pflichtbegriff sind durchaus übliche Selbstcharakterisierungen. Bemerkenswert ist jedoch, dass diese Eigenschaften ausdrücklich auf die Bildungs- und Sozialisationsinstanzen Seminar und Tübinger Stift zurückgeführt wurden. Nach eigener Einschätzung verdankte der Soldat Lang ebenso wie viele seiner ehemaligen Mitsenaristen und Kommilitonen diesen Institutionen die rechte Werteordnung und Lebenseinstellung.

Ephorus Eitle zitierte aus einem weiteren Brief, den Lang am 2. Juni 1916 an seinen Vater gerichtet hatte, „zwei Stunden, ehe er beim Sturm auf die Höhe 60 vor Ypern fiel“. Den wahrscheinlichen Tod unmittelbar vor Augen, fantasierte er vom eigenen Sterben, das er bewusst in unübersehbare Nähe zum Gethsemane- bzw. Golgatha-Geschehen rückte:

*Um 3 Uhr 7 Minuten nachmittags stürmen wir.<sup>10</sup> Mit einem „Dein Wille geschehe!“ im Gedenken an euch und das teure Vaterland werde ich aus dem Graben springen; ’s war mir dabei immer eigenartig feierlich zu Mute: alles Schöne, was ich gehabt, zieht an mir vorüber, und das Leben erscheint einem als etwas Herrliches; und doch hat der Gedanke an den Tod nichts Schreckhaftes. Eben daß man, dieses Leben wegzugeben, jeden Augenblick bereit ist, das ist es, was einem Menschen seinen inneren Wert gibt. Stolz, aber kein Hochmut, mit dem*

9 Johannes Eitle: Das Evangelisch-theologische Seminar in Urach von 1818 bis 1920. Tübingen 1920, S. 77 f.

10 Drei Uhr nachmittags gilt als die Todesstunde Jesu. – Vgl. Annette Becker: Religion. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Aktual. und erw. Studienausgabe. Paderborn u.a. 2009, S. 195: „Der Krieg wurde zu einem großen Karfreitag, die Front zum Berg Golgatha.“

*sich das „Herr, in Deine Hände befehle ich mich“ wohl vereinigen läßt. Für eine große Sache fallen, ist ein schöner Tod, und Gott wird mich, wenn ich so falle – bitte ich ihn – in Gnaden annehmen [...] Und ich bitte ihn, daß er mir heute Kraft schenkt, daß ich nicht versage und das Vertrauen meiner Leute nicht täusche: Ums Leben bitte ich nicht; nur einen menschlichen Wunsch habe ich: den Kelch des zum Krüppel Geschossenwerdens laß an mir vorübergehen! Doch nicht, wie ich will, sondern wie Du willst! [...] Ich hab ein schönes Leben gehabt, sorgenlos und mit viel Sonne darin. Noch unenttäuscht und noch wenig angekränkt vom Dasein gehe ich aus meinem schönen Leben von seiner Höhe herab [...]. Grüßt alle meine Freunde und Verwandten! Und dann auf Wiedersehen in einem andern Leben! Gott schütze unser teures Vaterland!<sup>11</sup>*

Der Theologiestudent Lang bediente sich der letzten Worte Jesu, mit denen dieser in Zwiesprache mit dem Vater seinen Tod annimmt und somit nach christlicher Vorstellung zum Erlöser der Menschheit wird. Dies zeigt, wie sehr man die eigene Situation mit der Passionsgeschichte in Verbindung brachte. Die überlieferten Briefstellen belegen eindrucksvoll, wie in den bangen Momenten vor dem Sturm die tödlichen Gefahren des Krieges nicht bloß – wie so oft – im Lichte einer pauschal-religiösen, sondern einer ausdrücklich heilsgeschichtlich gestützten Sinngebung zu bewältigen versucht wurden<sup>12</sup>. Heilsgeschichtlich inspirierte Sinngebungsversuche bezogen sich also nicht nur auf den „Weltenbrand“ als überpersönliches Ereignis, das die christliche Botschaft mit dem Schicksal der deutschen Nation verknüpfte, sondern auch auf das individuelle Schicksal des einzelnen Soldaten, sein Leiden und Sterben. Mit der Parallelsetzung von Kreuzestod und Tod auf dem Schlachtfeld vollzog der Soldat in seinem Sterben fürs Vaterland in gewissem Sinne den Erlösertod Christi nach<sup>13</sup>.

Neben der Feldpost boten die an allen Seminaren erscheinenden Kriegszeitungen ein Forum, um Nachrichten zwischen Front und Heimat auszutauschen<sup>14</sup>. Die Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918 vom November 1918<sup>15</sup> ist ganz dem Gedenken an einen gefallenen Mitschüler, August Braun, gewidmet. Sie enthält Gedichte – die meisten aus der Feder Brauns –, Erinnerun-

11 Eitle (wie Anm. 9), S. 78.

12 Vgl. relativierend Wolfgang J. Mommsen: Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg. In: Gerd Krumeich / Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 254 f.

13 Vgl. das Zitat aus der Predigt des Neutestamentlers Hans Windisch bei Wilhelm Pressel: Die Kriegspredigt 1914-1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967, S. 166 f.: „Wer im Kampf stirbt, der stirbt in dem Herrn; denn er hat sein leiblich Wohl unter das Wohl des Volkes untergeordnet und hat sein Leben für die Seinen hingeopfert.“

14 Zur Problematik der Zensur bzw. der Auswahl des Materials: Bernd Ulrich: Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur. In: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 40-83.

15 Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337.

gen, Auszüge aus Briefen und vor allem eine Abschiedsrede, die Braun, nachdem er zusammen mit sieben weiteren Seminaristen eingerückt war, am 17. Juli 1917 hielt – also genau ein Jahr vor seinem Tod, sofern die Übereinstimmung im Datum keine von der Zeitungsredaktion bewusst arrangierte Zahlensymbolik war:

*Noch kein Jahr ist verflossen, seit Urachs grüne Wälder, diese stolzen Berge und sonnbeglänzten Felsen und dieses Hauses alte, vom Hauch der Zeit geschwärzte Mauern mit ihren lieben, freundlich-hellen Blumen uns zum ersten Mal begrüßt. So still und friedlich lag damals unser Tal im Glanze der Septembersonne da – und fern im Westen und im Osten und im Süden, da standen unsere Brüder und rangen und bluteten und starben [...]. Es war trotz all des friedvollen Sonnenscheins Krieg – Krieg. Und noch ist Krieg. Er ist unserer Jugend Begleiter geworden. Im Krieg verließen wir zum ersten Mal das Elternhaus und zogen hinaus in die Fremde, im Krieg verlebten wir unsere zwei Jahre im stillen, trauten Schöntal, im Krieg kamen wir nach Urach und im Krieg scheiden wir von hier<sup>16</sup>.*

August Braun beschwor in seiner Rede die Heimat als heile Gegenwelt, sah jedoch auf der anderen Seite davon ab, die Realität des Krieges näher zu schildern. In der Gegenüberstellung von heimatlichem Idyll und unspezifischem Kriegserlebnis erfahren Opferbereitschaft und Todesverachtung eine pathetische Stilisierung, ja Ästhetisierung. Braun differenzierte zwischen der Augustbegeisterung, die er als jugenhafte Naivität belächelte, und der jetzigen Haltung zum Krieg, die von Erfahrung und Realitätskenntnis geprägt sei:

*Ach! wie gerne wären wir damals, in jenen herrlich-großen Augusttagen, mit hinausgeeilt in den Kampf; aber damals waren wir noch so jung! Ja, wir waren so jung, daß unsere stürmischen, wilden Herzen wünschten, der Krieg solle doch auch uns noch mitnehmen, er solle doch warten, bis auch wir ihm in die ersehnten Arme eilen könnten.*

*Und wir träumten und träumten... und dachten es uns so herrlich schön [...]. Aber dann erwachten wir wieder und sagten zu uns selber: „Ach! Das ist doch alles Unsinn!“ – Und wir schickten uns drein und saßen auf unseren Schulbänken und lernten [...].*

*Die Zeit verrann [...]. Doch der Krieg ging fort und fort; und aus dem jugendlichen Träumen stieg allmählich die Wirklichkeit empor. Jetzt packt uns der Krieg mit seiner gewaltigen Faust. – Jetzt sind wir älter und tiefer geworden. Jetzt schauen unsere Augen anders. Wir haben so vieles gehört, gesehen, erlebt!*

16 Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337, darin: August Braun: Rede beim Abschied der acht einrückenden Seminaristen des Jahrgangs 1899, S. 6.

– *Aber noch brennt in unseren Herzen ein glühendes Feuer; doch dieses Feuer ist gereinigt, veredelt. Damals hätten wir uns nicht nur für Heimat und Vaterland, sondern auch für den Krieg selber in den Krieg gestürzt. Das tun wir heute nicht mehr. Mit zu erschreckender Furchtbarkeit haben wir es erlebt, was der Krieg für ein Ungeheuer ist. Nein, ein heiliges Feuer ist er, das uns durchglüht!*<sup>17</sup>

Aufgrund der mittel- und unmittelbaren Konfrontation mit dem Krieg war die anfängliche Begeisterung einem pragmatisch kalkulierenden Utilitarismus gewichen: Jetzt wurde der Krieg nicht mehr seiner selbst wegen bejubelt, sondern allenfalls als notwendiges Mittel zum Zweck gebilligt:

*Für unsere goldenen Fluren und lachenden Felder, für diese grünen Wälder und lieblichen Täler, für diese stolzen Berge und mächtigen Felsen, wie sie hier uns umgeben, und für diese lieben Menschen, deren Liebe und Treue wir täglich verspüren, für unsere Heimat, für unsere Schwestern und Brüder, für unser großes Vaterland geben wir unsere blühende Jugend dem Krieg in die Hand!*<sup>18</sup>

Die Bezeichnung des Krieges als *heiliges Feuer*, [...] *das uns durchglüht*, relativiert sich dadurch, dass Braun ihn im Satz zuvor ein *Ungeheuer* nannte. Es muss offen bleiben, ob der 18-jährige Redner sich der Wirkungsmöglichkeit dieser rhetorisch verpackten Selbstverbesserung (sinngemäß: *Der Krieg ist ein Ungeheuer – nein, ein heiliges Feuer*) bewusst war. Unverkennbar ist, dass Äußerungen wie diese immer mehr zu Pflichtübungen geworden waren, die sich als kaum entwirrbares Knäuel aus offiziöser Opferrhetorik und Beteuerung ungebrochener Vaterlandsliebe, verzweifelt wirkender Selbstermutigung und mal pathetischer, mal resignierter Schicksalsergebenheit darstellen.

Dass junge Männer wie Braun als Multiplikatoren ihres eigenen Verhängnisses fungierten, indem sie Jüngere zum selben Opfergang ermutigten, den sie zu gehen im Begriff waren, macht ihr kurzes Leben doppelt tragisch:

*Und nun Ihr, unsere lieben Kameraden! Ach! Ihr ginget so gerne mit uns fort! Aber Ihr müßt noch bleiben und warten, und wenn der Krieg im nächsten Frühjahr immer noch tobt und unzählige Leben verschlingt [...], dann dürft Ihr uns folgen. Wir wollen es lieber nicht wünschen; aber freilich, da sind die Gefühle eben immer etwas gespalten. – Drei Jahre lebten und freuten wir uns mit einander, und nun trennt uns der Krieg, vielleicht für lange Zeit [...] vielleicht für immer [...]*<sup>19</sup>.

17 Ebd., S. 6 f.

18 Ebd., S. 7 f.

19 Ebd., S. 11.

Die spürbare Angst vor dem Krieg scheint Braun „das Herz geöffnet“ zu haben und ließ ihn seine Gefühle gegenüber den ehemaligen Mitschülern ungewöhnlich offen mitteilen:

*Doch im Geiste wollen wir fernerhin manchmal beieinander weilen! Wenn wir abends nach dem Dienste Ruhe haben, dann werden unsere Gedanken auch zu Euch hinfliegen, und dann werden tausend Erinnerungen in uns erwachen [...]. Und wenn Ihr an langen Winterabenden in warmer Stube um den Ofen sitzt – wie wir so manchmal getan – und wenn die Lampen gelöscht sind, und nur die rote Glut des Ofenfeuers das Dunkel träumerisch erhellt [...] und wenn Ihr dann Lieder singt, wie voriges Jahr, und sinnend in die roten Gluten schaut [...], dann denkt Ihr auch an uns! Und Ihr schreibt uns manchmal ein Brieflein, und wir schreiben auch eins. Es kostet bei der Feldpost gar nichts! [...] Gelt, Ihr lieben Kameraden, so wollen wir einander treu verbunden bleiben. [...] Wir sind so jung! Wir haben Mut und Glut und tiefste Vaterlandsliebe: Wir wissen: es gilt! und wir fürchten uns nicht! Nicht aus schwachem und klagendem, aber aus warmem Herzen kommt unser Lebewohl<sup>20</sup>.*

Seit den verlustreichen Kämpfen im Jahre 1916 war es zunehmend schwierig geworden, den Krieg als Teil eines göttlichen Heilsplanes zu deuten, an dessen Ende eine bessere Gesellschaft und eine große politische Zukunft für Deutschland steht. Umso mehr war eine Rhetorik des Durchhaltens gefragt<sup>21</sup>. In Brauns Äußerungen verband sich das Motiv des Durchhaltens jedoch mit – kaum ausgesprochenen – Elementen der Verzagtheit.

Ein Seminarist namens Zinßer verfasste für die Kriegszeitung einen eben diesem gefallenen Freund August Braun gewidmeten Aufsatz. Es finden sich darin die üblichen Topoi des Gefallenengedenkens – etwa der, wonach es vor allem die Besten und Liebenswürdigen seien, die ihr Leben fürs Vaterland lassen müssten<sup>22</sup>. Der schmerzliche Verlust des Freundes veranlasste Zinßer zu einer paradoxen Beschwörung von Heilsgewissheit:

*Und nun ist er uns entrissen! – Noch in seinem letzten Brief schreibt er: „Wir wollen einst, wenn Gott es will, ein dankbares Wiedersehen feiern in unserer lieben, schönen Heimat.“ Und nun sollen wir ihn nimmer sehen! Nie wieder!? Liebe Freunde, jedesmal, wenn eine neue Todesnachricht von solch tüchtigen, guten Menschen zu uns dringt, dann muß uns doch unser Glauben an ein Leben nach dem Tod und an ein Wiedersehen zur unbedingten Gewißheit werden. Denn das können wir doch niemals annehmen und glauben, daß unser Gott*

20 Ebd., S. 11 f.

21 Vgl. Anne Lipp: Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung (1914-1918). Göttingen 2003, S. 150-156.

22 Vgl. Zeitung der Kriegspromotion Schöntal/Urach 1914/1918, Nr. 3, November 1918, hs., in: LKAS C9/337, darin: Zinßer: Unserem lieben Freunde Braun zum Gedächtnis!, S. 2.

*gerade die Besten aus diesem Leben abrufte, um sie zu vertilgen, sie einem ewigen Tode preiszugeben. Nein! Vielmehr sind sie es, die vor uns gewürdigt werden, in ein neues, besseres Leben einzutreten. Und das ist unser starker Trost: Unser gefallener Freund ist nicht tot, sondern er lebt. Er war zu gut für diese Welt. Hier hat er seine Lebensaufgabe erfüllt und sie besiegelt mit dem schönsten Tod, dem Tod für's Vaterland. Dort wird er ein neues, herrliches Wirkungsfeld erhalten haben als Lohn für seine Treue<sup>23</sup>.*

Sinngebungsversuche wie diese bewegen sich in den gängigen sprachlichen und gedanklichen Bahnen. Bei aller Klischee- und Formelhaftigkeit darf nicht übersehen werden, dass sie doch Ausdruck wahrhaft empfundener Trauer und individueller Bewältigungsversuche sind. Kriegskritische Äußerungen kommen darin freilich nicht vor. Im Gegenteil: *Offiziell* wurden Kriegserleben und Heldentod auch nahestehender Kameraden stets als vorbildlich dargestellt, so auch von Zinßer:

*Er [d. h. Braun] hat viel Schweres durchgemacht, und wenn ihn dann das Heimweh überfiel und ihn mutlos und kraftlos machen wollte, dann hat er mit allen Kräften dagegen angekämpft, hat sich gesagt: man muß Mann sein, muß Soldat sein! Und dieses „muß“ ist es, das ihn in meinen Augen zum Helden gemacht hat. Das ist kein Zwang von außen, das war sein tiefstes, innerstes Pflichtgefühl. So wurde sein Tod ein wahrer Opfertod. Er ist gestorben für uns! Und ihm treu verbunden sein heißt: wie er unsere Pflicht tun, dem Mißmut, der Verzagttheit und der Gleichgültigkeit unserer Zeit keinen Raum in unserem Herzen gönnen, unser Vaterland lieben, wie er, und wenn es sein muß, mutig für dasselbe in den Tod gehen. Wenn wir so treu bleiben, dann erfüllen wir auch seinen letzten Wunsch, dann gibt es einst ein dankbares Wiedersehen in unserer besseren Heimat<sup>24</sup>.*

Die kriegslegitimatorischen Phrasen der Lehrer, Politiker und Militärs wurden mit einer an kollektive Autosuggestion grenzenden Beharrlichkeit wiederholt. Aus psychoanalytischer Perspektive wird dabei ein die Grenze der Selbstverleugnung weit überschreitendes Über-Ich erkennbar.

In der Schöntaler Kriegszeitung „Fata Morgana!“ richtete am 14. März 1918 Ephorus Frasch einen schriftlichen Gruß an die „Krieger draußen“:

*Liebe Freunde!*

*Ich darf Euch wieder einmal einen kurzen Gruß senden und der Freude Ausdruck geben, daß die Fata Morgana trotz des Abrückens von Lang und Maier ins Feld doch weiterblüht. [...] Was Ihr über die uns entrissenen Freunde und*

23 Ebd., S. 2 f.

24 Ebd., S. 3 f.

*Kameraden in der F.M. schreibt, hat mich zum Teil tief bewegt. Wie ungenügend haben doch wir Lehrer oft die Einzelnen gekannt, kennen lernen können! Wie manchen, der sich freilich erst später entwickelt hat, auch wohl unterschätzt, falsch beurteilt, mißverstanden; wie manchmal hat auch der Schüler dem Lehrer eine stacheligere Seite zugekehrt, als es seinem Innern eigentlich entsprach – so bringt oft dieses Alter mit sich, oder sich fast absichtlich verschlossen. Aber schön wars im Grunde eben doch. Nach eurem Singen an den warmen Sommerabenden draußen habe ich oft Heimweh gehabt. Im nächsten Gemeindeblatt bekommt Ihr dann als Soldaten einen Gruß von mir.*

*Wißt Ihr, daß ich bei dieser Promotion das Turnen und die Jugendwehr habe?*

*In herzlicher Verbundenheit und mit besonderem Gruß an Euch Krieger draußen in entscheidungsschwerer Zeit*

*Euer getreuer K. Frasch<sup>25</sup>*

In diesen Zeilen erscheint der Krieg als ein solidarischer Zustand, der die alten Hierarchien des Zivillebens und die damit verbundene Entfremdung voneinander aufzuheben vermag. Wie ein väterlicher Freund wandte sich der Lehrer in unprätentiöser Sprache an die ehemaligen Seminaristen; die gemeinsame Vergangenheit wurde dabei pauschal verklärt. Mit den realen Gegebenheiten hatte die rhetorische Einebnung der gesellschaftlichen Verhältnisse wenig zu tun. Dass Frasch seine alten Schüler beglückt über die Beobachtung unterrichtete, sie erst unter den veränderten Umständen des Krieges richtig kennen gelernt zu haben, läuft den Befunden der kommunikationswissenschaftlichen Forschung diametral entgegen, wonach während des Krieges, als insbesondere die Soldaten einer massiven Meinungslenkung unterstanden, ein zwangloser Diskurs gerade nicht möglich war.

In derselben Zeitung äußerte sich Grenadier Pfahler im Geleitwort mit religiös konnotierter Nachdenklichkeit zum Osterfest 1918:

*Ostern wird ein stilles Fest werden in diesem Jahr. Nicht das Frühlingsfest wie einst. Ihr draußen werdet zum größten Teil überhaupt nichts davon merken. Und doch soll das Bild des Gewaltigen, der sein Werk mit dem Tod besiegelte und krönte, in unseren Herzen geschrieben stehen und uns hinüberhelfen über die schwerste Zeit, soll uns lehren, den Blick auf das Große nicht zu verlieren über dem täglichen Erschauen des Fürchterlichen<sup>26</sup>.*

25 Fata Morgana! Kriegszeitung der Seminarpromotion [Schöntal] 1912/1916, V. Ausgabe, Ostern 1918, masch., S. 60 f., in: LKAS, C9/337.

26 Ebd. S. 58 f.

Der Tod Jesu Christi erfuhr hier in zweifachem Sinne eine Instrumentalisierung: Erstens sollte im Vertrauen auf die dem Kreuzestod folgende Auferstehung Heilsgewissheit vermittelt werden, und zweitens wurde Jesu Tod implizit als beispielhaft dargestellt. Der Gedanke, das Leben werde durch den Tod fürs Vaterland geädelt, diente regelmäßig vorausblickenden wie nachträglichen Sinngebungsversuchen des Soldatentodes. Diese auch noch in den späten Kriegsjahren geübte Vermischung von religiösen mit nationalpolitischen Idealen war theologisch höchst problematisch. Karl Barth hatte bereits bei Kriegsbeginn festgestellt, dass „Vaterlandsliebe, Kriegslust und christlicher Glaube in ein hoffnungsloses Durcheinander“<sup>27</sup> gefallen seien, blieb aber eine von wenigen Stimmen, die vernehmbar in diese Richtung sprachen<sup>28</sup>.

Eigentümlich widersprüchlich liest sich der ebenfalls in der Schöntaler Kriegszeitung abgedruckte Brief des jetzt als Offizier an der Front dienenden ehemaligen Seminaristen Walter Wenk an seine Mitschüler (1918). Anders als so viele in den Augusttagen des Jahres 1914 scheint Wenk im Jahre 1918 dem Abitur den Vorrang gegenüber dem Dienst fürs Vaterland einzuräumen. Seine Empfehlung an die Zurückgebliebenen, den eigenen Schulabschluss nicht unnötig den Erfordernissen des Krieges unterzuordnen, mag ehrlicher Ausdruck seiner persönlichen Prioritätenskala gewesen sein, doch kaum waren diese Gedanken mitgeteilt, wurden sie relativiert, fast zurückgenommen:

*Freilich, ein Opfer bringt Ihr dann nicht mehr, sondern Ihr habt einfach bis zu einem gewissen Grade den Vorteil benützt, den euch der Staat geboten hat. Und ich meine, das ist das Schönste an dieser großen Zeit, daß wir gelernt haben, Opfer zu bringen, und was für Opfer!<sup>29</sup>*

Die während der gesamten Kriegszeit beharrlich artikulierte Opferbereitschaft wirkt angelernt und bemüht. Dass sie das Ergebnis einer enormen Verdrängungsleistung war, zeigt sich auch darin, wie Wenk den soldatischen Kampf im Felde mit den relativ bescheidenen Beiträgen der zivilen Welt kontrastierte:

*Das bischen Patriotismus, das man in Zivil treibt, das ist ja auch ganz schön und wenn einer den Krieg mit Stecknadeln an der Karte nachfährt, so sieht das im Anfang auch ganz interessant aus, aber im allgemeinen haben Eure Jugend-*

27 Zit. nach *Mommsen* (wie Anm. 12), S. 253.

28 Beistand erhielt Karl Barth von Ernst Troeltsch, der darauf verwies, dass hier „eine Spaltung und Spannung innerhalb des Göttlichen selbst“ erkennbar werde: „ein Göttliches im Geistesgehalte der Nation, für das wir kämpfen, töten und sterben, und ein Göttliches in der aller Welt überlegenen Gottgeborgenheit der Seele und in der Zusammenschmelzung aller Seelen zum Gottesreich des Friedens und der Liebe“, wobei das erstere an dem zweiten seine Grenze finde, zit. nach *Mommsen* (wie Anm. 12), S. 253.

29 Fata Morgana! Kriegszeitung der Seminarpromotion [Schöntal] 1912/1916, V. Ausgabe, Ostern 1918, masch., S. 63, in: LKAS, C9/337.

*wehrübungen oder das bischen Geld, das Ihr vielleicht zu irgend einem Zweck stiftet, keinen Wert. Der Staat hat auch nicht viel davon, wenn Ihr Euere „Germania“, was doch auch angeht, in „Hindenburg“ umtauf. Uebrigens können wir die Geldopfer, einen Teil der Krankenpflege u.s.w. ganz ruhig den Frauen und älteren Männern überlassen. Für junge Leute gibt es in erster Linie etwas anderes<sup>30</sup>.*

Erst im Dienst an der Waffe finde der junge Mann die angemessene Form, dem Vaterland zu dienen. Im Tonfall eines vordergründigen Moralismus konstatierte Wenk einen prinzipiellen sittlichen Vorsprung des Soldaten gegenüber dem Zivilisten<sup>31</sup>. Der zu Beginn des Briefes angedeutete Vorrang des Abiturs gegenüber dem Kriegsdienst verflüchtigte sich innerhalb weniger Zeilen und verkehrte sich schließlich ins Gegenteil. Dies ist ein sinnfälliges Beispiel dafür, dass der kriegsführende Staat seinen Anspruch auf den Einzelnen auch im erheblichen Widerspruch zu dessen persönlichen Interessen selbstverständlich und „lautlos“ durchzusetzen imstande war.

### Totengedenken nach Kriegsende

Im Frühjahr 1922 fand im Seminar Schöntal eine dem Gedächtnis der Toten gewidmete Feier statt, an der „wegen der Ungunst der Zeit von den Angehörigen der Gefallenen und von früheren Lehrern und Schülern des Seminars nur ganz wenige“ teilnahmen, doch „um so zahlreicher hatte sich die Schöntaler Gemeinde beider Konfessionen eingefunden“<sup>32</sup>.

Im großen Hörsaal des Seminars wurde eine Gedenktafel mit Theodor Körners Wort „Vergeßt die treuen Toten nicht!“ angebracht, und auch die von Ephorus Frasch nach einigen Gedicht- und Liedvorträgen gehaltene *Gedächtnis- und Weiherede* stand unter diesem Motto (*Reminiscere – Gedenke!*). Frasch, so liest man, leitete von den hohen Gedanken der Passionszeit über zu der Erinnerung an die deutsche Passion des Weltkriegs. Die Analogisierung des Leidens Jesu Christi mit dem kriegsbedingten Leiden des deutschen Volkes fügte sich in die in radikaler Einseitigkeit vorgenommene religiöse Interpretation des Krieges als unausweichlicher Kampf zwischen Gut und Böse. Dabei gehe es ihm, so der

30 Ebd.

31 Grundsätzliches zum Verhältnis zwischen „Front“ und „Heimat“, zwischen Kriegsteilnehmern und Zivilisten bei Lipp (wie Anm. 21), S. 239-306. – Die Feststellung, dass „Heimat“ als das „zivile Referenzsystem“ für die Soldaten von zentraler Bedeutung war, wird von Lipp ergänzt: „Neben die positive Konnotation trat im Laufe des Krieges eine kritische Wahrnehmung der gesellschaftlichen, später auch der wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in Deutschland“ (ebd., S. 240). Diese Differenzierung – Heimat nicht nur als heile Gegenwart, sondern zunehmend als Gegen- und Feindbild – bestätigt sich in den Briefen der Seminaristen zumindest ansatzweise.

32 Beilage zum Schöntaler Gemeindeblatt April 1922: Zum Gedächtnis der im Weltkrieg gefallenen früheren Lehrer und Schüler des Seminars Schöntal (Exemplar: LKAS, C9/315).

Redner, nicht um *unfruchtbares Wühlen im Schmerz*, nicht um *Haß- und Rache-gedanken*, sondern um *das dankbare Gedenken der Treue und der Liebe*<sup>33</sup>. Nach Gruß- und Dankesworten an die Schulbehörde, an die Gäste und an diejenigen, die sich um das Zustandekommen der Gedenktafel verdient gemacht hatten, wurde schließlich der Gefallenen gedacht. Jede Promotion hatte erhebliche Verluste zu beklagen; am meisten die von 1910/12 mit 20 Gefallenen, was 44 Prozent des Jahrgangs entsprach.

Über die Rede berichtete die Gemeindeblatt-Beilage Folgendes:

*Besonders warm wurde des Idealismus unserer Kriegsfreiwilligen gedacht, die wir nicht nachträglich als törichte und unreife „Idealisten“ schelten oder verkleinern wollen: sie haben das große Wort als etwas Selbstverständliches betätigt: ‚das Leben ist der Güter höchstes nicht‘ und haben bewiesen durch das Opfer ihres Lebens, was es heißt, das Letzte einsetzen für die Sache – bloß um der Sache willen. Als Beispiel (statt vieler) wurden aus den letzten Feldpostbriefen des früheren Seminaristen L. an seine Eltern bezeichnende und tiefergreifende Stellen als Proben dafür vorgelesen, bis zu welcher Höhe innerlicher Reife manche der jungen Kämpfer unter der Wucht ihres Erlebens emporwachsen – eine Höhe, vor der der Redner bekannte, oft mit einem Gefühl der Ehrfurcht gestanden zu haben. Unsere Schüler haben dem Seminar, aber auch der vielgeschmähten klassischen Bildung alle Ehre gemacht*<sup>34</sup>.

Jetzt musste sich das bildungsbürgerliche Establishment von der politischen Linken und all denen, die gegen den Krieg gewesen waren, die eigenen Parolen vorhalten lassen, denn der vielzitierte „Idealismus“ einer am klassischen Stoff geschulten Bildungselite war in Misskredit geraten. Mit einem Zitat aus Schillers „Braut von Messina“ aus dem Jahre 1803, wonach das Leben nicht das höchste Gut sei (4. Akt, letzter Auftritt), entgegnete Ephorus Frasch etwaigem Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Heldentods. Im Heroismus der Jugend fand er das klassische Bildungskonzept bestätigt. Der jugendlichen Opferbereitschaft sei nicht Unreife, sondern – wie Feldpost-Zitate belegen sollten – genau das Gegenteil, nämlich hohe „innerliche Reife“ zu bescheinigen.

Die fast trotzig vorgetragene Behauptung, das Sterben sei nicht umsonst gewesen, wurde an die Bedingung geknüpft, dass sich die Lebenden an den Toten ein Beispiel nehmen:

*Ist aber all dieses kostbare Blut nicht umsonst geflossen? Nein und abermal nein! Dann nicht, wenn ihre Treue, ihr Opfersinn in uns eingeht und uns der*

33 Ebd.

34 Ebd.

*Same einer neuen deutschen Zukunft wird. So wurde das „Reminiscere“, das Gedenken an die Toten, von selbst zu einem Appell an die Lebenden, an die jungen Schülerschlechter: Vergeßt die treuen Toten nicht! Vergeßt sie nicht in eurer Arbeit, in euren Versuchungen der Gegenwart und der Zukunft, in der niedrigen Stickluft des Alltäglichen und Gemeinen, die uns heute oft umgibt, in der Luft des Undanks und der feilen Gesinnung der Gegenwart. Das heilige Feuer des Erinnerns in der Brust hütend, gilt's von niemand sich den klaren Blick dafür verwirren zu lassen, was groß und echt ist, was es ist um Freiheit und Männerwürde<sup>35</sup>.*

Frasch nahm implizit auf die junge Weimarer Demokratie Bezug: Da war von *Stickluft des Alltäglichen und Gemeinen*, von *Versuchungen* und *Undank* die Rede. Der Redner bediente sich eines Vokabulars, das ihn in geistige Nähe zur „konservativen Revolution“ und deren elitär-bildungsbürgerlichen Attitüde rückte. Der Schlussteil der Rede findet sich wörtlich in der Gemeindeblatt-Beilage:

*Euch aber, euch Getreuen, flechten wir um die Stirn den Kranz in unverwelklicher Dankbarkeit. Ihr habt einst uns gehört und ihr gehört noch zu uns. Begleitet uns in den Kampf unseres Alltags, den Geistern der Helden gleich, die in den Tagen der Vorzeit über den irdischen Kämpfern in den Lüften mitstritten; leuchtet uns voran auf dem Weg der Pflicht, der Hingabe, des deutschen Gemeinsinns und helft uns so den Weg weisen zu einer neuen glücklichen Zukunft unseres deutschen Volkes!<sup>36</sup>*

Die Würdigung, die der Ephorus den Gefallenen in pathetischer und angestrengt um Adel bemühter Sprache zukommen ließ, trug beinahe apotheotische Züge.

Zu Beginn der Gefallenenfeier in Schöntal wurde Lyrik vorgetragen. Das von der schwäbischen Schriftstellerin Auguste Supper – kaisertreue Nationalistin und später überzeugte Nationalsozialistin – eigens für die Schöntaler Gefallenenfeier verfasste Gedicht wurde, wie Ephorus Frasch dem Manuskript hinzugefügt hatte, von einem Seminaristen rezitiert; mit seinem reichen Fundus an Formulierungen, die vom Sinngebungs-, aber auch Rechtfertigungsbedürfnis dieser Zeit zeugen, ist der Text symptomatischer Ausdruck der Befindlichkeit nach dem verlorenen Krieg.

35 Ebd.

36 Ebd.

*Allmählich geht des Lenzes Flügelrauschen  
Nun übers Land, der Bach im Tale schwillt.*

*[...]*

*Doch ob der Lenz uns vorwärts lockt ins Leben  
Wir schaun zurück, Euch innig zugewandt.  
Wir sehen um die fernen Hügel schweben  
Den Rauch von Eures heiligen Opfers Brand.  
Auch Ihr, Ihr lachtet nicht im jungen Lenze,  
Ihr Brüder, die nun lang der Rasen deckt.  
Ihr flochtet Euch in Frühlingstagen Kränze  
Und habt sie dann so bald vom Haupt gelegt.  
Was sollten Euch die blühenden Gewinde!  
Der Himmel brannte auf in grellem Rot  
Der fernen Schlacht Getöse kam im Winde  
Und durch die Nächte brauste Not und Tod.  
Da stand der Sinn nicht mehr nach Frühlingsblüten,  
Wenn blut'ger Lorbeer wuchs auf jedem Pfad.  
Deutschland, die heilige Heimat galts zu hüten,  
aus lichten Träumen wurde harte Tat.  
Bald leuchteten wie Rosen Eure Wunden.  
Das war der Sommer, der Euch aufgeblüht.  
Ein rauher Herbst hat dann in dunklen Stunden  
Viel junges Blut wie roten Wein versprüht.  
Und Winter wurde es zu früh im Jahre,  
Jäh brach er über Nacht für Euch herein.  
Noch deckte Euch kein erster Schnee die Haare  
Ihr glaubtet noch an langer Tage Schein.  
Was Wunder, wenn uns nun beim Lenzesahnen  
Nicht jubelhafte Freude nahen will!  
In Ehrfurcht grüßen wir heut Eure Namen  
Die stolze Trauer macht uns vor Euch still.  
Ihr habt vollendet, habt den Preis entrichtet!  
Wir scharren noch die Groschen aus dem Sand.  
Euch wird kein Glaube mehr im Keim vernichtet!  
Wir zittern noch um Volk und Vaterland.  
Was Ihr getan, was Ihr für uns erlitten,  
Für ew'ge Zeiten ragt es groß und klar!  
Wir aber schleppen noch mit müden Schritten  
Armselge Opfer nutzlos zum Altar.  
Heil Euch und Gruß und Dank, der niemals endet!  
Wenn nicht der Frühling unsrem Deutschland,  
Der unser schweres Winterelend wendet –  
Ihr, unsre Toten weiset ihm den Pfad.*

*O seid nicht laß<sup>37</sup>! Legt nocheinmal die Hände  
Mit uns ans Werk! Wir dürsten nach der Zeit,  
Da unser Volk sich nach der Sonne wende,  
nach starken Helfern aus der Ewigkeit.  
Dann ist das Blut zur heiligen Saat geworden,  
Die machtvoll aus den dunklen Schollen bricht,  
Und im geliebten Land dringt allerorten  
Der Geist der Besten, Euer Geist, ans Licht<sup>38</sup>.*

Den gesamten Text durchzieht eine mit dem kurzen Leben der Kriegsgefallenen korrespondierende Jahreszeitenmetaphorik. Inhaltlich steht das Bedürfnis im Vordergrund, den Tod so vieler junger Menschen durch nachträgliche Sinngebungsversuche vor sich und der Geschichte zu rechtfertigen, was angesichts der Niederlage besonders schwierig war. Mittels Poetisierung (und damit Ästhetisierung) des Kriegsgeschehens verstellte man den kritisch-reflektierenden Blick auf Sterben, Gräuelt und Leid. Dazu gehört auch, dass eine Schicksals- und sogar Handlungsgemeinschaft von Lebenden und Toten suggeriert wurde, die in dem Satz „Legt noch einmal die Hände mit ans Werk!“ so etwas wie ihren Kulminationspunkt findet.

### Fazit

Es lässt sich zusammenfassen: In der Zeitspanne von 1914 bis 1918 artikulierten die Schöntaler Seminaristen mentale Dispositionen und Reflexe in hoher Dichte. Sinngebungs- und Deutungsmuster teilen sich nicht nur in der Vermittlung von Inhalten, sondern auch in der Art und Weise mit, wie mit Sprache umgegangen wurde. Der offizielle Kriegsdiskurs bediente sich sprachlicher Formeln und Schablonen, mit deren Hilfe die öffentliche Verständigung über Kriegserfahrungen bewerkstelligt wurde. Die Interpretations- und Identifikationsangebote waren eindeutig und wurden zumindest *coram publico* nicht hinterfragt<sup>39</sup>. Besonders deutlich tritt dieser weitgehend entindividualisierte und entpersonalisierte Sprachgebrauch in den Briefen der Seminaristen zutage. Man befand sich in einem „Räderwerk der Meinungslenkung“<sup>40</sup>, das Äußerungen abseits der vorgezeichneten Linie kaum eine Chance ließ.

37 „Laß“ bedeutet nachlässig, fahrlässig.

38 Auguste Supper: Dem Gedächtnis der Gefallenen. Von der Dichterin eigens für die Gefallenenfeier des Seminars Schöntal [am 12. März 1922] geschaffen, vorgetragen von Seminarist Schmahl, hs., in: LKAS C9/315.

39 Zur Macht des offiziellen Kriegsdiskurses bzw. zur Ohnmacht der potenziellen „Gegenöffentlichkeit“ vgl. Lipp (wie Anm. 21), S. 17 ff.

40 Ebd., S. 15.

Dass in Schüleräußerungen eine hohe Quote sprachlicher und inhaltstragender Elemente festzustellen ist, die auch in den Verlautbarungen der Lehrer zu finden sind, weist auf eine intensive Rezeption von Grundauffassungen, Wertemustern, Argumentationsstrukturen und Assoziationsräumen hin. Im Wechsel zwischen der Schüler- und der Lehrerperspektive manifestiert sich die erfahrungsgeschichtlich fundierte These, wonach das soziokulturelle Milieu ein bestimmtes Arsenal sprachlicher und gedanklicher Muster bereitstellte, das sich bei Bedarf aktualisieren ließ.

Die Vorstellung von einer kollektiven *Kriegsbegeisterung* aller Deutschen im Jahre 1914 ist von der Forschung längst zurückgewiesen worden<sup>41</sup>. Dennoch: Viele höhere Schüler, auch die Seminaristen in Schöntal, begeisterten sich an der Vorstellung, eine den Kämpfern von 1813 ebenbürtige geschichtliche Bedeutung erlangen zu können. Militärisches war in Alltagsleben und Erziehung ohnehin seit langem hoch geschätzt; vor dem Hintergrund einer über 40-jährigen Friedenszeit, in der das kollektive Gedächtnis an die Schrecken des Krieges bereits nachgelassen hatte, entstand bei vielen Jugendlichen ein hoch attraktives Bild von diesem. Darüber hinaus versprach der Krieg Befreiung von der faden Alltäglichkeit, der Normalität und Monotonie der Friedenszeit. Nicht nur Vertretern des „soldatischen Nationalismus“, sondern auch Intellektuellen galt er als ein sittliches Heilmittel<sup>42</sup>.

Die *Mythisierung von Krieg und Kriegserfahrung* speiste sich aus dem Bedürfnis, den Schrecken umzudeuten, zu irrationalisieren, zu ignorieren. Da die Macht des rationalen Diskurses im Krieg gebrochen war, kam der Fähigkeit, Einfluss auf die *Gefühle* der Menschen zu gewinnen, entscheidende Bedeutung zu. Nationale Feindbilder waren im Ersten Weltkrieg weit verbreitet, boten sie doch mithilfe alter und neuer Klischees Projektionsflächen für Ängste, Bedrohungsgefühle und Angriffslust. Wenngleich sich in den vorgefundenen Schöntaler Quellen Feindbilder nicht *explizit* nachweisen lassen, ist doch anzunehmen, dass

41 Vgl. ebd., S. 11 f.: Auf neuere Forschungsergebnisse Bezug nehmend, empfiehlt *Lipp* statt von euphorischer Kriegsbegeisterung von „selbstverständliche[r] Kriegs- und Verteidigungsbereitschaft“ zu sprechen. – Vgl. Jeffrey *Verhey*: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Aus dem Englischen von Jürgen Bauer und Edith Nerke. Hamburg 2000, S. 106 ff. – *Verheys* Studie, bereits 1991 als amerikanische Dissertation veröffentlicht, hat sich geradezu als „Standardwerk“ für eine differenzierte Betrachtung des sogenannten „Augusterlebnisses“ etabliert. *Verhey* konstatiert eine hochgradige Gefühlsaufwallung bereits in den Julitagen. Diese in Bildern und Presseberichten eingefangenen Stimmungen seien zusammen mit den öffentlichen Bekundungen bei Kriegsbeginn einseitig als Kriegsbegeisterung interpretiert worden – eine Deutung, die während des Krieges zunehmend zu Propagandazwecken eingesetzt worden sei. Tatsächlich, so *Verhey*, seien die Gefühle höchst unterschiedlicher Natur gewesen: Mit Blick auf die Juli- und Augusttage spricht er von Neugier (ebd., S. 130 ff.) bis hin zu Anspannung (ebd., S. 107 f.), Trauer (ebd., S. 137 f.), Niedergeschlagenheit (ebd., S. 107 f.) und Panik bzw. Depression (ebd., S. 155 ff.).

42 Vgl. Gunther *Mai*: Das Ende des Kaiserreichs. Politik und Kriegsführung im Ersten Weltkrieg. München 21993. S. 14-17.

es sie gab<sup>43</sup>. Eher indirekt finden sich allerdings *innergesellschaftliche* Feindbilder, die freilich nicht „Feinden“ galten, sondern vielmehr Projektionsflächen für Kritik (z. B. an der Haltung der Daheimgebliebenen) darstellten.

Der Krieg als politisch-gesellschaftliche Extremsituation führte zu einem erhöhten Bedarf an *religiösen Deutungen*, ließen sich doch Ängste, Leid- und Verlust-erlebnisse durch Transzendenzerfahrungen und Jenseitshoffnungen am ehesten bewältigen. Seminarlehrer und Seminaristen verfügten über einen weit überdurchschnittlichen biblisch-theologischen Wissensvorrat, der während des Krieges eine Aktualisierung in Symbolik, Metaphorik und Allegorik insbesondere sprachlicher Äußerungen erfuhr, denn „wo kulturelle Normalität keine Evidenz mehr beanspruchen kann, sind Rückgriffe auf transzendente Interpretationen der Welt, auf religiöse Verhaltensmuster, Rituale und Symbole unverzichtbar“<sup>44</sup>. Kriegserfahrung wurde mithin zu religiöser Erfahrung.

Die persönliche Todesbereitschaft der Freiwilligen fand ihre Fortsetzung im *Heldengedenken*. Beide Haltungen waren hinsichtlich ihrer Sinndeutungsversuche wesensverwandt; hier wie dort ging es um eine Mythisierung des Todes. In den vorgefundenen Quellen wurde der Heldentod als heiliger Dienst am Vaterland verklärt und als Krönung eines sinnerfüllten Lebens bezeichnet. Im Gedenken an diejenigen, deren „Opferdienst“ bereits vollzogen war, drückte sich die Überzeugung aus, dass in ihrem Sterben hoher Sinn liege. Nie fiel ein Wort, das die Tragik eines kurzen, von Illusionen bestimmten Lebensweges bekannt hätte. An der Art und Weise, wie der Gefallenen auch nach der Kriegsniederlage gedacht wurde, lässt sich die Beharrungskraft nationalistischer und militaristischer Wertvorstellungen ablesen. Erinnerungsveranstaltungen und Erinnerungsstätten hatten im Wesentlichen *einen* Zweck: Darzutun, dass das Sterben sich gelohnt habe, und dass der uneigennützig Dienst der Gefallenen heute und in Zukunft zur Nacheiferung verpflichte. Die Botschaft der nach 1918 gestifteten Denkmale – seien sie aus Stein gehauen oder in Gedichtform verfasst – lautete: Die von den Toten verkörperte vorbildliche Haltung verlöre ihren Sinn, würden sich die Überlebenden nicht mit ihnen in Einklang befinden<sup>45</sup>.

43 Vgl. hierzu ferner Michael *Trauthig*: Wider „jene satanisch beeinflusste Mentalität“: Das Bild der Weltkriegs-Feinde in der evangelischen Publizistik Württembergs zur Zeit der Weimarer Republik. In: Gerhard *Hirschfeld* / Gerd *Krumeich* / Dieter *Langewiesche* / Hans-Peter *Ullmann* (Hg.): *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*. Essen 1997, S. 371-387.

44 Andreas *Holzem* / Christoph *Holzapfel*: Kriegserfahrung als Forschungsproblem. Der Erste Weltkrieg in der religiösen Erfahrung von Katholiken. In: Andreas *Holzem*: *Krieg und Religion. Zur Einführung*. In: *Theologische Quartalschrift*, Heft 4 (2002). S. 284 f.

45 Vgl. Reinhart *Koselleck*: *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der Überlebenden*. In: Odo *Marquart* / Karlheinz *Stierle* (Hg.): *Identität*. München 1979, S. 262.

Von einer kritischen oder gar gegnerischen Einstellung zum Krieg kann innerhalb des untersuchten Personenkreises zwar keine Rede sein, doch gibt es einige diskrete Belege für *Negativwahrnehmungen des Krieges*, die Beachtung verdienen – etwa, wenn der Krieg als „furchtbar“ und „schrecklich“ apostrophiert wird. Da diese Bezeichnungen stets in steriler Formelhaftigkeit verwendet wurden, boten sie freilich kaum Ansätze zu einer kriegskritischen Reflexion<sup>46</sup>. Insgesamt ist festzustellen, dass sich positive und negative Kriegsdeutungen keineswegs widersprechen mussten, sondern einander oft ergänzten: Wäre der Krieg nicht als „furchtbar“ und „schrecklich“ empfunden und bezeichnet worden, hätte man ihm auch keine einigende, erhebende oder gar karthartische Wirkung zuschreiben können.

Im *Umgang mit der Niederlage* zeigt sich, wie resistent und überlebensfähig mentale Dispositionen trotz größter politischer, gesellschaftlicher und militärischer Einschnitte sein können. Besonders deutlich wird dies in der Art und Weise, wie nach dem Krieg Reden gehalten und Feiern begangen wurden. Die Überlagerung politischer und gesellschaftlicher Diskontinuitäten durch mentale Kontinuitäten bestätigt – bei aller berechtigten Kritik im Einzelnen – eindrucksvoll Fernand Braudels Mentalitätskonzept der *longue durée*. Danach ist Mentalität das, was sich in der Geschichte am langsamsten ändert<sup>47</sup>.

Und doch: Mentalitäten sind weder immun gegen „geschichtliche Belehrung“ noch erheben sie Ewigkeitsanspruch. So hat spätestens die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs nicht nur der kriegsteilnehmenden Generation, sondern auch den Nachgeborenen jedwede Voraussetzung für eine euphemistische oder gar euphorische Haltung zum Krieg genommen.

46 Vgl. Stephan Fuchs: „Vom Segen des Krieges“. Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus. Stuttgart 2004, S. 265 ff. – Ähnliches stellt Fuchs für katholische Akademiker fest, wenngleich er in den Publikationen der katholischen Akademikerverbände durchaus auch (leise) Kritik am Krieg und am Nationalismus nachweisen konnte.

47 Vgl. Jacques Le Goff: Eine mehrdeutige Geschichte. In: Ulrich Raulff (Hg): Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse. Berlin 1987, S. 23.



# Der Sommer 1914 – Augusterlebnis oder Augusternüchterung?

Von HERBERT KOHL

Als ich in den sechziger Jahren das Gymnasium besuchte, behandelten wir in der neunten Klasse den Ersten Weltkrieg. Es war das einzige Jahr meiner Schulzeit, in dem wir einen Geschichtslehrer hatten, der uns das Gefühl gab, Geschichte könne auch spannend und lehrreich sein. Besonders gut kann ich mich an seine Darstellung der unmittelbaren Vorgeschichte des Krieges erinnern: Er sagte, Deutschland habe sich in den Sommertagen des Jahres 1914 in eine, wie er es nannte, „Kriegshysterie“ und „Kriegspsychose“ hineingesteigert, mehr noch, diese Hysterie sei von den politisch Verantwortlichen geschaffen worden. Diese Begriffe klangen für uns Vierzehn- bis Fünfzehnjährige fremd, aber da wir seinen Unterricht schätzten, kamen uns keine Zweifel an diesen Worten. Natürlich war mir damals, Mitte der sechziger Jahre, nicht bewusst, dass er damit eine Position vertrat, die sich von der herrschenden Lehrmeinung unterschied. Aus heutiger Sicht vermute ich, dass er über die seinerzeit in der Geschichtswissenschaft mit großer Schärfe ausgetragene Fischer-Kontroverse informiert war und mit den Thesen Fritz Fischers sympathisierte. Fischer hatte in seinem 1961 erschienen Buch „Griff nach der Weltmacht“ behauptet, das Deutsche Reich trage die Hauptschuld am Zustandekommen des Ersten Weltkriegs, da Deutschland mit dem Krieg eine Hegemonie über Europa angestrebt habe. Im folgenden Schuljahr wechselte der Lehrer und der Geschichtsunterricht verflachte wieder. Die großen Linien fehlten fortan und aufrüttelnde Lernerlebnisse wie das zuvor geschilderte gab es nicht mehr. Eine Deutung und Wertung historischer Ereignisse, so wie wir es bei dem von uns verehrten Geschichtslehrer erlebt hatten, fand nicht mehr statt.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt der im Jahr 2013 verstorbene Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki: „Sollte ich mit zwei Namen andeuten, was ich als Deutschtum in unserem Jahrhundert verstehe, dann antworte ich, ohne zu zögern: Deutschland – das sind in meinen Augen Adolf Hitler und Thomas Mann. Nach wie vor symbolisieren diese beiden Namen die beiden Seiten, die beiden Möglichkeiten des Deutschtums“<sup>1</sup>. Beide, Thomas Mann und Adolf Hitler, erlebten den Ausbruch des Ersten Weltkriegs in München und haben ihn in ihren Werken kommentiert. So ist bei Hitler zu lesen: *Der Kampf des Jahres 1914 wurde den Massen, wahrhaftiger Gott, nicht aufgezwungen, sondern von dem*

1 Marcel Reich-Ranicki: Mein Leben. Stuttgart 1999, S. 105 f.

*gesamten Volke selbst begehrt. [...] Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen<sup>2</sup>.* Wie bei allen Lebenserinnerungen sollte man sich davor hüten, einen solchen Text, der die bekannten Topoi der Selbststilisierung enthält, allzu wörtlich zu nehmen. Doch kommt darin vor dem Hintergrund der im Jahr 1914 erfolgten freiwilligen Meldung Hitlers zum Kriegseinsatz in der bayrischen Armee mehr als nur ein Körnchen Wahrheit zum Vorschein. Weit weniger enthusiastisch, doch in der Sache ebenso eindeutig klingt es bei Thomas Mann. In einem Brief an seinen Bruder Heinrich heißt es: *Muß man nicht dankbar sein für das vollkommen Unerwartete, so große Dinge erleben zu dürfen? Mein Hauptgefühl ist eine ungeheure Neugier - und, ich gestehe es, die tiefste Sympathie für dieses verhaßte, schicksals- und rätselvolle Deutschland, das, wenn es ‚Civilisation‘ bisher nicht unbedingt für das höchste Gut hielt, sich jedenfalls anschickt, den verworfensten Polizeistaat der Welt zu zerschlagen<sup>3</sup>.*

Lange Zeit schlugen auch Historiker eine Sprache der Superlative an, wenn es um den Kriegsausbruch 1914 ging. So beschrieb Thomas Nipperdey dieses Ereignis zu Beginn der neunziger Jahre wie folgt: „Im August 1914 ergriff eine gewaltige Woge der Kriegsbegeisterung die Deutschen. [...] Die Nation war jetzt der oberste aller Werte. Die nationale Zusammengehörigkeit im Moment von Bedrohung und Krise war ein Urerlebnis. Der Krieg selbst hatte etwas Befreiendes, war ein Aufbruch aus einer als erstickend empfundenen Atmosphäre der Spannungen, der Bürgerlichkeit, der Klassenkonflikte. Kaum jemand konnte sich dieser Stimmung, diesem ‚Erlebnis‘ des August 1914 entziehen, nicht die einfachen Leute, Bauern oder Arbeiter, und erst recht nicht die Bürger, und die Intellektuellen faßten das alles in – viele – Worte [...]“<sup>4</sup>.

Die späten Juli- und frühen Augusttage des Jahres 1914 zählen mit ihrer emotionalen Wucht zu den gefühlsintensivsten Momenten der deutschen Geschichte. Wer sich mit den Ereignissen zwischen dem Attentat von Sarajevo und den wechselseitigen Kriegserklärungen gut vier Wochen später befasst, kann sich dem Sog der großen Gefühle von damals kaum entziehen, wenn er sich zu diesem Zweck in die Berichterstattung der zeitgenössischen Presse vertieft. Auch heute noch wirken die Texte von damals wie süßes Gift, das Gedanken des Zweifels und die Frage nach möglichen Alternativen lähmt. So jedenfalls erging es mir, als ich die Gelegenheit hatte, die Berichte vom Sommer 1914 in verschiedenen Archiven unserer Region gewissermaßen im Zeitraffer nachzulesen. Der

2 Adolf Hitler: Mein Kampf. 464.-468. Ausg. München 1939, S. 176 f.

3 Thomas Mann und Heinrich Mann: Briefwechsel 1900-1949. Frankfurt am Main 1995, S. 170.

4 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 2, München 1992, S. 778 f.



*Verabschiedung des III. Bataillons/Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 121  
am 11. August 1914 auf dem Marktplatz in Schwäbisch Hall  
(vgl. Dieter Kalinke: Das gute alte Hall. Vergangene Zeiten in alten  
Postkarten. Schwäbisch Hall 1992, S. 248).*

dort gewonnene Eindruck schien auf den ersten Blick dem Urteil meines früheren Geschichtslehrers recht zu geben, denn trotz seiner persönlichen Deutung hatte er das Phänomen der Massenbegeisterung nicht in Zweifel gezogen. Doch muss man bei nüchterner Betrachtung die Frage stellen: Gab es diese allgemeine Kriegsbegeisterung 1914 wirklich oder hat sich in der Überlieferung ein Bild verfestigt, das damals geschaffen und von späteren Generationen kritiklos übernommen wurde?

### Quellenlage und bisherige Forschung

In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts begann die Geschichtswissenschaft, das sogenannte „Augusterlebnis“ systematisch zu erforschen, wie auch die Entwicklungen der Stimmungen während des Krieges. Dies geschah auf mehreren Ebenen: Zum einen wurden die Reaktionen des Bildungsbürgertums untersucht, etwa in der Studie von Helmut Fries, „Die große Katharsis“.<sup>5</sup> Fries befasst sich darin mit den Äußerungen von Schriftstellern und Wissenschaftlern zu Fragen des Weltkrieges. Der englische Historiker Jeffrey Verhey legte im Jahr 2000 ebenfalls eine umfangreiche Studie zu diesem Thema vor.<sup>6</sup> Verhey unter-

5 Helmut Fries: Die große Katharsis. 2 Bde. Konstanz 1994.

6 Jeffrey Verhey: Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft. Hamburg 2000.

sucht darin, ausgehend von den damaligen Presseberichten, die vom Kriegsausbruch hervorgerufenen Stimmungen in der deutschen Bevölkerung. In dieser Zeit entstanden auch zahlreiche lokale und regionale Studien zu Fragen des Krieges an der sogenannten „Heimatfront“. Stellvertretend für viele andere sei hier die Arbeit von Christian Geinitz zu Freiburg im Breisgau genannt<sup>7</sup>. Geinitz konnte für seine Dissertation auf ein breites Spektrum von Quellen zurückgreifen: Neben Zeitungsberichten standen ihm Predigten und weitere Texte von kirchlicher Seite zur Verfügung, ebenso kommunale Akten, darüber hinaus sogenannte Ego-Dokumente wie Tagebücher und Briefe. Das Ergebnis war eine differenzierte Darstellung von hoher fachlicher Qualität.

Bei der Untersuchung der Frage, welche Emotionen die Menschen und die Berichterstattung damals bestimmten, stellt sich ein erkenntnistheoretisches Problem: Militärische, politische und insbesondere wirtschaftspolitische Handlungen und Maßnahmen sind in aller Regel objektiv beschreibbar und in ihren Auswirkungen messbar. Wo es sich um Stimmungen und Mentalitäten handelt, ist eine solche Beschreibung wesentlich schwieriger, vor allem in Epochen, für die empirische Befunde auf breiter Basis, wie etwa Meinungsumfragen, nicht vorhanden sind. Berichte über jubelnde Massen, das Emporrecken von Strohütten, das siegesgewisse Beschriften von Eisenbahnwaggons, das Überreichen von Blumen an die ausrückenden Soldaten etc. bedürfen daher einer kritischen Analyse. Die Grundsätze der Quellenkritik gilt es hierbei in besonderem Maße zu beachten. Man muss Dokumente wie diese immer auch auf ihre Objektivität und Allgemeingültigkeit befragen, besonders vor dem Hintergrund einer weitgehend regierungskonformen und nach Kriegsbeginn auch der Zensur unterworfenen Presse, mit der wir es hier zu tun haben. Dies betrifft auch das Bildmaterial, das auf seine inszenatorische Absicht und eine möglicherweise selektive Überlieferung untersucht werden muss. Man darf also, wenn man sich bei derartigen Untersuchungen auf das damals wichtigste Massenmedium, die Tageszeitung, stützt, nicht der Versuchung erliegen, die „veröffentlichte“ mit der „öffentlichen“ Meinung gleichzusetzen. Zeitungsberichte bedürfen wie alle historischen Dokumente der Quellenkritik und, wo vorhanden und möglich, der Überprüfung mittels anderer Formen der Überlieferung. Solche Relativierungen sind beispielsweise dort möglich, wo, wie etwa in Großstädten mehrere Tageszeitungen zur Verfügung stehen. Diese Zeitungen weisen häufig konfessionelle oder parteipolitische Bindungen oder Tendenzen auf. So kommentiert die sozialdemokratische Parteizeitung „Vorwärts“ am Vorabend der österreichischen Kriegserklärung gegen Serbien die spontanen nächtlichen Umzüge in Berlin: *Was sich da auf der Kaiserstraße zu Zügen formierte [...], war nicht das Volk, es waren meistens*

7 Christian Geinitz: *Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft: das Augusterlebnis in Freiburg*. Essen 1998. Vgl. neuerdings auch zur äußerst widersprüchlichen und keineswegs rundum euphorischen Stimmung in Schwäbisch Gmünd und Umgebung: Gerhard Fritz (Hg.): *Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg*. Schwäbisch Gmünd 2014, S. 91-96

*Studenten, junge Stehkragenproletarier aus kaufmännischen Kreisen und die Jugendwehrlere, [...] Arbeiter und Bürgerleute waren nur spärlich darunter vertreten. [...] Wir wiederholen: Das Volk, das eigentliche Volk, das seine Haut auf den Markt tragen soll, hat mit Kriegshetzen nichts zu tun, es will Frieden haben und weist es ab, sich für habsburgische Rache und Eroberungspläne hinschlachten zu lassen*<sup>8</sup>. Zwischen dem Attentat von Sarajevo und den gegenseitigen Kriegserklärungen vom August fanden im Deutschen Reich, zumeist von der SPD organisierte, 288 Antikriegsversammlungen mit etwa einer Dreiviertel Million Teilnehmer statt<sup>9</sup>. Mit Kriegsbeginn sagte die SPD alle weiteren, bereits geplanten Demonstrationen ab. Sie hätten ohnedies nicht stattfinden können, da mit Kriegsbeginn im Deutschen Reich der Belagerungszustand verhängt und das Recht auf freie Meinungsäußerung aufgehoben wurde<sup>10</sup>. Geprägt wurde das spätere Bild vom Verhalten der deutschen Arbeiterschaft in erster Linie vom Sinneswandel der Sozialdemokratie, der sich in der Zustimmung der Partei zu den Kriegskrediten im Reichstag zeigte (s. u.). Festzuhalten bleibt, dass von einer „Juli-Begeisterung“ keine Rede sein kann. Im Gegenteil: Fast überall, auch im württembergischen Franken, setzte in den letzten Julitagen ein Ansturm auf Banken und Lebensmittelgeschäfte ein, die von Angst und Panik unter der Bevölkerung zeugen. Versorgungsengpässe und Preissteigerungen waren die Folge<sup>11</sup>.

Wenn man das Bild einer durch und durch kriegsbegeisterten Bevölkerung auf seine Richtigkeit befragt, stößt man auf die grundlegenden Fragen nach der Entstehung und Weitergabe von Geschichtsbildern. Dass sich die Vorstellung von einer allgemeinen Kriegsbegeisterung in der Überlieferung verfestigte, kann auf mehrere Ursachen zurückgeführt werden<sup>12</sup>. Bereits im Krieg selbst wurde von den Kriegsbefürwortern immer wieder das *Fest des 2. August* beschworen (es war der Tag nach der Kriegserklärung gegen Russland, ein Sonntag). Man sah das „Augusterlebnis“ im Rückblick als Kontinuum und logische Folge der allgemeinen Empörung über den Mord von Sarajevo, die anschließende Unterstützung der Haltung Österreichs gegenüber Serbien, den Jubel über die österreichische Kriegserklärung an Serbien und das eigene, gewissermaßen rauschartige Erleben des deutschen Kriegseintritts. Das „Augusterlebnis“ nahm damit in der Retrospektive einen Automatismus der Gefühlssteigerung und einen gleichsam zwanghaften Mechanismus an. Diese kontinuierliche Steigerung hat es jedoch nicht gegeben, wie sich anhand der Presseberichte belegen lässt. Eine zweite

8 Vorwärts 27. Juli 1914, zit. nach *Geinitz* (wie Anm. 7), S. 64.

9 Wolfgang *Kruse*: Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich 1914. Entstehungszusammenhänge, Grenzen und ideologische Strukturen, in: G. *Mergner* / M. v.d. *Linden* (Hg.): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien, Berlin 1991 (= Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 61) S. 30-36.

10 *Nipperdey* (wie Anm. 4), S. 781; s. auch: Artikel „Zensur“ in: G. *Hirschfeld* / G. *Krumeich* / I. *Renz* (Hg.) Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 32009, S. 975.

11 *Verhey* (wie Anm. 6), S. 154ff.

12 Hierbei folge ich im Wesentlichen den Überlegungen von *Geinitz* (Anm. 7), S. 15-18.

Ursache liegt in der politischen Orientierung der damaligen Tageszeitungen. Diese vertraten in ihrer großen Mehrheit die sogenannten „vaterländischen Werte“, standen in der Regel also konservativen und bürgerlichen Vorstellungen nahe. Das für diese Haltung sprichwörtlich gewordene Bild des Eisenbahnwagons mit jubelnden Soldaten findet sich noch heute in vielen Schulgeschichtsbüchern. Dort findet sich der mit Kreide angeschriebene Satz: *Ausflug nach Paris. Auf Wiedersehen auf dem Boulevard.* Bilder wie diese „schreiben“ leider immer noch Geschichte.

### Die „Augustgemeinschaft“: Voraussetzungen und Deutungen

Ein wichtiger Faktor, der das gängige Bild vom „Augusterlebnis“ maßgeblich geprägt hat, war die Reaktion der deutschen Eliten auf den Kriegsausbruch. Besonders Literaten und Wissenschaftler versuchten das Großereignis des Krieges zu deuten und diesen in größere Sinnzusammenhänge einzuordnen. Das Beispiel Thomas Manns wurde bereits genannt. Insbesondere die Hochschullehrer nahmen mit ihren Verlautbarungen in der Kriegspublizistik eine führende Rolle ein. Ihre Reden und Aufrufe beeinflussen das allgemeine Bild von der Stimmungslage im Krieg bis auf den heutigen Tag. So sprach der Berliner Germanist Gustav Roethe öffentlich vom „Wunder“ der Einheit, da mit der deutschen Mobilmachung die „Erlösung“ gekommen sei *und mit ihr jene herrlichen Stunden, da unser Kaiser zu seinem Volke sprach und da dieses Volk auf einmal [...] entdeckte, daß es nicht sein könne ohne Kaiser und Reich.* Wer die Tage zwischen dem 1. und dem 4. August durchlebt habe, könne *ihren heiligen Gewinn nicht wieder verlieren. Das ungeheure Erlebnis, es bindet zusammen, es reinigt uns, und es wird uns reinigen und läutern [...] bis in fernste Tage, so lange die Erinnerung diese Schicksalsstunde des Deutschen Reiches, des Deutschen Volkes festhält*<sup>13</sup>. In den von vielen Gelehrten verwendeten sakralen Metaphern zeigt sich der Erlösungscharakter, der dem August 1914 zugeschrieben wurde. Die angeblich vom Krieg geschaffene innere Eintracht war hierbei das Entscheidende. Das deutsche Volk sei jetzt, so schrieb Friedrich Meinecke, „eine einzige, mächtige, tief atmende Gemeinschaft“ geworden<sup>14</sup>. Die Überwindung von Parteikampf und Klassenantagonismen wurde vielfältig ausgeschmückt: *Der erste Sieg, den wir gewonnen haben, noch vor den Siegen im Felde, war der Sieg über uns selbst*, verkündete der Berliner Philosoph Alois Riehl und fuhr fort: *Noch niemals war unser Volk so einig wie in jenen ersten Augusttagen, den unvergeßlichen. [...] Jeder von uns fühlte, jeder lebte für das Ganze, und das Ganze lebte*

13 Gustav Roethe: Rede vom 3.9. 1914, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von den Professoren an der Universität Berlin. Berlin 1914, S. 15-46.

14 Friedrich Meinecke: Die deutschen Erhebungen von 1813, 1848, 1870 und 1914, in: *Ders.:* Die deutsche Erhebung von 1914, Vorträge und Aufsätze, Stuttgart 1914, S. 9-38, hier S. 29.

*in uns allen. Unser enges Ich mit seinen persönlichen Interessen war aufgegangen in das große geschichtliche Selbst der Nation. Das Vaterland ruft! Die Parteien verschwinden. [...] So ging dem Kriege eine sittliche Erhebung des Volkes voran*<sup>15</sup>.

Neben die vom Kollektivgedanken ausgehenden Deutungsmuster traten mit dem Einsetzen der Kriegshandlungen vermehrt Sinngebungen, die das Individuum in den Mittelpunkt stellten. So sagte der Rektor der Leipziger Universität vor seinen Studenten am 31. Oktober 1914: *In das Leben jedes Einzelnen, der sonst schon zage, müde und traurig geworden und der schon daran verzweifelt war, in seiner Niederung je zur Geltung zu kommen, fiel jählings die Möglichkeit, teilhaftig zu werden des höchsten Ruhmes des ganzen Landes und seinerseits Ruhm zu erwerben, erzählen zu können von großen Tagen, Heldenschaft zu gewinnen, fremde Länder und Völker zu sehen und als Sieger mit auf den Höhen der Menschheit zu schreiten*<sup>16</sup>. Neuere Forschungen haben gezeigt, dass die jahrzehntelange Fixierung auf die im Krieg politisch aktive Professorenschaft zu einer einseitigen und verzerrten Sichtweise geführt hat<sup>17</sup>. An der Universität Tübingen beispielsweise beteiligten sich weniger als ein Fünftel der Professoren an der aktiven Kriegspublizistik, und unter diesen waren die kompromisslosen Kriegsbefürworter und Annexionisten in der Minderheit<sup>18</sup>. Wenig bekannt ist die Tatsache, dass im privaten Kreis oft anders über den Krieg gesprochen wurde als in der Öffentlichkeit, zumal die Söhne vieler Dozenten „im Feld“ standen und mit zunehmender Dauer des Krieges Verluste zu beklagen waren<sup>19</sup>. Im Lichte der neueren Erkenntnisse ist daher zu betonen, dass „die Universität [...] weder im Ersten Weltkrieg und auch noch nicht in den ersten Jahren der Weimarer Republik so eindeutig der ‚Hort der Reaktion‘ [war], als der sie bisher häufig dargestellt wurde“<sup>20</sup>.

In der Frage nach den Ursachen für die 1914 in Teilen der Bevölkerung zweifellos vorhandene Kriegseuphorie muss man sich vergegenwärtigen, dass damals Vorstellungen vom Krieg vorherrschend waren, die für uns moderne Menschen, die den Krieg zumeist als moralisch verwerflich beurteilen, nur noch schwer nachzuvollziehen sind. Den Krieg als etwas Unausweichliches, gewissermaßen als ein Gesetz der Natur anzusehen, war eines der zentralen Denkmuster des 19. Jahrhunderts. So schrieb der preußische Generalfeldmarschall Helmuth von

15 Alois Riehl: 1813 – Fichte – 1914, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. 1 (wie Anm. 13), S. 191-210, hier S. 201.

16 Albert Köster: Der Krieg und die Universität, Leipzig 1914, zit. nach Fries (wie Anm. 5) Bd. 1, S. 163.

17 s. Sylvia Paetschek: Tübinger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg: Kriegserfahrungen an der „Heimatfront“ und im Feld, in: Gerhard Hirschfeld (Hg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Mentalitäts- und Sozialgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 83-106; ein Literaturüberblick findet sich dort in Anm. 17.

18 Ebd., S. 90.

19 Ebd., S. 98.

20 Ebd., S. 106.

Moltke im Jahr 1880: *Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen*<sup>21</sup>. Maßgeblich gefördert wurde diese latente Kriegsbereitschaft auf deutscher Seite mit Sicherheit durch die Erinnerung an den verhältnismäßig leicht errungenen Sieg gegen Frankreich in den Jahren 1870/71. Clausewitzens Satz vom Krieg als der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln hatte damals noch eine ganz reale Bedeutung – und das war nicht nur bei Politikern und Militärs so. In den Augusttagen des Jahres 1914 wurde dieses Denken deutlich sichtbar.

Mit dem Ausbruch des Krieges übernahmen auch die Kirchen eine meinungsbildende Funktion, die nicht unterschätzt werden darf. In unserer Region berichten die Zeitungen davon, dass die Kirchen in dieser Zeit einen beispiellosen Zustrom von Gottesdienstbesuchern verzeichneten. Predigten und andere kirchliche Texte stellten das Kriegsthema in den Mittelpunkt religiöser Betrachtungen. In der Geschichtsschreibung ist in diesem Zusammenhang der Begriff einer Kriegstheologie zu finden<sup>22</sup>. Doch schießt man über das Ziel hinaus, wenn man, wie etwa Helmut Fries, über die beiden großen Kirchen sagt, sie hätten bis zum Zusammenbruch des Kaiserreiches „zu den aktivsten Befürwortern des Krieges“ gehört<sup>23</sup>. Drei vorherrschende Kriegsdeutungen lassen sich in den kirchlichen Zeugnissen identifizieren:

1. Der Krieg als ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen waren. In einem Hirtenbrief der deutschen katholischen Bischöfe vom Dezember 1914 hieß es, er habe vor sein Gericht geladen und die *moderne widerchristliche, religionslose Geisteskultur* und ihre *Hohlheit und Haltlosigkeit [...] aufgedeckt*<sup>24</sup>.

2. Der Krieg als Konfrontation mit dem Schrecken, als „Stunde des Sterbens, der Trauer und der Tränen“<sup>25</sup> Christian Geinitz weist in seiner Studie über Freiburg darauf hin, dass die Kirchgänger, häufig Soldaten und ihre Angehörigen, diese Wahrhaftigkeit erwarteten, genauso wie den geistlichen Beistand und Trost. Häufig wurden dabei Analogien zum Leiden und Sterben Christi hergestellt. Geinitz betont, dass nur wer die Quellen nicht gelesen habe, behaupten könne,

21 Brief an J. C. Bluntschli vom 11. Dezember 1880; zit. nach *Fries* (wie Anm. 5, Bd. 1), S. 165.

22 So bei Karl *Hammer*: *Deutsche Kriegstheologie 1870 bis 1918*. München 1974, s. auch *Fries* (Anm. 5, Bd. 1), S. 181ff.

23 *Fries* (wie Anm. 5, Bd. 1), S. 181.

24 Hirtenwort der deutschen katholischen Bischöfe vom 13.12.1914, zit. nach *Hammer* (wie Anm. 22), S. 273.

25 Zit. nach *Geinitz* (wie Anm. 7), S. 232.

die Geistlichen hätten um die Gefahren und das Leid nicht gewusst und dazu geschwiegen.

3. Der Krieg als Abwehrkampf gegen die Feinde des Christentums und der Kirche. In diesem Zusammenhang ist bereits im August 1914 vereinzelt von einem *heiligen Krieg* die Rede<sup>26</sup>. Am 4. August hieß es in einer Predigt im Berliner Dom: *Wir ziehen in den Kampf für unsere Kultur gegen die Unkultur, für deutsche Gesittung, für die freie, deutsche an Gott gebundene Persönlichkeit wider die Instinkte der ungeordneten Masse*<sup>27</sup>. Dieses Beispiel zeigt, dass patriotische und religiöse Sichtweisen und Empfindungen nahe beieinander lagen und oft ineinander übergingen.

Solche meist vielschichtige religiöse Denkhaltungen sind nicht nur in Deutschland, sondern in allen kriegführenden Staaten zu finden. Wie wirksam diese Kriegstheologie war, lässt sich nicht bis ins Letzte ermitteln. Tatsache ist, dass bereits im Herbst 1914 die Zahl der Kirchgänger wieder abnahm. Dennoch bleibt festzuhalten, dass das Fehlen jeglicher Opposition seitens der Kirchen ebenso wie die öffentlich propagierte Bejahung des Krieges durch die geistigen Eliten bedeutsame Faktoren waren, die das spätere Bild des August 1914 nachhaltig mitbestimmten.

Welche weiteren Ereignisse und Entwicklungen trugen darüber hinaus zur Verfestigung des Bildes einer geschlossenen „Augustgemeinschaft“ bei? Zu nennen ist hier die hohe Zahl von Freiwilligen, die sich damals zum Waffendienst meldeten. Dieser Vorgang hat zweifellos zum Eindruck einer fest entschlossenen „Augustgemeinschaft“ beigetragen. Ganz wesentlich für das spätere Bild war die Tatsache des nach Kriegsbeginn unter den Parteien im Reichstag geschlossenen „Burgfriedens“, und dabei besonders das Verhalten der SPD-Fraktion in der Abstimmung vom 4. August 1914. Die Sozialdemokraten, die für Ende Juli große Antikriegsdemonstrationen anberaumt hatten, änderten nun ihre Haltung. In der Stunde der Not, so argumentierte die Parteiführung, galt es zusammenzustehen und das Vaterland zu verteidigen, vor allem gegen das Zarenreich im Osten, das als Hort der Rückständigkeit und Reaktion gesehen wurde. Nicht zuletzt unter dem Eindruck der besonders in Berlin herrschenden Kriegseuphorie stimmten die Sozialdemokraten am 4. August im Reichstag der Bewilligung von Kriegskrediten an die Regierung zu. Man beachte dabei: Es war überhaupt das erste Mal, dass die Sozialdemokraten einem Reichshaushalt bzw. einem Ergänzungshaushalt ihre Zustimmung gaben. Diese Überzeugung wurde von anderen Bevölkerungsgruppen geteilt, die sich bisher nur bedingt als fester Bestandteil der wilhelminischen Gesellschaft gefühlt hatten. Sie sprachen sich nun

26 So in einem Text des Freiburger Pastoraltheologen Alban Stolz, s. ebd., S. 235.

27 Zit. nach Annette Becker: Stichwort „Religion“ in: G. Hirschfeld / G. Krumeich / I. Renz, Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 32009, S. 193.

ebenfalls für die Unterstützung der deutschen Verteidigungsanstrengungen aus: so die Deutsche Friedensgesellschaft, die katholische Kirche, der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und die deutschen Frauenvereine. In einer von absoluter Staatstreue geprägten Haltung sahen sie nun die Chance, ihre gesellschaftliche Isolation zu überwinden<sup>28</sup>. „Ich kenne keine Parteien mehr – ich kenne nur Deutsche.“ Auf diese umjubelte Formel brachte es Wilhelm II. am selben Tag. Die Sozialdemokraten, einst als „vaterlandslose Gesellen“ verfeimt, wurden nun in die vom Kaiser proklamierte Volksgemeinschaft des August aufgenommen. Begeistert zogen die Soldaten, Rekruten und Freiwillige, in die Kasernen, um sich dort marschbereit zu machen.

Aber wie zutreffend ist dieses Bild vom August 1914, das im Krieg selbst und noch Jahrzehnte später immer wieder neu belebt und weiter tradiert wurde? Sicher gab es Massenbegeisterung und an Hysterie grenzende Gefühlsausbrüche. Doch haben neuere Forschungen gezeigt, dass auf dem Land und in den Kleinstädten die Kriegserklärungen und die damit verbundenen Mobilmachungsbefehle wesentlich ruhiger, ja oft mit Betroffenheit und Entsetzen aufgenommen wurden. Auch die Publizistik, die stark von Intellektuellen und anderen gesellschaftlichen Eliten getragen wurde, stimmte in den Chor der Kriegsbegeisterten ein. Wer sich nicht schriftlich äußerte, blieb vom gesellschaftlichen Diskurs ausgeschlossen. So fanden die vielen Mütter, Ehefrauen und sonstigen nahen Angehörigen der jungen Soldaten keine Öffentlichkeit. Neben den Berichten von jubelnden Massen in den deutschen Großstädten verblassten die Berichte aus ländlichen Gegenden, in denen die Nachricht vom Krieg in der Regel zurückhaltender aufgenommen wurde und die Stimmung gedämpfter blieb. Eine Reihe regionaler Studien hat inzwischen nachgewiesen, dass sich das Bild eines allgemeinen Massentaumels nicht aufrechterhalten lässt<sup>29</sup>.

Doch gilt es bei Einschätzungen dieser Art im Sinne des historiographischen Grundsatzes *sine ira et studio* Augenmaß zu wahren. So ist Skepsis geboten, wenn es in einer Studie über den Kriegsbeginn in Darmstadt heißt, der Autor verfolge das Ziel, „die Legende vom ‚Augusterlebnis‘ vom Sockel zu kippen“<sup>30</sup>. Wesentlich differenzierter als der eingangs zitierte Thomas Nipperdey charakterisiert Wolfgang Mommsen die Augustereignisse. Er schreibt: *Die nationalistische Begeisterung, die in spontanen öffentlichen Demonstrationen zum Ausdruck kam, erfaßte keineswegs alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen [...]*

28 So Steffen Bruendel: Die Geburt der „Volksgemeinschaft“ aus dem „Geist von 1914“. Entstehung und Wandel eines „sozialistischen“ Gesellschaftsentwurfs, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, Mai 2004, URL: <http://www.zeitgeschichte-online/md=EWK-Bruendel>, S. 3 (abgerufen am 5. März 2014).

29 So etwa: Kruse (wie Anm. 9), S. 73-88 und Benjamin Ziemann: Zum ländlichen Augusterlebnis in Deutschland 1914, in: Bedrich Loewenstein (Hg.): Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 193-203.

30 Michael Stöcker: Augusterlebnis 1914 in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994, S. 9.

*Die Mehrheit der Bevölkerung nahm die Nachricht von der Mobilmachung nicht enthusiastisch, sondern mit großem Ernst und tiefer Besorgnis auf*<sup>31</sup>.

Noch während des Krieges wurde das „Augusterlebnis“ zu den „Ideen von 1914“ umgedeutet. Dieses Schlagwort stand für die Überzeugung, dass das Deutschtum mit diesem Krieg zu seinem wahren Wesen gefunden habe. Nationalistisch gesinnte, aber auch moderat denkende Schriftsteller und Intellektuelle (z. B. Gustav Radbruch, Max Scheler, Thomas Mann) stellten diese Ideen von Kultur, Gemeinschaft, Metaphysik und philosophischer Tiefe, gegen die „Ideen von 1789“, namentlich Zivilisation, Liberalismus, Demokratie und Materialismus. In seinen Forschungen hat der Historiker Wolfram Pyta nachgewiesen, dass dieses Denken für Reichspräsident Paul von Hindenburg 1933 letztlich den Ausschlag dafür gab, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen: In ihm sah Hindenburg den Garanten für die Wiedererstehung der 1914 von vielen Deutschen so intensiv erlebten „Volksgemeinschaft“<sup>32</sup>. Im Wort von den „Ideen von 1914“ manifestierte sich ein Denken, das seit dem frühen 19. Jahrhundert in Deutschland Tradition hatte. Es war dies die These vom deutschen Sonderweg: Anders als Frankreich und England sei der Weg der Deutschen der von Kultur, politischer Reform und obrigkeitlicher Tradition und nicht ein Weg der Zivilisation, der Revolution und der übereilten Demokratisierung. Festgehalten werden muss jedoch, dass es entscheidende Unterschiede zwischen der sogenannten „Augustgemeinschaft“ und der von den Nationalsozialisten propagierten und praktizierten „Volksgemeinschaft“ gab: die „Ideen von 1914“ waren, anders als die spätere NS-Ideologie, frei von völkisch-biologischen und antisemitischen Vorstellungen. Man muss sich in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, dass der Begriff der Volksgemeinschaft, den wir heute ausschließlich dem Dritten Reich zuschreiben, schon im Kaiserreich und während der Weimarer Republik verwendet wurde, übrigens auch von Politikern und Intellektuellen der Mitte und der gemäßigten Linken.

### **Das Augusterlebnis: Chronologie, Erscheinungsformen, Weiterwirken**

Wie bereits erwähnt, ebte das öffentliche Interesse an den Vorgängen auf dem Balkan nach den ersten Julitagen wieder ab. Die diplomatischen Aktivitäten hinter den Kulissen, etwa die Ergebnisse der sogenannten „Mission Hoyos“ – später als „Blankoscheck“ bekannt geworden – waren dem Zugriff der Öffentlichkeit ohnehin entzogen. Erst das österreichische Ultimatum an Serbien vom 23. Juli lenkte das journalistische Interesse wieder stärker auf die politischen Entwick-

31 Wolfgang J. Mommsen: Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1918, Berlin 1995, S. 564.

32 Wolfram Pyta: Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler. München 2007, s. bes. Kap. 34: Die Logik des 30. Januar 1933, S. 791 ff.

lungen in Südosteuropa. Am späten Nachmittag und Abend des 25. Juli versammelten sich in mehreren deutschen Städten Menschen, die über die serbische Reaktion auf das Ultimatum unterrichtet werden wollten<sup>33</sup>. Nachdem die Ablehnung der österreichischen Forderungen durch Serbien bekannt geworden war, fand sich in Berlin eine größere Menschenmenge vor der österreichischen Botschaft ein, um das Ergebnis mit Losungen wie „Hurra Österreich!“ und patriotischen Liedern zu feiern. Von der Berliner Universität aus bildeten sich mehrere Züge von Studenten mit je etwa 100 bis 1000 Teilnehmern, die singend und jubelnd, teilweise Schmähungen gegen die SPD ausstoßend, durch die Straßen von Berlin-Mitte zogen. An markanten Punkten wie dem Bismarck-Denkmal, dem Brandenburger Tor und dem Stadtschloss hielten einzelne Teilnehmer spontane Reden. Ähnliche Erscheinungen gab es in zahlreichen anderen deutschen Städten, doch gab es auch Orte wie Danzig oder Königsberg und die Arbeiterstädte des Ruhrgebiets, in denen es ruhig blieb. Am nächsten Tag, dem 26. Juli wurde in der konservativen Presse mit den Berichten von „begeisterten“ Massen, so Verhey, der Mythos vom „Geist von 1914“ geboren. Festzuhalten bleibt, dass es laut damaligen Schätzungen an kaum einem Ort außer in Berlin mehr als tausend Teilnehmer gab<sup>34</sup>. Auf die gegen Ende Juli durchgeführten Antikriegskundgebungen mit etwa einer dreiviertel Million Teilnehmern wurde schon hingewiesen.

Einen Höhepunkt erreichten die Massenkundgebungen am darauf folgenden Wochenende vom 1. und 2. August. Die Ende Juli noch deutlich zu vernehmenden Stimmen gegen den Krieg verstummten sozusagen über Nacht. Nach der Bekanntgabe der deutschen Mobilmachung am 1. August zogen in Berlin 40-50.000 Menschen zum Schloss. Dort hielt der Kaiser eine kurze Rede, in der er erstmalig davon sprach, dass er fortan „nur noch Deutsche kenne“. In Stuttgart waren es etwa 10.000 Menschen, die sich vor dem Schloss versammelten, in München ca. 20.000, darunter auch Adolf Hitler<sup>35</sup>. In den ländlichen Gegenden läuteten an diesem Tag die Glocken. Die Menschen eilten auf den Marktplatz, wo der Bürgermeister oder Pfarrer die Nachricht von der allgemeinen Mobilmachung bekanntgab<sup>36</sup>. Die Gottesdienste am folgenden Sonntag, den 2. August quollen regelrecht über. Doch waren diese Erscheinungen nicht von Dauer. Die nächsten zwei Wochen bis Mitte August waren von einem reichsweiten Spionagefieber und damit verbundenen Ängsten gekennzeichnet. Hinzu kamen Meldungen von vermeintlichen Mordtaten gegen Deutsche in Belgien, die in der Bevölkerung Besorgnis auslösten<sup>37</sup>. Erst mit dem Abzug größerer Truppeneinheiten ab Mitte August bildeten sich, vor allem an Bahnhöfen, wieder größere Menschenansammlungen. Durchfahrende Züge mit Soldaten wurden vielerorts begrüßt und mit „Liebesgaben“ bedacht. Der SPD-Politiker und spätere Reichs-

33 Siehe hierzu Jeffrey *Verhey* (wie Anm. 6), S. 54 ff.

34 Ebd., S. 63.

35 Ebd., S. 118 f.

36 Ebd., S. 124.

37 Ebd., S. 134.

präsident Friedrich Ebert vermerkte Mitte August in seinem Tagebuch: *Auf den Bahnhöfen standen die Menschen dicht gedrängt, die den Zug mit stürmischen Hurras begrüßten. Aus fast allen Häuschen wurden Tücher geschwenkt*<sup>38</sup>. Betont werden muss dabei noch einmal, dass die Nachricht von der Mobilmachung in den Arbeitervierteln der Großstädte ohne Anzeichen von Begeisterung, sondern mit großem Ernst und einem Gefühl des Unabänderlichen aufgenommen wurde<sup>39</sup>.

Verhey unterscheidet zwischen drei Grundgefühlen, die in den Augustwochen vorherrschend waren: Panik, Neugier und Begeisterung. Beispiele von begeisterten Massen wurden bereits genannt. Die Neugier erklärt sich aus dem großen Informationsbedürfnis, das in der angespannten Lage des Sommers 1914 herrschte. Neben der regelmäßig erscheinenden Tageszeitung gab es amtliche Bekanntmachungen und Extrablätter, aus denen man die neuesten Nachrichten erfuhr. Dazu musste man sich an die öffentlichen Plätze begeben. Hinzu kam die günstige Jahreszeit und die Tatsache, dass der Sommer 1914 besonders schön und sonnenreich war, ein weiterer Faktor, der als Erklärung dafür dienen kann, dass es niemals davor oder danach einen Kriegeausbruch mit einer derart großen öffentlichen Anteilnahme gegeben hat.

Zu den großen Gefühlen jener Augusttage gehörte auch die Angst. Erste panikartige Menschaufmärsche waren Ende Juli zu beobachten. Es bildeten sich lange Schlangen vor Sparkassen und Lebensmittelläden. Die Menschen hatten Angst vor dem Verlust ihrer Ersparnisse und begannen, Nahrungsmittel zu hamstern. Dramatische Preiserhöhungen waren die Folge. Daraufhin wurden an verschiedenen Orten Höchstpreise festgesetzt. Das Vertrauen in Papiergeld als Zahlungsmittel ging vorübergehend verloren. Viele Menschen versuchten möglichst rasch, ihre großen Banknoten loszuwerden. Erst ab dem 7. August normalisierte sich die Situation wieder<sup>40</sup>. In den Grenzregionen des Reiches nahm die Kriegsangst ihre eigenen Formen an: Vor allem in den östlichen Grenzregionen kam es zu einer massiven Fluchtbewegung. Meist waren es wohlhabendere Familien, die den Weg nach Westen suchten. Einer amtlichen Schätzung zufolge verließen im August 1914 870.000 Menschen die östlichen Grenzprovinzen des Reiches, also etwa 20 bis 30 Prozent der dortigen Bevölkerung<sup>41</sup>. Ähnliche Invasionsängste gab es im deutschen Südwesten, besonders im Elsass und im badischen Raum<sup>42</sup>.

Das Nachleben des „Augusterlebnisses“ ist historisch greifbar, sollte aber nicht überschätzt werden. In der Weimarer Republik war das Interesse an den August-

38 Zit. nach Verhey (wie Anm. 6), S. 176.

39 Siehe ebd., S. 162 f.

40 Verhey, S. 156 f.

41 Ebd., S. 157.

42 Geinitz (wie Anm. 7) S. 321ff. und: Bernard Vogler: Geschichte des Elsass. Stuttgart 2012, S.175 f. Im Oberelsass wurden im Sommer 1914 60.000 Personen vor den vorrückenden französischen Truppen evakuiert.

ereignissen gering. Am 2. August 1924 fand in Berlin eine Gedenkfeier vor dem Reichstag statt. Sie stand im Zeichen des Gedenkens an die Toten des Weltkriegs. Reichspräsident Ebert hielt eine kurze Ansprache, in der er der Kriegstoten und Versehrten gedachte, auch derer, die durch den Krieg ihre Heimat verloren hatten. Er wiederholte, dass Deutschland damals einen Verteidigungskrieg geführt habe, dass der Geist der Toten im Volk lebendig bleiben und am Ende ein „freies Deutschland“ wiedererstehen müsse<sup>43</sup>. Auch die geschichtspolitische Instrumentalisierung des Augusterlebnisses durch die Nationalsozialisten, und dies mag man erstaunlich finden, sollte nicht überschätzt werden. Zwar stellten die Nationalsozialisten in ihren Wahlkämpfen vor 1933 ihre „Revolution“ immer wieder als Erneuerung der 1914 begonnenen Revolution dar, doch wurde die Formel vom „Geist von 1914“ nie als Wahlkampfslogan verwendet<sup>44</sup>. Zudem wurde der Begriff der Volksgemeinschaft von den Nationalsozialisten kaum mit dem Erlebnis von 1914 in Verbindung gebracht. Es gibt zwar einige Beispiele dafür, etwa in Rundfunkreden von Hermann Göring oder Robert Ley aus den Jahren 1933/34, doch finden sich solche historische Analogien in der politischen Rhetorik der NS-Zeit eher selten. Die NS-Propaganda fand eigene Wege, die Begeisterung der Massen zu entfachen. Doch die von Goebbels zu hoher Perfektion entwickelte Propaganda war nicht allmächtig: Trotz des vorangegangenen medialen Trommelfeuers gegen Polen lässt sich für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs nichts feststellen, das auch nur annähernd dem August 1914 vergleichbar wäre; und die berühmte Sportpalastrede von Joseph Goebbels aus dem Jahr 1943 wirkt gegen die spontanen Kundgebungen zu Beginn des Ersten Weltkrieges wie eine perfekte Inszenierung. Dass der sogenannte „Geist von 1914“ auch das Bild vom Ersten Weltkrieg in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik bestimmte, gehört zu den großen Kontinuitätslinien deutscher Geschichtsbilder im 20. Jahrhundert. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts kamen Zweifel an diesem Bild auf – nicht zuletzt dank der intensiver gewordenen historischen Forschung.

### **Zur Vorgehensweise dieser Untersuchung**

Kehren wir zur Situation bei Kriegsbeginn zurück. Für eine Untersuchung der Vorgänge auf lokaler Ebene erscheint es hilfreich, leitende Fragestellungen zu formulieren, an denen entlang die Berichterstattung auf lokaler Ebene analysiert werden soll. Dazu muss man sich die Grundlagen der Kriegsideologie vergegenwärtigen, die das Bild der Überlieferung lange Zeit beherrschte. Zwei Grundannahmen bestimmen dabei das Selbstbild der deutschen Gesellschaft zu Kriegsbeginn.

43 *Verhey* (wie Anm. 6) S. 338f.

44 *Ebd.*, S. 336.

1. Der Krieg wurde als Verteidigungskrieg wahrgenommen. Ursache dafür war das Grundgefühl einer Bedrohung durch die Ententemächte Frankreich, England und Russland, das sich im Sommer 1914 zu einem Gefühl der Einkreisung steigerte.

2. Der Krieg wurde als Vollender der deutschen Nation begriffen. Nach den Kriegen von 1813, 1866 und 1870 sah man nun die Stunde gekommen, in der die Deutschen wahrhaft zusammenwachsen würden, und zwar als Weltmacht. Besonders die Intellektuellen sahen darin die Chance, die Welt an der deutschen Kultur „genesen“ zu lassen. Damit konnte das Deutschtum endlich seine Überlegenheit gegenüber dem als despotisch und barbarisch angesehenen Russentum und der als dekadent empfundenen französischen Welt beweisen. Diese beiden Hauptelemente der deutschen Kriegsideologie bildeten für die Zeitgenossen die wesentlichen Rechtfertigungen für die deutschen Kriegserklärungen.

Die Berichterstattung in den Zeitungen spiegelt nur in begrenztem Maße Stimmungen in der Bevölkerung wider. Sie darf daher nicht ohne Weiteres mit der in der Öffentlichkeit herrschenden Meinung gleichgesetzt werden. Dennoch müssen die Tageszeitungen für die damalige Zeit als bedeutende meinungsbildende Institutionen eingestuft werden, die in verschiedenen Bereichen, z. B. den internationalen Beziehungen, eine Art Informationsmonopol besaßen. Für die gesellschaftliche Meinungsbildung waren aber auch andere Kräfte einflussreich und wirksam. Zu nennen sind hier die kirchlichen Einrichtungen, vor allem Gottesdienste und Predigten, persönliche Gespräche in der Familie, auf der Straße und am Stammtisch, ab August 1914 auch die vermehrt daheim eingehenden Feldpostbriefe und nicht zuletzt die oft in Windeseile verbreiteten Gerüchte. In den größeren Gemeinden dürften politische Kundgebungen eine gewisse Rolle gespielt haben. Im ländlichen Raum fanden diese jedoch kaum statt. Tageszeitungen bilden im Wesentlichen, wie auch bei Verhey und Geinitz, die Quellengrundlage für die Recherchen dieser kleinen Studie. Durchgesehen wurden vier Tageszeitungen im Gebiet des Historischen Vereins für Württembergisch Franken: das Haller Tagblatt in Schwäbisch Hall, der Kocherbote in Gaildorf, der Hohenloher Bote in Öhringen und die Tauber-Zeitung bzw. das Mergentheimer Tagblatt in Bad Mergentheim. Zusätzlich wurden an allen genannten Orten die Gemeinderatsprotokolle des Sommers 1914 im Hinblick auf die Fragestellung überprüft. Sie erwiesen sich allerdings als wenig ergiebig.

Die Analyse der offiziellen Berichterstattung erfolgt in zwei Schritten: Zunächst soll danach gefragt werden, wie sich die Nachricht vom Attentat in Sarajevo auf lokaler Ebene auswirkte. Sodann wird die Berichterstattung unmittelbar vor und nach dem Kriegsausbruch Anfang August untersucht, beides im Hinblick auf die beabsichtigten und die – soweit dies zu ermitteln war – spürbaren Auswirkungen. Generell lässt sich feststellen, dass in den Berichten der Lokalpresse wäh-

rend der Julikrise Kriegsbereitschaft oder gar Kriegsbegeisterung kaum zu erkennen sind. Ebenso fehlen Anzeichen von Fatalismus im Sinne einer Unausweichlichkeit des Krieges. Nach einer Phase intensiver Berichterstattung über das Attentat von Sarajevo, die etwa eine knappe Woche lang anhält, verschwindet das Thema aus den Schlagzeilen und der sommerliche Alltag kehrt allmählich wieder in die Zeitungslandschaft ein. Der Besuch des französischen Staatspräsidenten Poincaré in St. Petersburg vom 21. bis 23. Juli wird mit journalistischer Routine abgehandelt. Er war keine Reaktion auf die Vorgänge in Südosteuropa, sondern lange im Voraus geplant. Ab Ende Juli beherrscht der Krieg mit der Zuspitzung auf dem Balkan und den darauf folgenden gegenseitigen Kriegserklärungen nicht nur die Schlagzeilen, sondern die gesamte Berichterstattung.

### Sarajevo

Der Mordanschlag auf das österreichische Thronfolgerpaar beherrschte am 29. Juni, es war ein Montag, die Schlagzeilen in allen Zeitungen der Region. Der Hohenloher Bote in Öhringen titelte: *Erzherzog – Thronfolger Franz Ferdinand u. Gemahlin erschossen*<sup>45</sup>. Im Gaildorfer Kocherbote hieß es: *Der österreichische Thronfolger ermordet*<sup>46</sup>. Die Mergentheimer Tauberzeitung widmete dem Ereignis ein Extrablatt mit dem Titel *Das Attentat auf das österreichische Thronfolgerpaar*<sup>47</sup> – offenbar davon ausgehend, dass die Leser durch Mundpropaganda bereits darüber informiert waren. Die Leser werden zunächst über den Ablauf des Attentats und die beiden am Tatort gefassten Verschwörer Princip und Čabrinović unterrichtet. Sodann werden die ersten Reaktionen Kaiser Franz Josefs und Kaiser Wilhelms II. geschildert<sup>48</sup>. Auch erste Mutmaßungen über den Hintergrund des Attentats werden geäußert. So weist der Hohenloher Bote darauf hin, dass bereits im Vorfeld des Besuchs „Anzeichen einer großserbischen Verschwörung“ bemerkt worden seien, die zu verschiedenen Festnahmen in Sarajevo und erhöhten Sicherheitsmaßnahmen für den Besuch des Thronfolgers geführt hätten. In den darauf folgenden Tagen wird in der Presse das Leben der beiden Ermordeten nachgezeichnet, über ihre Beisetzung berichtet und über die möglichen Konsequenzen für die Donaumonarchie spekuliert. Von einem Krieg ist in diesen frühen Julitagen noch nicht die Rede. Dennoch werden die Drahtzieher der Tat mehr oder weniger eindeutig in Serbien vermutet. So schreibt die Tauberzeitung am 3. Juli: *Die serbischen Versuche, die Attentäter von ihren*

45 Hohenloher Bote (= HB) 29. Juni 1914, S. 1.

46 Kocherbote (= KB) 29. Juni 1914, S. 1.

47 Tauber-Zeitung (= TZ) 29. Juni 1914, S. 1.

48 Franz Josef, der sich zur Sommerfrische in Bad Ischl aufhielt, soll ausgerufen haben: *Entsetzlich! Entsetzlich! Auf dieser Welt ist mir nichts erspart geblieben*. KB 29. Juni 1914, S. 1. Wilhelm II. brach seine Teilnahme an der Kieler Woche sofort ab und begab sich nach Potsdam.

*Rockschößen zu schütteln, sind vergeblich. Die Hände aus der ganzen zivilisierten Welt zeigen nach Belgrad, wo die Fäden zu der Schreckenstat von Serajewo (sic!) gesponnen wurden. Die Vereinigung Bosniens und der Herzegowina mit Oesterreich-Ungarn hat dem serbischen Verschwörertum neue Nahrung zugeführt, und nach den leicht errungenen Siegen über die Türken richten sich die habgierigen Augen der Serben erst recht nach den beiden neuen Provinzen des Habsburgischen Reiches. Die Erregung über den Verlust der bosnischen und albanischen Beute hat die serbischen Gemüter in einen wahren Bluttausch versetzt*<sup>49</sup>.

Die Berichte über Sarajevo und seine unmittelbaren Folgen verschwinden nach der ersten Juliwoche wieder von den Titelseiten. So blickt der Gaildorfer Kocherbote am 9. Juli auf der ersten Seite in einem ausführlichen Beitrag auf das erste Jahrfünft der Kanzlerschaft Theodor Bethmann-Hollwegs zurück. Zum Thema Außenpolitik schreibt der Verfasser, das Marokkoabkommen von 1911 habe eine „große Reibungsfläche“ mit Frankreich beseitigt, auch das Verhältnis zu England habe sich zuletzt „freundschaftlicher“ gestaltet<sup>50</sup> – vom Bewusstsein einer allgemeinen Kriegsgefahr also keine Spur. Schaut man in den Anzeigenteil der Zeitungen, so sind dort keinerlei Anzeichen von Bedrohung oder gar Kriegsangst erkennbar. Erst mit dem österreichischen Ultimatum an Serbien vom 23. Juli rückt das Thema wieder in den Brennpunkt. Die österreichischen Forderungen werden als hart, für Serbien im Grunde unannehmbar beurteilt und als möglicher Kriegs Anlass bewertet. Selbst zu diesem Zeitpunkt bleiben sowohl die Berichterstattung als auch die Kommentare relativ gelassen, was die Gefahr eines gesamteuropäischen Krieges betrifft. Begründet wird dies mit einer unübersichtlichen Lage in Russland und einer vermeintlichen Uneinigkeit im „Dreiverband“, also der Triple Entente. So heißt es im Kocherbote vom 25. Juli: *Der europäische Krieg scheint unter diesen Umständen höchst unwahrscheinlich... [...] wir glauben, wir können getrostens Muts der nächsten Zukunft entgegenschauen, die Spannung hat sich aufgelöst, eine Klärung der Lage muß in den nächsten Tagen kommen*<sup>51</sup>. Von Reaktionen der Bevölkerung ist in den Zeitungen dieser Tage nichts zu lesen. Weder wird über Demonstrationen berichtet, noch hört man etwas von Hamsterkäufen oder anderen Vorsichtsmaßnahmen. Der damalige Leser konnte angesichts dieser Nachrichtenlage im schlimmsten Fall mit einem lokalen, im Wesentlichen auf den Balkan beschränkten Konflikt rechnen, wie es ihn in ähnlicher Form bereits in den Balkankriegen der Jahre 1912 und 1913 gegeben hatte. Doch diese Ruhe erwies sich als trügerisch, und so schlägt sich die ungeheure Beschleunigung, von der die Beziehungen der europäischen Großmächte in den letzten Julitagen erfasst wurden, auch in der Lokalpresse nieder.

49 TZ 3. Juli 1914, S. 1.

50 TZ 10. Juli 1914, S. 1.

51 KB 25. Juli 1914, S. 1.

### Mobilmachung und Kriegsausbruch

Nach der Ablehnung des österreichischen Ultimatums durch Serbien lässt sich in der lokalen Berichterstattung ein Schwanken zwischen Kriegserwartung und Friedenshoffnungen beobachten. So heißt es im Kocherboten vom 26. Juli: *Europa vor dem Krieg*. Dass damit ein lokaler Konflikt und noch nicht der große europäische Krieg gemeint ist, wird in der Schlagzeile vom 30. Juli in derselben Zeitung deutlich: *Noch ist Aussicht auf Frieden*. Der im Nachhinein gern als „Hineinschlittern“ bezeichnete Weg in den Krieg wurde von den Zeitgenossen offenbar nicht so empfunden. Einen grundlegenden Wandel bringen die allseitigen Mobilmachungen und anschließenden Kriegserklärungen der europäischen Großmächte. Nun bestimmt allgemeine Kriegsgewissheit das Geschehen und die damit verbundenen Gefühle. Für die Zeitungsleser stellte sich der Kriegsausbruch als ein urplötzliches Hineinstürzen in einen noch kurz zuvor für kaum möglich gehaltenen Krieg dar. Doch ist auf lokaler Ebene weder Euphorie noch Jubel zu erkennen, im Gegenteil: ein großer Ernst liegt über allen öffentlichen Veranstaltungen und Bekundungen. Ein Beispiel: Am 2. August berichtet das Haller Tagblatt in einer Sonderausgabe unter der Überschrift *Die Würfel sind gefallen* über die amtliche Bekanntgabe der Mobilmachung am Vortag. Während die städtische Kapelle auf dem Unterwöhrd „patriotische Weisen“ gespielt habe, sei die „nicht mehr unerwartete“ Kunde von der Mobilmachung eingetroffen, was zum sofortigen Abbruch des Konzerts geführt habe. Weiter wird berichtet: *Keinerlei lärmende Kundgebung! Aber auch keine Niedergeschlagenheit, vielmehr Ruhe und entschlossener Ernst auf allen Gesichtern der Männer, Gefasstheit auf denen der Frauen, wenn auch im Bewußtsein, daß der Mann, der Bruder, der Bräutigam in den nächsten Tagen der Fahne folgen muß, da und dort eine stille Träne über die Wange rann*<sup>52</sup>. Der vermeintlich Schuldige wird im Text genannt: *Die Verantwortung dafür trifft einzig und allein Rußland*<sup>53</sup>. Gleichzeitig wird zum Besuch der Gottesdienste aufgerufen.

Öffentliche Versammlungen und Kundgebungen finden in den ersten Kriegstagen auf regionaler Ebene, abgesehen von den meist sehr gut besuchten Gottesdiensten, vor allem im Zusammenhang mit Truppenverabschiedungen statt. Diesen verleiht man durch das Feiern von Gottesdiensten und die Anwesenheit der politischen und anderer Würdenträger einen stark zeremoniellen Charakter. So verabschiedet man am 11. August auf dem Marktplatz in Schwäbisch Hall das III. Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 121 mit einem Feldgottesdienst. Die bürgerlichen Kollegien, also Vertreter der Gerichte, des Gemeinderats usw. waren bei diesem feierlichen Abschied ebenso zugegen wie die Kriegervereine und große Teile der Bevölkerung. Vor der Freitrepppe von St. Michael

52 Haller Tagblatt (= HT) Sonderausgabe vom 2. August 1914, S. 1.

53 Ebd.

hatte man vor einem Feldaltar Trommeln und Gewehre zu Pyramiden aufgebaut. Unter Leitung des evangelischen und katholischen Stadtgeistlichen wurde gebetet und gesungen. Der Bataillons-Kommandeur dankte der Stadt für ihre Unterstützung. Danach zogen die über eintausend Soldaten unter Anteilnahme der Bevölkerung zum Haller Bahnhof, wo ein mit Grün geschmückter Militärzug für sie bereit stand<sup>54</sup>. Feierlich inszenierte Ausmärsche wie dieser sollten die Geschlossenheit zwischen Zivilbevölkerung und Militär zum Ausdruck bringen. Damit wurde auch in der Provinz die „Augustgemeinschaft“ sichtbar.

An dieser Stelle ein Wort zu den Kirchen: Auch in den Tageszeitungen finden sich Berichte über Gottesdienste, Aufrufe der Kirchen und Gebete zum Krieg. Dies lässt auf eine rege Teilnahme der Bevölkerung am geistlichen Leben schließen. Dass beide Kirchen auf ihre Weise Teil der „Augustgemeinschaft“ wurden, kann angesichts der damals engen Verbindung von Staat und Kirche nicht überraschen. Die Haltung der Kirchen auf regionaler Ebene zu untersuchen ist nur unter Zuhilfenahme kirchlicher Akten möglich. Derartige Quellen wurden für diesen Beitrag jedoch nicht herangezogen.

Kehren wir kurz zum unmittelbaren Kriegsbeginn zurück. Die Tauberzeitung berichtet am 1. August über die Schlussfeier des dortigen Progymnasiums, der dortige Rektor habe „in männlichen Worten der finsternen Wolken“ gedacht, die am Himmel Europas aufgezogen seien. Weiter heißt es dort: *Als dann zuletzt die Lieder ‚Gott erhalte Franz den Kaiser‘ und ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ stehend und allgemein gesungen wurden, da blitzte Kampfesmut und werdender Manneszorn aus den Augen unserer Jungen, aber auch Tränen geheiligter Wehmut sahen wir dazwischenfließen. Der Geist allumfassender Vaterlandsliebe und des aus gemeinsamer Gefahr geborenen Zusammengehörigkeitsgefühls breitete seine Schwingen aus und fügte gleichsam die Hände der Anwesenden zusammen zum Schwur: was auch die Zukunft dem Lande und dem einzelnen bringen mag, einer für alle – alle für einen! So schloß die Feier ernst und weihevoll wie keine vor ihr*<sup>55</sup>. Bei genauem Hinsehen erkennt man, dass der Verfasser dieser Feierstunde Eigenschaften zuschreibt, die später als „Geist von 1914“ sprichwörtlich wurden. Es ist die Rede von Vaterlandsliebe, Zusammengehörigkeit und Opferbereitschaft. Dass es sich dabei um ein gedankliches Konstrukt handelt, wird deutlich an der Formulierung, man habe sich „gleichsam“ die Hände zum Schwur gereicht. Dies wirft die Frage auf, mit welchen Mitteln die öffentliche Meinung nach Ausbruch des Krieges durch die Presse beeinflusst und gelenkt wurde, um diese patriotischen Haltungen zu beeinflussen und in die gewünschte Richtung zu lenken. Zu nennen sind hier die raschen Siegesmeldungen von der Front sowie die zahlreichen Aufrufe zur Mitarbeit, beispielsweise als Erntehelfer, und zu Spenden. Blicken wir an dieser Stelle zurück auf Verheys These, der „Geist von 1914“ sei im Grunde die Erfindung der Volksgemeinschaft

54 Siehe HT 12. August 1914, S. 4.

55 TZ 1. August 1914, S. 3.

gewesen. Es lassen sich in den Tageszeitungen unserer Region zahlreiche Beispiele dafür finden, wie mit journalistischen Mitteln das Gefühl einer „Augustgemeinschaft“ geschaffen wurde. Man erreichte dies, indem man zum einen den Eindruck erweckte, der Krieg sei die Angelegenheit aller Deutschen und dadurch dass man zum andern immer wieder die historische Erinnerung für diese Zwecke heranzog.

Historische Bezüge finden sich in großer Zahl. Der Hohenloher Bote erinnert am 4. August an den deutsch-französischen Krieg von 1870: *Heute ist der Jahrestag der Erstürmung von Weißenburg und des Gaisbergs, mit der vor 44 Jahren der Krieg eröffnet wurde. [...] wir sind freudig bewegt, wie aufs neue die Einigkeit unseres Volkes zwischen hoch und nieder, zwischen Parteien und Bekenntnissen, zwischen Nord und Süd so schön zu Tag tritt und das ganze Volk mit frohem Hoffen erfüllt [...]*<sup>56</sup>. Andere Berichte beschwören den „Geist von 1813“ und erinnern an die Frauen, die in den Befreiungskriegen ihren Schmuck „auf dem Altar des Vaterlandes opferten“ und erzählen von Frauen, die, so der Text, auch heute wieder Edelsteine und Perlen als „Opfergabe für das Vaterland“ niederlegen<sup>57</sup>.

Die gemeinschaftsstiftende Funktion der Zeitungen lässt sich an etlichen Beispielen zeigen. Neben der Großberichterstattung, die vom vaterländischen Pathos bestimmt ist, finden sich zahlreiche kleine Meldungen, deren propagandistischer Duktus leicht zu erkennen ist. Unter dem Titel „Von Nah und Fern“ berichtet der Hohenloher Bote am 12. August über zwei Kriegsveteranen im Rentenalter, die den Militärbehörden ihre Mitarbeit als Freiwillige bei Schreibarbeiten und Verpflegungsaufgaben angeboten hätten<sup>58</sup>. Auch die Nichtkämpfenden sollten sich als Teil der Kriegsgemeinschaft fühlen. So heißt es in den „10 Geboten des Nichtkämpfers“: *1. Du sollst unerschüttert sein in dem Vertrauen auf den gerechten Sieg deines Volkes [...] 4. Du sollst nicht abseits stehen, wenn es gilt, für die notleidenden Angehörigen der ins Feld gezogenen Krieger zu sorgen [...] 7. Du sollst nicht persönlichen Vorteil ziehen wollen aus der Not deines Volkes*<sup>59</sup>.

Dass in der medialen Darstellung des Krieges althergebrachte Ressentiments wie etwa der Antisemitismus keine Rolle spielten, zeigt ein Bericht des Hohenloher Boten vom 3. September. Dort werden Beispiele für die Tapferkeit jüdischer Soldaten genannt: Ein Infanterist aus der Nähe von Paderborn, „ein Sohn armer jüdischer Eltern“, habe die erste französische Fahne erbeutet. In einem schweren Gefecht bei Mühlhausen sei ein israelitischer Unteroffizier mit einem Gefreiten seiner Kompanie in einem Überfall einer sechsköpfigen französischen Patrouille Sieger geblieben<sup>60</sup>. Zwei Jahre später traten angesichts der schwin-

56 HB 4. August 1914, S. 1.

57 HB 12. August 1914, S. 3.

58 Ebd.

59 HB 20. August 1914, S. 3.

60 HB 3. September 1914, S. 3.

denden Siegesaussichten die antisemitischen Strömungen in Armee und Gesellschaft wieder deutlich zutage. Die am 1. November 1916 auf Anordnung des preußischen Kriegsministeriums durchgeführte „Juden-zählung“ wurde von jüdischen Soldaten und ihren Angehörigen als Kränkung empfunden<sup>61</sup>. Dass sich die im Vorfeld erhobenen Vorwürfe des Drückebergertums nicht belegen ließen, konnte da nur ein schwacher Trost sein. Die mediale Inszenierung der „August-gemeinschaft“ nahm mitunter kuriose Formen an, wie eine im Hohenloher Boten veröffentlichte Geschichte mit dem Titel „Ein Neger unter Deutschlands Fahnen“ zeigt: *Die seltene Erscheinung, einen Neger als Kriegskameraden unter sich zu haben, kann das Regiment „Bremen“ verzeichnen. Ein Südwestafrikaner, der im deutschen Gebiet Südwestafrikas als Schutztruppler seine Dienstat, siedelte später nach Deutschland über und fand in Bremen dauernde Existenz. Jetzt muß er in die Front. Als der Neger dieser Tage in der schmucken Felduniform des 75er Regiments, von seiner weißen Frau begleitet, sich zur Kaserne begab, erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit der Passanten*<sup>62</sup>.

Doch finden sich neben diesen Beschwörungen von Gleichheit und Einigkeit, zumindest in Ansätzen, auch Beispiele für negative Integration, also auf Ab- und Ausgrenzung zielende Texte. So berichtet die Tauberzeitung am 18. August in einer leicht humoristisch angehauchten Glosse über drei Hausierer, die in der Nähe von Bad Mergentheim „in einem kühlen Grunde“ Quartier bezogen hätten, *wo sich zwar kein Mühlrad drehte, aber die Bierquelle floß*. Über Mittag seien dann die Bauernhäuser von diesem „edlen Trio“ mit großer Zudringlichkeit besucht worden. Als die Bauern sie einluden, bei der momentan so drängenden Arbeit zu helfen, hätten sie den Gruß des Götz von Berlichingen zu hören bekommen. Der Verfasser stellt abschließend die Frage, ob die Verwaltung solche „ausgeruhte und wohlgenährte Schmarotzer“ bei der Ausstellung von Hausierscheinen nicht etwas strenger kontrollieren sollte<sup>63</sup>. Was in den Augusttagen in den Großstädten stattgefunden hatte, nämlich die teils rigorose Entfernung nichtdeutscher Begriffe aus der Öffentlichkeit, lässt sich auch in der Provinz beobachten. Am 1. September schreibt die Tauberzeitung unter dem Titel „Deutsche Grüße“: *Was soll ein Gruß, in dem das deutsche Herz nicht flammt? [...] Weg mit dem faden ‚adjö‘! ‚Grüß Gott‘! ist der deutsche Gruß! ‚Gott mit uns!‘ der Gegengruß*<sup>64</sup>.

Die bei Kriegsbeginn im Deutschen Reich grassierende Furcht vor Spionen und Saboteuren wurde bereits erwähnt. Sie spiegelt sich in der Lokalpresse wider, hauptsächlich in beschwichtigenden Appellen, die dazu aufrufen, nicht jeder in Umlauf befindlichen Behauptung Glauben zu schenken. So konnte man im Halber Tagblatt vom 8. August lesen, dass die Behauptung, das Bankhaus Mendel-

61 Siehe *Hirschfeld / Krumeich / Renz* (wie Anm. 27), Stichwort „Juden-zählung“, S. 599 f.

62 HB 17. August, S. 3.

63 TZ 18. August, S. 3.

64 TZ 1. September 1914, S. 3.

sohn und Co habe unberechtigterweise Guthaben der Regierung zu ihren Gunsten beiseite gebracht, aus der Luft gegriffen sei. Auch sei kein wahres Wort daran, dass mehrere Spione auf der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz erschossen worden seien. Der kommandierende General habe angekündigt, man werde die Urheber solcher Gerüchte zur Rechenschaft ziehen, sollten sie bekannt werden. In der Bevölkerung kursierende Gerüchte über Seeschlachten und damit verbundene Schiffsverluste der deutschen Seite werden dementiert<sup>65</sup>. Doch bleiben solche Meldungen eher Randerscheinungen. Angesichts der sich geradezu überschlagenden Siegesmeldungen gegen vermeintlich übermächtige Gegner, von denen man sich kurz zuvor noch eingekreist fühlte, bedurfte es keines inneren Feindes, um Gefühle der Überlegenheit und Eintracht zu erzeugen. Hier eine kleine Auswahl von Schlagzeilen aus dem Haller Tagblatt: 10. August: *Die Welt in Waffen gegen uns* – 12. August: *Die erste Feldschlacht* – 13. August: *Der deutsche Boden vom Feind gesäubert* – 24. August: *Jetzt brichts los wie ein Wettersturm – Drei siegreiche Kronprinzen* – 2. September: *Der beispiellose Sieg in Ostpreußen* – 3. September: *Am Sedanstag Doppelsieg in Ost und West*<sup>66</sup>.

Doch waren die von der Militärzensur gesteuerten Siegesmeldungen nur die eine Seite der Medaille. Es ist anzunehmen, dass mit den im September vermehrt auftauchenden Todesanzeigen für die Gefallenen und den immer länger werdenden offiziellen Verlustlisten die Siegeszuversicht, zumindest der Glaube an einen schnellen und leicht erkämpften Sieg einen Dämpfer erhielt. Bereits die sogenannten Grenzschlachten in den belgischen und französischen Gebieten in der zweiten Augushälfte brachten trotz der deutschen Erfolge hohe Verluste. Die Meldungen mit den Namen der Gefallenen, Vermissten und Verwundeten umfassten ab Mitte September in den Lokalzeitungen regelmäßig mehrere Spalten. Wie sich dies im einzelnen auf die Stimmung in der Bevölkerung auswirkte, wäre Gegenstand einer weiteren Untersuchung.

### Fazit

1. Die Augusttage des Jahres 1914 wurden von den Zeitgenossen als ein Moment höchster Gefühlsintensität erlebt. Die vom Kriegsausbruch ausgelösten Empfindungen waren nicht einheitlich. Sie erstreckten sich vielmehr über eine große Bandbreite. Festzustellen sind Gefühle wie Angst und Besorgnis, aber auch Neugierde und Zuversicht. Begeisterung herrschte in erster Linie unter Angehörigen des Bürgertums, vor allem in den gebildeteren Schichten.

2. Das sogenannte „Augusterlebnis“ in Form von begeisterten Massen war in

65 HT 8. August 1914, S. 5.

66 So die Schlagzeilen der Titelseite des HT in den jeweiligen Tagesausgaben.

erster Linie ein großstädtisches, genauer gesagt ein Berliner Ereignis. Die Berliner Vorgänge haben die historische Überlieferung geprägt. Der sogenannte „Geist von 1914“ ist zwar keine Legende, aber doch ein Bild, das von den machthabenden und gebildeten Eliten geschaffen und danach im Krieg und darüber hinaus gepflegt wurde.

3. Der Begriff der „Augustgemeinschaft“ stammt wie auch der des Augusterlebnisses aus späterer Zeit. Dass er die allgemeine Stimmung des Sommers 1914 treffend charakterisiert, kann indes kaum bezweifelt werden: die Kriegsbejahung dürfte ein gesamtgesellschaftliches Phänomen gewesen sein. Das Bewusstsein, einen Verteidigungskrieg zu führen war allgemein. Es ging durch alle gesellschaftlichen Schichten, über alle Altersstufen und erfasste alle Regionen des Deutschen Reiches. Inwieweit dieses Bewusstsein von den damaligen Massenmedien geschaffen oder beeinflusst wurde, lässt sich nicht eindeutig beurteilen.

4. Öffentlichen Widerstand gegen den Krieg gab es nicht, diesen konnte es auch nicht geben, da das Militär nun auch im zivilen Leben mehr und mehr die Kontrolle übernahm.

5. Die „Augustgemeinschaft“ muss eher als ein mentales denn als soziales Phänomen gedeutet werden. Die wilhelminische Klassengesellschaft wurde dadurch nicht beseitigt, sie verblasste nur kurzzeitig.

6. Im ländlichen Raum, auch im nördlichen Württemberg, gab es, abgesehen von Gottesdiensten und Truppenverabschiedungen, keine Kundgebungen vor dem Hintergrund des ausbrechenden Krieges. Anzeichen von Kriegsbegeisterung lassen sich nicht feststellen. Dennoch vermittelt die lokale Presse ein eindeutiges Bild der Kriegsbejahung und Kriegsergebenheit.

7. Erste Anzeichen einer Ernüchterung sind ab Mitte September 1914 zu erkennen. Mit dem Ausbleiben des schnellen Sieges im Westen und den immer umfangreicher werdenden Verlustlisten dürften auch den Zeitungslesern in der Provinz Zweifel an einem schnellen Ende des Krieges gekommen sein, vermutlich aber noch nicht an einem endgültigen Sieg der Mittelmächte.

8. Die „Augustgemeinschaft“ des Jahres 1914 weist deutliche Ähnlichkeiten mit der ab 1933 vom NS-Regime propagierten Volksgemeinschaft auf. Doch fehlten ihr die biologischen, rassischen und politischen Merkmale, die der NS-Ideologie das Gepräge einer totalitären Weltanschauung gaben. Anders gesagt: Der sprichwörtlich gewordene Satz Kaiser Wilhelms II. „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche“ wäre 1933 aus dem Munde Hitlers undenkbar gewesen. Folglich spielte die Erinnerung an 1914 in der NS-Propaganda kaum eine Rolle, zumal den Zeitgenossen, die den Ersten Weltkrieg in ihrer großen Mehrheit mit-

erlebt hatten, bewusst war, dass der sogenannte „Geist von 1914“ am Ende keinen Sieg hervorgebracht hatte<sup>67</sup>.

Lassen wir noch einmal Thomas Mann als Zeitzeugen zu Wort kommen. In seinem Roman *Doktor Faustus*, geschrieben dreißig Jahre später und erschienen 1947, schildert sein Erzähler Serenus Zeitblom im dreißigsten Kapitel das Geschehen der Augusttage in München. Dort heißt es: *Der Krieg war ausgebrochen. Das Verhängnis, das so lange über Europa gebrütet hatte, war los und raste [...] durch unsere Städte, tobte als Schrecken, Emporgerissensein, Pathos der Not, Schicksalsergriffenheit, Kraftgefühl und Opferbereitschaft in den Köpfen und Herzen der Menschen. [...] In unserem Deutschland, das ist gar nicht zu leugnen, wirkte er ganz vorwiegend als Erhebung, historisches Hochgefühl, Aufbruchsfreude, Abwerfen des Alltags, Befreiung aus einer Welt-Stagnation, mit der es so nicht weiter hatte gehen können, als Zukunftsbegeisterung, Appell an Pflicht und Mannheit, kurz, als heroische Festivität. [...] Ich sah Regimenter, Blumensträußchen an den Gewehrläufen, aus den Kasernentoren marschieren, begleitet von Frauen, die Schnupftücher unter die Nase hielten, unter den Zurufen eines rasch zusammengelaufenen Zivil-Publikums, dem die zu Helden beförderten Bauernburschen dumm-stolz und verschämt zulächelten. Einen blutjungen Offizier sah ich in feldmarschmäßiger Ausrüstung auf der rückwärtigen Plattform eines Trambahnwagens stehen, das Gesicht nach hinten gewandt, und, offenbar mit dem Gedanken an sein junges Leben beschäftigt, vor sich hin und in sich hineinstarren, - worauf er sich kurz zusammennahm und mit eiligem Lächeln um sich blickte, ob jemand ihn beobachtet habe<sup>68</sup>. Thomas Mann entwirft in diesen Zeilen in der für ihn so typischen Weise ein Panorama des Kriegsbegins, wie er ihn, so ist anzunehmen, persönlich in München erlebt hatte: als ein Vibrieren von höchster Intensität, als das allgemeine, von starken Gefühlen getragene Erleben einer großen Erlösung, und, in der Person des jungen Offiziers, auch mit Zweifeln und Andeutungen eines Aufbruchs ohne Rückkehr. In dieser Verarbeitung fand das lange vorherrschende Bild einer allgemeinen Kriegsbegeisterung seinen literarischen Ausdruck, doch bestätigt der Text auch den bereits erwähnten Befund, dass das sogenannte „Augusterlebnis“ vor allem ein Phänomen der großen Städte war. Ähnliche Beispiele aus der Provinz dürfte man vergeblich suchen.*

67 Dies gilt natürlich nicht für den Krieg generell: Dieser wurde vom NS-Regime als sinnstiftendes Ereignis in verschiedenen Bereichen geschichtspolitisch instrumentalisiert. So gab es von 1934-44 das Langemarck-Studium, ein Förderprogramm, das begabten Nichtabiturienten den Hochschulzugang ermöglichte. Auf dem Reichssportfeld errichtete man zu den Olympischen Spielen von 1936 eine Langemarckhalle, die an den angeblich freudigen Opfertod der jungen Freiwilligen im Herbst 1914 erinnern sollte. Vgl. auch Karl *Unruh*: Langemarck. Legende und Wirklichkeit. Koblenz 1986.

68 Thomas *Mann*: *Doktor Faustus*, Kap. XXX. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Frankfurt/M. 2007, S. 436-441.

Kommen wir zum Ausgangspunkt zurück: Es ging dort um meine erste persönliche Begegnung mit dem Kriegeausbruch 1914 und der Begeisterung, die dieser Krieg angeblich entfachte. Heute bin ich selbst Geschichtslehrer, und ich muss zugeben, dass es mir nicht immer leicht fällt, in meinem eigenen Unterricht die anfangs gepriesenen großen Linien zu ziehen. Aber ich bemühe mich darum. Die deutsche Geschichte macht es einem dabei wahrlich nicht leicht. Der Satz, dass Geschichte kein linearer Prozess sei, gilt in ganz besonderem Maße für die deutsche Nationalgeschichte mit ihren vielen Brüchen und Neuanfängen. Was der moderne Geschichtsunterricht trotz dieser Schwierigkeiten aber immer anstreben sollte, ist das, was der eingangs zitierte Lehrer schon damals versuchte: jungen Menschen die Augen dafür zu öffnen, wie Geschichte entsteht, wie sie als Bild der Vergangenheit immer wieder „gemacht wird“. Gerade der Sommer 1914 bietet dafür eine geeignete, um nicht zu sagen faszinierende Projektionsfläche.

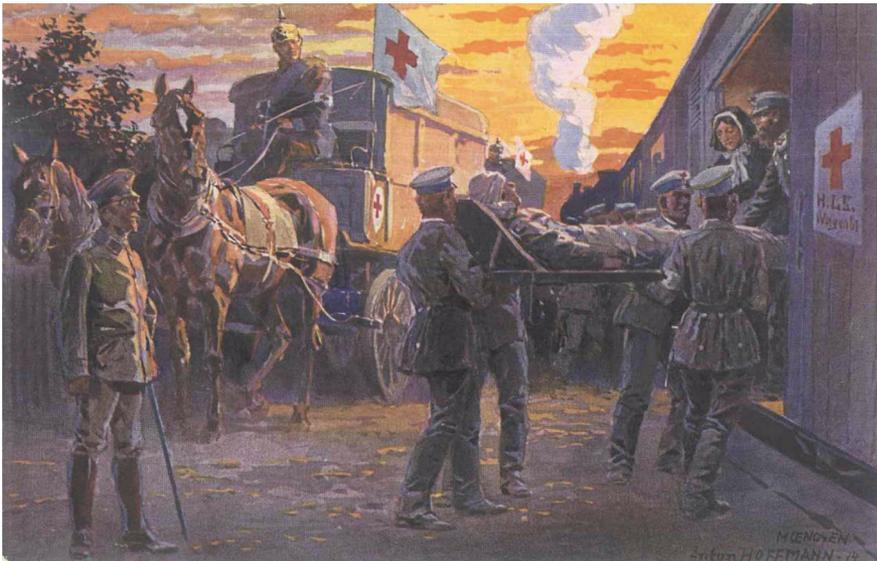


# „Wohltätige Werke der Verwundetenpflege“ Lazarette im Raum Schwäbisch Hall

von MONIKA KOLB

## 1. Das Rote Kreuz

1863 wurde auf Empfehlung des Schweizer Henri Dunant, freiwillige Hilfsorganisationen zur Unterstützung der militärischen Sanitätsabteilungen zu schaffen, das „Internationale Komitee zur Unterstützung der Verwundeten“ gegründet, das sich 1876 in „Internationales Komitee vom Roten Kreuz“ umbenannte. 1864 lud die Schweizer Regierung, ebenfalls auf Initiative Henri Dunants, interessierte Länder nach Genf ein, um über die Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken der im Kriege stehenden Heere zu beraten. Die Beschlüsse dieser internationalen Versammlung wurden in der Genfer Konvention von 1864 festgelegt. In weiteren Konventionen von 1899, 1906, 1907 und 1929 wurden Maßnahmen zum Schutze der Verwundeten, der Kriegsgefangenen und



*Abb. 1 Lazarettzug. Offizielle Postkarte aus Anlass der Rote-Kreuz-Sammlung 1914 zu Gunsten der freiwilligen Krankenpflege im Krieg (Stadtarchiv Weißenhorn)*

der Zivilbevölkerung im Kriege beschlossen. Die hierzu geschaffenen Einrichtungen werden durch ein Rotes Kreuz auf weißem Grunde (Umkehrung der Schweizer Nationalflagge) kenntlich gemacht und vor Missbrauch geschützt.

Die zwischen 1863 (Württemberg) und 1866 (Baden) gegründeten Rot-Kreuz-Gesellschaften schlossen sich 1869 zur Gesamtorganisation der Deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger zusammen und gründeten 1921 das Deutsche Rote Kreuz. Hinter der Gründung stand die Erkenntnis der Notwendigkeit, schon in Friedenszeiten darauf hinzuwirken, die Kriegsführung durch eine ausreichende Pflege der Verwundeten humaner zu gestalten.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, fanden jährlich reichsweite Rot-Kreuz-Sammlungen zugunsten der freiwilligen Krankenpflege statt, die letzte vor dem Krieg im April 1914. Auch im Haller Tagblatt vom 4. April 1914 erschien ein Aufruf<sup>1</sup>, worin darauf hingewiesen wurde, wie wichtig es für das Rote Kreuz sei *seiner hohen Bestimmung gemäß*, die Kräfte und Mittel *zur Ergänzung des staatlichen Kriegssanitätsdienstes zu vermehren*. Weiter heißt es: *Mängel in der Kriegsvorbereitung des Roten Kreuzes sind im Laufe eines Krieges nicht wieder gutzumachen; auch die größte Opferwilligkeit eines Volkes kann dann nicht mehr rechtzeitig Hilfe schaffen*. Daher sei es *eine unerlässliche nationale Pflicht, Geld für die Vorbereitung der Kriegserfordernisse zu sammeln*.

Wenige Tage nach der Mobilmachung, wandte sich der Württembergische Landesverein vom Roten Kreuz, unter dem Protektorat von Königin Charlotte, wieder mit einem Aufruf an die Bevölkerung, in dem abermals um Geldspenden *zur Erfüllung seine(r) humanitären Aufgaben*<sup>2</sup> geworben wurde. Betätigungsfelder des Roten Kreuzes im Rahmen dieses Kriegssanitätsdienstes waren vor allem die Einrichtung und der Betrieb der so genannten Vereinslazarette und Gesehungsheime in der Heimat, die Kriegsrankenpflege an der Front und in der Heimat, also auch die Stellung eines großen Teils des Personals der Reservelazarette, besonders des weiblichen, sowie das Sammeln von Geld, Sach- und Naturalspenden. In zahlreichen Aufrufen wurde vor allem um Verbandszeug, Wäsche und Krankenkleider sowie Bettzeug gebeten, aber auch um so genannte „Liebesgaben“, also um Stärkungs- und Erfrischungsmittel, darunter auch guter alter Wein und Champagner, Zigarren und Zigaretten sowie Konserven und gedünstetes Obst, „die den im Kampf stehenden Söhnen des württembergischen Vaterlandes Erleichterung und Erquickung und ein Zeichen der liebenden Fürsorge der Heimat sein sollen und mit denen deren Angehörigen geholfen werden

1 HT, Nr. 79 vom 4. April 1914.

2 Der Vaterlandsfreund, Nr. 188 vom 14. August 1914.

**+** **Aufruf** **+**  
**an das Deutsche Volk**  
für eine Rote Kreuz-Sammlung 1914  
zugunsten der freiwilligen  
Krankenpflege im Kriege.

Zum Schutze des Vaterlandes mußte die Deutsche Wehrmacht in außergewöhnlichem Maße verstärkt werden. Hieraus erwächst dem Roten Kreuz die vaterländische Pflicht, auch seine Kräfte und Mittel für die freiwillige Krankenpflege im Kriege seiner hohen Bestimmung gemäß zur Ergänzung des staatlichen Kriegsanstalts dienlich zu vermehren.

Diese Vermehrung darf aber nicht aufgehoben werden, denn das Rote Kreuz muß jederzeit für die Ausübung der freiwilligen Krankenpflege bereit sein. Ungestört soll daher begonnen werden, den Mehrbedarf an männlichem und weiblichem Personal sowie an Material für Transport, Aufnahme und Pflege der Verwundeten und Erkrankten zu decken. Welche schweren, dauernden Schäden für die Volkskraft aus dem Mangel an rechtzeitiger Kranken- und Verwundetenfürsorge entstehen können, haben die Schrecken und Folgen der letzten Balkankämpfe bewiesen. Mängel in der Kriegsvorbereitung des Roten Kreuzes sind im Laufe eines Krieges nicht wieder gutzumachen; auch die größte Opferwilligkeit des Volkes kann dann nicht mehr rechtzeitig Hilfe schaffen.

Aber eine solche Kriegsvorbereitung erfordert außerordentlich große Mittel; die vorhandenen sind hierzu völlig unzureichend. Es ist daher eine unerlässliche nationale Pflicht, Geld für die Vorbereitung der Kriegserfordernisse zu sammeln.

In voller Erkenntnis dieser Sachlage haben die Vereinigungen vom Roten Kreuz beschlossen, sich jetzt schon an die Opferfreudigkeit des Deutschen Volkes zu wenden und es zu einer Sammlung für das Rote Kreuz aufzurufen. Unser Kaiser und unsere Kaiserin, die Bundesfürsten und freien Städte unseres Vaterlandes, die Protokollatoren und Protokollatorinnen der Landes- und Frauenerzeme vom Roten Kreuz haben diesen Entschluß gebilligt, die Landesregierungen haben ihre Unterstützung zugesagt.

Die Sammlung fällt in die Zeit der Jubelfeier des fünfzigjährigen Bestehens des Roten Kreuzes, und ihr Beginn ist festgelegt auf den denkwürdigen 10. Mai, den Tag des Frankfurter Friedens.

Wir vertrauen, daß das Deutsche Volk, welches die schwere Mühsung für den Schutz seiner höchsten Güter willig auf sich genommen hat, nun auch unsere Bitte um Unterstützung der Kriegsvorbereitung des Roten Kreuzes zum Besten der verwundeten und erkrankten Krieger verstehen wird.

Jede, auch die bescheidenste Spende wird dankbar begrüßt werden und dazu beitragen, in Zeiten schwerer Prüfung die Leiden der Söhne unseres Volkes, die Leib und Leben dem Vaterlande freudig opfern, zu lindern und zu heilen. (1333)

**Die Deutschen Vereinigungen vom Roten Kreuz.**

Abb. 2 Haller Tagblatt Nr. 79 vom 4. April 1914

kann.<sup>43</sup> Die Spenden genossen Frachtfreiheit und waren an das Stuttgarter Hauptsammeldepot des Roten Kreuzes im Königsbau abzuliefern<sup>4</sup>.

Seit dem 6. September 1914 bestand beim Württembergischen Landesverein des Roten Kreuzes in Stuttgart auch eine Auskunftsstelle über Verwundete. Zunächst nur für diejenigen, die in Lazaretten Groß-Stuttgarts untergebracht waren, Ende September wurde die Auskunftsstelle auf sämtliche württembergische Lazarette

3 Ebd.

4 Ebd.

und Erholungsheime ausgedehnt, so dass das Rote Kreuz in der Lage war, *über alle in Württemberg untergebrachten Verwundeten Auskunft zu erteilen*.<sup>5</sup> Über diese Auskunftsstelle fanden auch die Briefe und Päckchen ihren Weg zu den Verwundeten in den Lazaretten.

## 2. Feldlazarette – Kriegslazarette – Heimatlazarette

Lazarett – das ist der veraltete Begriff für ein Militärkrankenhaus. Für die Erklärung der Wortherkunft findet man in der Literatur drei verschiedene Varianten. Die erste geht zurück auf die großen Pestepidemien von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis Anfang des 18. Jahrhunderts, als europaweit viele Pestspitäler als Lazarett bezeichnet wurden, und auf das Gleichnis Lukas 16, 19–31 vom „reichen Mann und armen Lazarus“. Im Gleichnis liegt Letzterer als Bettler, den Leib voller Geschwüre, vor der Tür eines reichen Mannes und hofft, seinen Hunger mit dem stillen zu können, was vom Tisch des Reichen abfällt. Als er stirbt, wird er von Engeln in Abrahams Schoß getragen, während der Reiche nach seinem Tod in die Unterwelt kommt, wo er qualvolle Schmerzen leidet<sup>6</sup>. Auf diesen Lazarus bezogen sich auch die ersten, 1624 gegründeten Aussätzigen-Krankenhäuser des Lazaristen-Missionsordens des Vinzenz von Paul (1576–1660)<sup>7</sup>. Die zweite Variante bezieht sich auf ein Pestkrankenhaus auf der Insel Santa Maria di Nazaretto in der Lagune von Venedig. Unter dem Einfluss der Verehrung von Lazarus, dem Schutzheiligen der Kranken, der nach dem Bericht des Evangelisten Johannes im Neuen Testament durch Jesus vom Tod auferweckt wurde, wurde es im Volksmund bald Lazaretto genannt. Die dritte Variante der Erklärung der Wortherkunft wird auf die hospitalische Tätigkeit des Lazarus-Ordens (Orden des Heiligen Lazarus von Jerusalem) zurückgeführt, der vor über 900 Jahren ein Hospital in Jerusalem führte und mit den Lazarusbrüdern einen besonderen Ruf in der Krankenpflege erworben hatte<sup>8</sup>.

In den Darstellungen zum Sanitätswesen im Ersten Weltkrieg wird stets unterschieden zwischen dem Dienst auf dem Kriegsschauplatz und dem Dienst in der Heimat<sup>9</sup>. Maßgebend für die Versorgung der Kriegsverletzten im Ersten Weltkrieg war die Kriegssanitätsordnung von 1907, die auf der Grundlage der Ordnung von 1878 beruhte. Sie beinhaltete u. a. Bestimmungen über den Ablauf der

5 HStAS M 1/8 Bü 166

6 Knaurs großer Bibelführer: 2700 Stichwörter. Hg.: Redaktionsbüro Marianne *Mehling*. Autoren: Gerhard *Bellinger* u. a. München 1985, S. 434.

7 Hiltgart *Keller*: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darstellung in der bildenden Kunst. Stuttgart 1975, S. 330.

8 Wikipedia 2. Januar 2014.

9 Vgl. hierzu u. a. Hermann *Koetzle*: Das Sanitätswesen im Weltkrieg 1914–1918 (Württembergs Heer im Weltkrieg, Heft 8). Stuttgart 1924; Otto *von Moser*: Die Württemberger im Weltkriege. Ein Geschichts-, Erinnerungs- und Volksbuch, Stuttgart 1927, S. 638–645.

ärztlichen Versorgung sowie den Weitertransport der Verwundeten in die Feldlazarette, Kriegslazarette, Reservelazarette oder Vereinslazarette.

Erste Station eines Verletzten war in der Regel der so genannte *Hilfsplatz*, zwar noch vorne an der Front, jedoch möglichst an einer geschützten Stelle platziert. Hier wurden die Verwundeten erstmals versorgt und zum Beispiel durch Verbinden transportfähig gemacht. Danach ging es zu einem außerhalb des Feuerbereichs eingerichteten *Hauptverbandsplatz*, auf dem schon größere Operationen vorgenommen werden konnten. Grundsätzlich aber sollte *die gefährliche Anhäufung Kranker und Verwundeter beim Feldheer durch schleunigen Abschub und Verteilung auf die Lazarette des Etappengebiets und Heimatlands*<sup>10</sup> vermieden werden. Im so genannten Etappengebiet, also in sicherer Entfernung weit hinter der Front, befanden sich zum einen die Feldlazarette, zum anderen die *Kriegslazarette*. Jedes Armeekorps verfügte über zwölf bewegliche Feldlazarette für je 200 Betten, die ihrem Armeekorps zu folgen hatten und innerhalb von zwei Stunden aufgebaut werden konnten. Die Einrichtung der Feldlazarette erfolgte in Ortschaften, häufig in Schulen, Kirchen, Fabriken oder anderen geeigneten Gebäuden.

Aber schon während der ersten Schlachten kamen von den Hauptverbandsplätzen Schwerverwundete in großer Zahl, oft in Transporten von 100–200 auf einmal, die 200 Betten genügten bei weitem nicht und zusätzliche Betten, Stroh, Wäsche usw. mussten requiriert werden, um alle Verwundeten lagern zu können<sup>11</sup>. Mit Krankenkraftwagen sollten die Verwundeten dann von den Feldlazaretten in die stehenden *Kriegslazarette* verbracht werden. Diese hatten alle diejenigen dauerhaft aufzunehmen, die nicht mehr transportfähig waren. Die transportfähigen Verwundeten, bei denen abzusehen war, dass ihre Genesung Wochen und Monate dauern würde, gelangten weiter über die Krankensammelstellen in den Eisenbahn-Etappenorten mit Lazarett-, Hilfslazarett- und Krankenzügen in die Heimat.

An Heimatlazaretten – also zum einen an Reservelazaretten – waren im Mobilmachungsfall in Württemberg 40 vorgesehen mit insgesamt 10 366 Betten. Im Laufe des Krieges kamen acht weitere hinzu. Zum anderen wurden noch über 100 Vereinslazarette und 50 Genesungsheime des Roten Kreuzes errichtet<sup>12</sup>. Jedem Reservelazarett war eine Anzahl von Vereinslazaretten des Roten Kreuzes angeschlossen und unterstellt, welche die Verwundeten direkt von einem Lazarettzug erhielten.

Wie ein Beispiel aus Schwäbisch Hall zeigt, kam es aber auch vor, dass der vorgeschriebene Ablauf nicht in allen Fällen eingehalten werden konnte. Während die ersten Verwundeten wohl meist aus den Kriegslazaretten kamen, erreichten

10 Münchener Illustrierte Kriegs-Chronik. Hrsg. vom Neuen Münchener Tagblatt. 2. Reihe, 17. Heft.

11 Moser (wie Anm. 9), S. 640.

12 Koetzle (wie Anm. 9), S. 108.



Abb. 3 Reserve- und Vereinslazarette in Württemberg (Otto von Moser: Die Württemberger im Weltkriege. Stuttgart 1927, S. 164)

am 21. März 1915 siebzig, meist schwer verwundete Soldaten, das Vereinslazarett der Diakonissenanstalt. Sie kamen zum größten Teil direkt aus den Schützengräben und vom Gefechtsfeld, hatten also vorher noch kein Lazarett gesehen: *Müde und matt, tiefen Ernst auf den Gesichtern lagen sie auf den Bahren. (...) Hier wurde einer nach dem andern ins Operationszimmer gebracht, verbunden, gerichtet und erquickt.*<sup>13</sup>

In kürzester Zeit waren auch Privathäuser, Schulen und öffentliche Gebäude zu militärischen Behelfskliniken und Genesungsheime umfunktioniert. In Württemberg wurden in den ersten Tagen der Mobilmachung allein durch den Württembergischen Landesverein vom Roten Kreuz 112 Vereinslazarette und 51 Genesungsheime<sup>14</sup> errichtet, von denen im Jahr 1917 noch 109 Lazarette und 50 Genesungsheime mit zusammen 11 062 Betten in Betrieb waren. Im Verlauf des Ersten Weltkriegs wurden in ihnen bis Juli 1918 insgesamt 634 187 Verwundete und Kranke behandelt<sup>15</sup>. Der Württembergische Landesverein vom Roten Kreuz erhielt als Entschädigung für die Einrichtung und Unterhaltung der Vereinslazarette einschließlich der Krankenbehandlung eine Vergütung von 6 Mark täglich für jeden verpflegten Offizier, von 3 Mark für jeden verpflegten Unteroffizier und Soldaten<sup>16</sup>.

### 3. Lazarettzüge

Am 7. September 1914 berichtete der „Vaterlandsfreund“ über einen *Sanitätszug* auf dem Crailsheimer Bahnhof: *Dieser Tage ist hier ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter bayrischer Sanitätszug durchgefahren. Das Sanitätspersonal bestand aus drei Aerzten und einem katholischen Geistlichen, der nicht nur zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse dient, sondern sich auch an dem wohltätigen Werke der Verwundetenpflege beteiligt.*<sup>17</sup>

Züge für die Beförderung liegender Kranken oder Verwundeten hießen je nach ihrer Einrichtung Lazarett- oder Hilfslazarettzüge. Hilfszüge führten in der Regel keine Küchenwagen mit, die Verpflegung erfolgte durch die Verpflegungsstationen an den Bahnhöfen.

Krankenzüge waren im Allgemeinen nur zur Beförderung von sitzenden Kranken bestimmt. Die Lazarettzüge waren geschlossene Formationen mit ständigem Personal und schon im Frieden vollständig bereitgestellter Einrichtung. Die württembergische Militärverwaltung besaß einen Lazarettzug und einen Hilfsla-

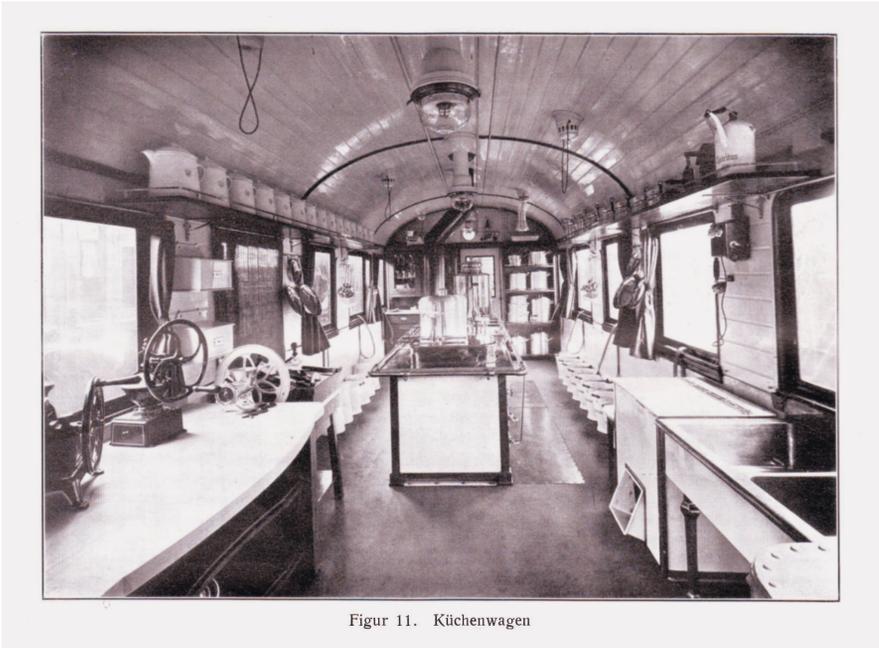
13 Blätter aus dem Diakonissenhaus in Schwäbisch Hall Nr. 5, Mai 1915, S. 2. Zitiert nach Heike Krause: Vereins-Lazarett Diakonissenanstalt (masch. Skript, o. J.).

14 V. Bruns (Hg.): Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II. Stuttgart 1916, S. 323.

15 Fastnacht der Hölle. Der erste Weltkrieg und die Sinne. Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart 2014, S. 154. Zitiert nach Hermann Koetzle (wie Anm. 9).

16 HStAS M 1/8 Bü 168.

17 Der Vaterlandsfreund, Nr. 210 vom 9. September 1914.

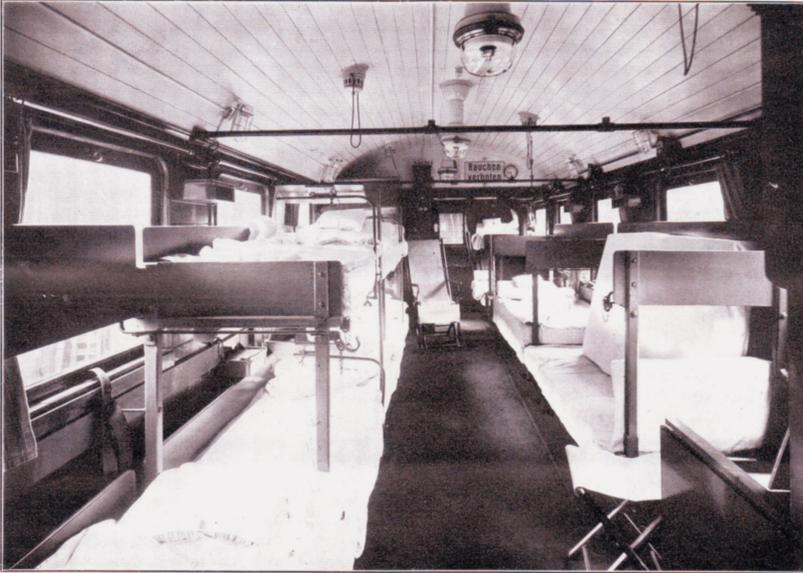


Figur 11. Küchenwagen

*Abb. 4 Bayerischer Lazarettzug Nr. 2, Küchenwagen<sup>18</sup>*

zarettzug. Auch das Rote Kreuz hatte schon zu Friedenszeiten finanzielle Mittel für die Ausstattung eines derartigen Zugs zur Verfügung gestellt: „Dieser eine Zug, der bereits am 21. Mobilmachungstag an die Westfront ausfahren konnte, wurde nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet, mit Bequemlichkeiten, soweit irgend möglich versehen, so daß der württembergische Lazarettzug H bald als mustergültig überall Anerkennung fand. Aber nur zu bald mußte man sich darüber klarwerden, daß die blutigen Kämpfe der Riesenschlachten, wie wir sie zum erstenmal in Lothringen erlebten, die rasche Instandsetzung neuer Züge dringend forderten. Dem ersten Zug folgte bald ein zweiter und dritter und schließlich ein vierter, alle mit rund je 300 Betten ausgestattet und mit dem notwendigen Ärzte- und Pflegepersonal. (...) Diese vier Lazarettzüge des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz haben bis Ende des Jahres 1916 eine Ausgabe von 1 221 151 Mark verursacht. Eine Summe, die gewiß groß ist, die aber nicht in Betracht kommen kann, wenn wir wissen, daß sie vielen Zehntausenden tapferer deutscher Männer, die draußen für die Heimat gekämpft und geblutet haben, die Möglichkeit gab, unter der Obhut geschickter Ärzte und

<sup>18</sup> Alle Abbildungen aus: Der Bayrische Lazarettzug Nr. 2. Deutsches Museum – Vorträge und Berichte, Heft 14, o. J. [1914].



Figur 2. Mannschafts-Krankenwagen

*Abb. 5 Bayerischer Lazarettzug Nr. 2, Mannschafts-Krankenwagen*

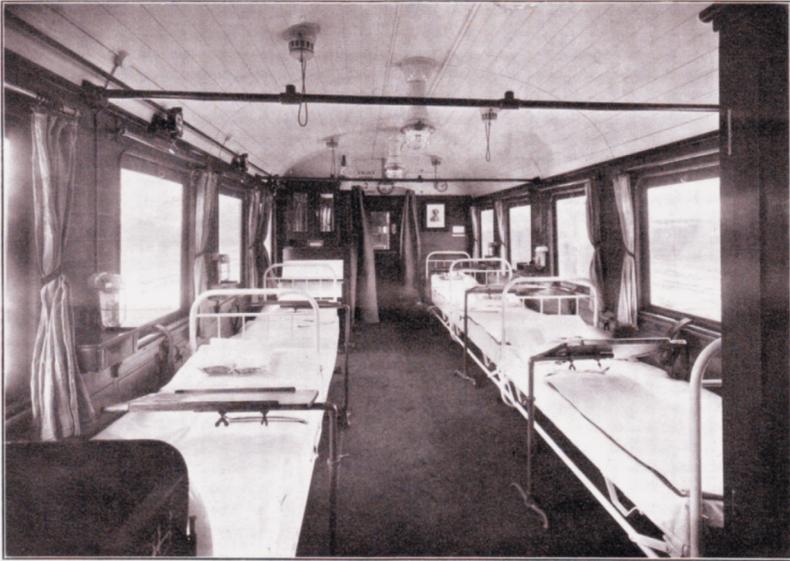
unter sorgsamer Pflege eines tüchtig geschulten Pflegepersonals den heimatlichen Lazaretten zugeführt zu werden.<sup>19</sup>

Laut den *Vorschriften über die Ausstattung eines Vereins-Lazarettzuges* der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums<sup>20</sup> bestand ein Zug aus 25 Krankenzugwagen, 1 Offizierkrankenzugwagen, 1 Wagen für den leitenden Arzt, 1 Arztwagen, 2 Mannschafswagen, 1 Küchenwagen, 1 Vorratswagen, 1 Magazinwagen, 1 Verband- und Apothekenwagen, 1 Gepäckwagen, 1 Güterwagen und zwei Heizkesselwagen.

Auf vier Seiten wird die Einrichtung der verschiedenen Wagen bis hin zur Beschaffenheit der Bekleidung der Verwundeten bis ins kleinste Detail beschrieben. Die Mannschafswagen sollten Platz für zehn Verwundete bieten und mit besonderen Lüftungseinrichtungen versehen sein. Für die persönlichen Gegenstände war an der Wand ein Netz, ein Schubfach oder ein Schränkchen angebracht.

<sup>19</sup> Theodor Bickes: Die Kriegsarbeit des Württembergischen Roten Kreuzes. Württembergischer Landesverein vom Roten Kreuz, Stuttgart <sup>3</sup>1917, S. 19 f (HStAS J 150 Bü 331/4).

<sup>20</sup> HStAS M 1/8 Bü 166.



Figur 3. Offiziers-Krankenwagen

*Abb. 6 Bayerischer Lazarettzug Nr. 2, Offiziers-Krankenwagen*

Für die Offizierskrankenwagen sahen die Bestimmungen nur acht Krankenkamer pro Waggon vor, die durch Zuggardinen abgeschlossen werden konnten. In der Mitte der einen Längsseite befanden sich noch ein Tisch mit verschließbaren Schubkästen und zwei Rohrstühle, an der anderen Längsseite ein Kleiderschrank. In der dem Abortverschlage gegenüberliegenden Ecke befand sich eine Waschvorrichtung.

Alle Wagen erhielten in der Mitte der beiden äußeren Längsseiten als Bezeichnung in großer Ausführung auf weißem Grund das Genfer Kreuz und darunter in großen Buchstaben die dienstliche Bezeichnung des Zuges, z. B. *Vereinslazarettzug H*. Auch auf dem Dach eines jeden Wagens war ein großes Rotes Kreuz in weißem Feld anzubringen und zwar so, dass es von Flugzeugen aus gesehen werden konnte.

Die Ankunft der ersten Züge war zu Beginn des Krieges allen Lokalzeitungen der vier Oberämter ausführliche Berichte wert. Am 23. August 1914 kam auf der Fahrt von Schirmeck nach Mergentheim nachmittags um 16.00 Uhr ein Sanitätszug mit ca. 400 Verwundeten durch Blaufelden: *Bei dem zweistündigen Aufenthalt wurden die deutschen Verwundeten von der hiesigen Einwohnerschaft mit Erfrischungen aller Art, wie Wurst, Wein, Most, Himbeersaft, Zigarren usw. aufs beste bewirtet. Die verwundeten Franzosen (etwa 19 Mann) haben hier wenig Sympathien erweckt, doch wurden auch sie nicht ganz übersehen. Die*



Abb. 7 Württembergischer Lazarettzug  
(Otto von Moser: *Die Württemberger im Weltkriege*. Stuttgart 1927, S. 639)

*Sanitätswagen waren mit reinen weißen Betten versehen; recht still ging es in den Wagen der Schwerverwundeten her, während die leicht Verwundeten auf dem Perron sich bewegten und mit dem Publikum aufs herzlichste unterhielten. Sie seien schon 2 Tage auf der Fahrt und auf der ganzen Linie nicht so reichlich bewirtet worden, wie auf dem hiesigen Bahnhof, meinten sie. Um 6 Uhr fuhr dann der Zug weiter seinem Bestimmungsort entgegen<sup>21</sup>.*

Die sechs württembergischen Lazarettzüge beförderten während des Ersten Weltkriegs in 604 Fahrten 156 698 Verwundete und Kranke in die Heimat<sup>22</sup>, wovon allein die Vereinslazarettzüge H, J, S und U des Roten Kreuzes zusammen 520 Vollfahrten durchführten<sup>23</sup>.

Im Herbst 1916 erreichte der 30. Verwundetentransport Hall: *Leicht verwundet, meist mit Hand- oder Armverletzungen, aber tief erschöpft und völlig ermattet, mit allem Schmutz des Schützengrabens kamen sie zu uns. Mancher hatte seit 5 oder 6 Tagen nicht mehr geschlafen und alle waren noch tief erschüttert von*

21 Der Vaterlandsfreund, Nr. 196 vom 24. August 1914.

22 Moser (wie Anm. 9), S. 644.

23 Mitteilungen des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz, 10, 1919, Nr. 2 vom 25. März 1919, S. 26.

*den Schrecken der furchtbaren Dauerschlacht, aber auch dankbar, dieser Hölle nun entronnen zu sein*<sup>24</sup>.

#### 4. Das Vereinslazarett „Diakonissenanstalt Hall“

Sofort nach Kriegsausbruch war vom Roten Kreuz in der Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall die Einrichtung eines Vereinslazaretts mit den Abteilungen Johanniterkrankenhaus, Brenzhaus und Fabriksaal von Held und Teufel in Angriff genommen worden. Als erstes musste mit der Mobilmachung auf dem eigenen Gelände das gesamte Krankenhaus und im Mutterhaus diejenigen Räume, die sonst für solbadbedürftige Kinder genutzt wurden, belegt. Das so genannte „Johanniterkrankenhaus“<sup>25</sup>, das 1890 erbaute Kinderspital der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, wurde ebenfalls geräumt und gliederte sich auf Anordnung des Johanniterordens dem Vereinslazarett der Diakonissenanstalt an. Die zuvor darin untergebrachten Kinder wurden anderweitig untergebracht. Der reguläre Krankenhausbetrieb blieb auf das „Alte Haus“ beschränkt. Die beiden Ärzte, Dr. Richard Dürr und Dr. Karl Elsässer, der Chefarzt und der II. leitende Arzt der Diakonissenanstalt, übernahmen neben der Behandlung der übrigen Kranken nun auch die ärztliche Versorgung der Kriegsverletzten. Unterstützt wurden die beiden von Anfang an, wenn auch mit Unterbrechungen, von Dr. Eugen Dürr, dem Bruder von Dr. Richard Dürr, der aus gesundheitlichen Gründen aber nicht mehr praktizierte<sup>26</sup>.

##### 4.1 Das Brenzhaus

Der Evangelische Verein in Hall hatte dem Roten Kreuz das so genannte „Brenzhaus“ zur Verwendung als Lazarett überlassen. Zuständiger Arzt war zunächst Dr. Max Jaeger, nachdem dieser zum 1. Februar 1915 einberufen worden war, übernahm der praktische Arzt Dr. Moses Heimann die ärztliche Versorgung. Das Brenzhaus zählte 39 Betten.

##### 4.2 Der Fabriksaal der Spinnerei Held und Teufel

Ebenfalls noch im September 1914 war ein weiteres Lazarett im Fabriksaal der Spinnerei von Held und Teufel mit 24 Betten entstanden. Fabrikant Anton Baur hatte alle baulichen Veränderungen zum Lazarettbetrieb auf seine Kosten ausführen lassen<sup>27</sup>, aus der Stadt und dem gesamten Bezirk *waren Betten und Bett-*

24 Blätter aus dem Diakonissenhaus in Schwäbisch Hall Nr. 11, November 1916, S. 3. Zitiert nach Krause (wie Anm. 13).

25 Damaliger Kommandator war der Fürst von Hohenlohe-Langenburg.

26 HStAS M 1/8 Bü 171.

27 Pfarrer *Weißer*: 29. Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt mit Krankenhaus, Frauenheim und



Abb. 8 Feldpostkarte: Vereinslazarett Schwäbisch Hall im Johanniter-Krankenhaus für Kinder, gestempelt am 19. September 1914 (Privatbesitz)

stellen und die zur Einrichtung notwendigen Gebrauchsgegenstände in reichem Maße eingetroffen<sup>28</sup>. Das Essen wurde, wie auch für das „Brenzhaus“, von der Küche der Diakonissenanstalt im Speisewagen in das Lazarett gebracht.

Die ärztliche Leitung lag bei Dr. Moses Heimann. Der Fabriksaal wie auch das „Brenzhaus“ waren jedoch nicht ständig belegt<sup>29</sup>. Mit dem Brenzhaus zusammen versahen neben den beiden Ärzten insgesamt 22 Schwestern, 15 Helferinnen und drei Krankenschwestern hier ihren Dienst.

Im Juli 1916 war das Vereinslazarett „Diakonissenanstalt“ mit den 195 Betten im Hauptkrankenhaus, Mutterhaus und Johanniterhaus sowie den 39 Betten im Brenzhaus und den 24 Betten im Fabriksaal von Held & Teufel imstande, 258 verwundete und kranke Soldaten aufzunehmen. Da auch die Verwaltung des Vereinslazaretts „Städtisches Krankenhaus Hall“ mit insgesamt 56 Betten in den Händen der Diakonissenanstalt Hall lag, hatte letzteres bei voller Belegung aller Vereinslazarette insgesamt 314 Verwundete zu versorgen.

Je nach Kriegsverlauf konnte diese Zahl aber auch sinken. Im Oktober 1914 und Sommer 1917 konnten die Abteilungen im Brenzhaus und im Fabriksaal ganz geräumt werden, und auch die Betten in der Diakonissenanstalt selbst waren nur

Frauenasyl, Schwachsinnigenheim, Kinderkrankenhaus des Johanniterordens in Schwäbisch Hall 1914 auf 1915. Schwäbisch Hall 1915, S. 3–11. KrA SHA 1/1126.

28 Der Vaterlandsfreund, Nr. 221 vom 22. September 1914.

29 HStAS M 1/8 Bü 171.



*Abb. 9 Vereinslazarett Schwäbisch Hall. Städtisches Krankenhaus Hall  
(Stadtarchiv Schwäbisch Hall)*

zur Hälfte belegt. Gegen Kriegsende reichte die vorhandene Bettenkapazität jedoch nicht mehr aus, und das Rote Kreuz plante die Einrichtung einer weiteren Lazarettabteilung mit 180 Betten, wovon 34 auf das städtische Krankenhaus entfallen sollten. Im Haller Tagblatt vom 18. Oktober 1918 wurde die Bevölkerung um Spenden für dieses Projekt gebeten. Doch das Kriegsende machte den Plan hinfällig. Vom Eintreffen des ersten Verwundetentransports am 23. August 1914 bis zur Auflösung des Lazarett in der Diakonissenanstalt am 30. April 1919 wurden hier insgesamt 6 270 Patienten aufgenommen und gepflegt, von denen 50 starben<sup>30</sup>.

### **5. Das Vereinslazarett „Städtisches Krankenhaus Hall“**

Ein zweites Vereinslazarett, zunächst mit 30 Betten, hatte das Rote Kreuz im oben schon erwähnten städtischen Krankenhaus, dem heutigen Altenheim „Nikolaihaus“<sup>31</sup> eingerichtet, 1915 wurde dessen Kapazität auf 40 Betten ausgebaut. Auch ein Teil des Armenhauses im Erdgeschoss diente Lazarettzwecken.

30 Vgl. hierzu *Krause* (wie Anm. 13).

31 Ehemaliges Armen- und Krankenhaus. Nachdem Schwestern aus der Diakonissenanstalt bereits 1903 die Krankenpflege übernommen hatten, lag ab 1922 die Gesamtleitung in den Händen

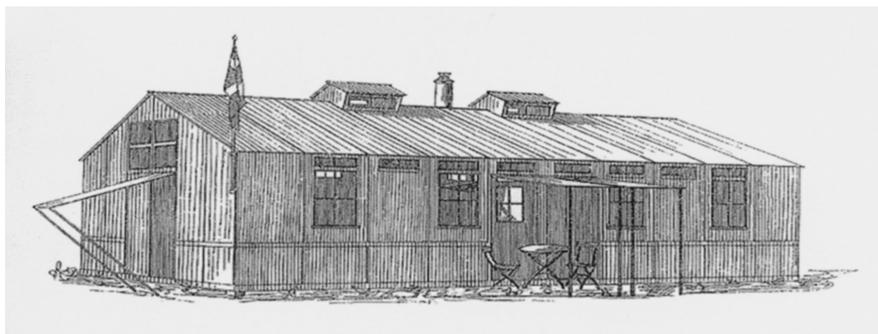


Abb. 10 Zeichnung der „Doeckerbaracke“, 1885. Johann Clemens Doecker gewann mit seinem Entwurf in der Ausführung der Firma Christoph & Unmack auf der Antwerpener Weltausstellung 1885 den Wettbewerb für eine leichte Sanitäts- und Lazarettbaracke für Kriegs- und Friedenszeiten. Aus: Bernhard von Langenbeck / Alwin von Coler / Otto Werner: *Die transportable Lazareth-Baracke, Berlin 1890.*

Bereits im September 1914, wurde die Zahl der Betten zur Versorgung der Kriegsverletzten durch das städtische Krankenhaus mit der Errichtung einer so genannten „Döcker’schen Baracke“ – einer transportablen Baracke, vor allem für den Sanitätsdienst – auf dem Gelände der Diakonissenanstalt noch einmal um 16 erhöht<sup>32</sup>. Das Weißzeug für die Baracke war, wie stolz vermerkt wurde, in dreifacher Ausfertigung vom Haller Bezirksverein des Roten Kreuzes zur Verfügung gestellt worden<sup>33</sup>.

1915 behandelte man im städtischen Vereinslazarett 370 Soldaten mit 18 460 Verpflegungstagen, 1917 324 Mann mit 10 726 Verpflegungstagen und 1918 478 Verwundete mit 14 548 Verpflegungstagen<sup>34</sup>. Leitender Arzt war der Oberamtsarzt Dr. Otto Pfeilsticker. Das Pflegepersonal bestand aus drei Schwestern, fünf Helferinnen und drei Krankenwärtern.

einer Diakonisse. Zum 1. Juli 1934 wurde die Einrichtung an die Diakonissenanstalt verpachtet und zum 1. Januar 1936 endgültig an diese verkauft. 1934 war der Krankenhausbetrieb eingestellt, und ein Altersheim – das „Nikolaihaus“ eingerichtet worden. Vgl. hierzu Daniel *Stihler*: ... in jede Richtung schon lange nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit entsprechend. Das städtische Krankenhaus von 1850 bis zu seinem Ende 1934/36. In: *Auf Leben und Tod. Menschen und Medizin in Schwäbisch Hall vom Mittelalter bis 1950*. Hg. von Heike *Krause* und Andreas *Maisch*. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Heft 26, Schwäbisch Hall 2011, hier S. 364–387.

32 HT Nr. 219 vom 19. September 1914. Zitiert nach Heike *Krause*: *Alles nach Plan – Mobilmachung im Diak* (masch. Skript).

33 *Der Vaterlandsfreund*, Nr. 221 vom 22. September 1914

34 Vgl. hierzu *Stihler* (wie Anm. 31), S. 383.

## 6. Die Ankunft der ersten Verwundeten in Schwäbisch Hall

Am 23. August 1914 war der erste Transport mit Verwundeten, fünf deutsche sowie elf schwer verwundete französische Soldaten, in Schwäbisch Hall angekommen, am 28. August folgte der zweite mit 253 Personen<sup>35</sup>. Ein Abendzug brachte noch einmal zwei schwer verwundete Franzosen. Davon kamen 157 in der Diakonissenanstalt mit Johanniterkrankenhaus, 32, einschließlich der beiden Franzosen, im städtischen Krankenhaus und je zwei bei den Ärzten Dr. Karl Elsäßer und Dr. Paul Süßkind und dem Rechtsanwalt Dr. Rembold unter, 60 wurden nach Crailsheim weiterbefördert. Das Haller Tagblatt berichtete ausführlich über diese Transporte: *Die Ueberführung in die beiden Krankenhäuser war schon vor 3 Uhr beendet, dank der regen Tätigkeit der freiwilligen Sanitätskolonne beim Ausladen der Verwundeten aus dem Zug und dem Einladen in die verschiedenen Fahrgelegenheiten, und Dank der Bereitwilligkeit der hiesigen Kraftwagenbesitzer, die freundlichst ihre Kraftwagen zur Verfügung gestellt hatten. Auch Leiterwagen und Möbelwagen wurden benützt, die ebenfalls samt den Pferden in entgegenkommender Weise bereitgestellt waren*<sup>36</sup>. Welche Dimensionen diese Transporte angenommen haben, lässt sich aus einer Notiz im Haller Tagblatt vom 20. September 1914 erahnen: *Am letzten Dienstag wurden 33 Verwundete ins Brenzhaus gebracht. Über 2000 Verwundete waren an diesem Tag durch Schwäbisch Hall durchgekommen, von denen die Schwerkranken hier ausgeladen werden mussten*<sup>37</sup>. Als das Haller Tagblatt über diesen Transport berichtete, war ein Verwundeter bereits an Wundstarrkrampf gestorben.



Abb. 11 Aufruf zur Ablieferung von Betten  
 (Fränkischer Grenzbote vom 8. August 1914)

35 Weißer (wie Anm. 27), S. 3–11.

36 HT, Nr. 201 vom 29. August 1914, S. 4/5.

37 Der Vaterlandsfreund, Nr. 221 vom 22. September 1914.



Abb. 12 Vereinslazarett Crailsheim: Krankenzimmer in der Leonhard-Sachs-Schule (Stadtarchiv Crailsheim F 3213)

## 7. Bezirkskrankenhaus und Vereinslazarett „Schule Crailsheim“

In Crailsheim war vom Roten Kreuz die Leonhard-Sachs-Schule zur Einrichtung eines Vereinslazaretts vorgesehen, weshalb im Fränkischen Grenzboten vom 8. August 1914 ein Aufruf veröffentlicht wurde, in dem die Bevölkerung um Bereitstellung von 50 Betten gebeten wurde. Auch im Bezirkskrankenhaus wurde ein Vereinslazarett eingerichtet.

Bezirkskrankenhaus und Schule waren dem Reservelazarett Mergentheim zugeteilt<sup>38</sup>. Als leitender Arzt im Bezirkskrankenhaus hatte der 63-jährige Oberamtsarzt Dr. Bernhard Drachter auf der ihm unterstellten Station 100, als ordinierender Arzt 50 Patienten zu betreuen<sup>39</sup>. In der Leonhard-Sachs-Schule war der 58-jährige praktische Arzt Dr. Adolf Rosenfeld in der ihm unterstellten Station für 50 Patienten zuständig<sup>40</sup>. Auch im Bezirkskrankenhaus Crailsheim waren schon vor dem Krieg Diakonissen tätig gewesen, um die zusätzlichen Aufgaben bewältigen zu können, hatte man drei zusätzliche Schwestern von der Diakonissenanstalt Hall angefordert<sup>41</sup>.

38 Jahresbericht des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz für das 51. Geschäftsjahr 1914/15, Stuttgart im Juli 1915, S. 80, HStAS M 1/8 Bü 168.

39 HStAS M 1/8 Bü 168.

40 HStAS M 1/8 Bü 171

41 *Weißer* (wie Anm. 27), S. 3–11.



Abb. 13 Vereinslazarett Crailsheim. Rückansicht der Leonhard-Sachs-Schule Crailsheim (Stadtarchiv Crailsheim F 2296)

Täglich zogen zahlreiche Crailsheimer Bürger zum Bahnhof, *um hier durchkommende gefangene oder verwundete Franzosen zu sehen*<sup>42</sup>. Das gelang jedoch nicht immer, da es vorkam, dass einmal einen ganzen Tag lang überhaupt kein Zug, dann aber auch oft kurz hintereinander wieder mehrere Züge ankamen. Die ersten Verwundeten, ungefähr 60 Bayern, trafen am 29. August 1914 in Crailsheim ein. Mit Autos, Omnibussen und Krankenwagen wurden die leichter Verwundeten in die Leonhard-Sachs-Schule transportiert, die Schwerverwundeten kamen in das Vereinslazarett des Bezirkskrankenhauses<sup>43</sup>. Auch die Leonhard-Sachs-Schule war Anfang September 1914 zum Ausflugsziel zahlreicher Crailsheimer geworden, *die die im Schulhofe in Lehnssesseln und Liegestühle sich aufhaltenden Verwundeten sehen und sprechen*<sup>44</sup> wollten. Der Andrang war so groß, dass der Zutritt ins Lazarett nur noch den Angehörigen und Kranken gestattet wurde, die Besuchszeit wurde auf vormittags von 11 bis 12 Uhr, und nachmittags von 15 bis 16 Uhr beschränkt. Selbstverständlich war die Verabreichung von alkoholischen Getränken an die Soldaten streng verboten<sup>45</sup>.

42 Der Vaterlandsfreund, Nr. 206 vom 4. September 1914

43 Der Vaterlandsfreund, Nr. 204 vom 2. September 1914

44 Vaterlandsfreund, wie Anm. 42.

45 Ebd.

## 8. Das Vereinslazarett Gaildorf

Seit Montag, dem 7. September 1914 wehte auf dem Bezirkskrankenhaus in Gaildorf die Fahne mit dem Genfer Konventionszeichen, dem Roten Kreuz im weißen Feld, *als sichtbarer Ausdruck, daß auch unser Krankenhaus vom Landesverein vom Roten Kreuz als Vereinslazarett anerkannt ist und für die Aufnahme verwundeter Krieger bereit steht.*<sup>46</sup> Das Bezirkskrankenhaus war dem Reservelazarett Gmünd II zugeteilt, Leitender Arzt war Dr. Reinhold Stierlin<sup>47</sup>. Am 7. September 1914, gegen 16.45 Uhr, trafen auch die ersten Verwundeten mit einem aus 48 Sanitätswagen bestehenden, von zwei Lokomotiven beförderten Extrazug, in Gaildorf am Bahnhof ein. *Brausende Hochrufe begrüßten beim Einfahren des Zugs in den Bahnhof die wackeren Männer, die schon für das Vaterland geblutet haben und edler Wetteifer setzte ein,*<sup>48</sup> *um freundliche Gaben“ an den Mann zu bringen und die „Vaterlandsverteidiger mit Erfrischungen wie Kaffee, Limonade und belegte Brote zu erquicken*<sup>49</sup>. Im Gegensatz zu den anderen Zeitungsberichten über die ersten Verwundetentransporte, wird in diesem dann doch noch die schreckliche Realität kurz gestreift: *Ein Gang durch die zweckmäßig eingerichteten Sanitätswagen überzeugte uns, wieviel schreckliche*



Abb. 14 Bezirkskrankenhaus Gaildorf 1914–1918 (Stadtarchiv Gaildorf)

46 Der Kocherbote, Nr. 211 vom 8. September 1914.

47 Reinhold Stierlin, geb. am 10. Juni 1883 in Ölbronn, gest. am 30. Juni 1961 in Schwäbisch Hall. Oberamtsarzt in Gaildorf von 1913 bis 1945.

48 Kocherbote wie Anm. 46.

49 Ebd.

*Wunden der Krieg schon geschlagen hat. [...] Für sich abgesondert in drei besonderen Wagen befanden sich etwa 50 Franzosen, offenbar in sich gekehrt und ungewiß über das ihnen bevorstehende Schicksal*<sup>50</sup>. Nach stark einstündigem Aufenthalt konnte der Sanitätszug Crailsheim zu wieder weiter fahren.

In der Nacht zum 11. September 1914 verstarb nach fünf Tagen der im Krankenhaus untergebrachte 30-jährigen Landwehrmann Friedrich Müller aus Schillingsstadt in Baden an den Folgen seiner Verletzungen. *Weit von der Heimat findet er nun seine Ruhestätte es war ihm leider nicht vergönnt, bei uns, wie wir so gerne gewünscht hätten, Heilung und Erholung zu finden. Mit dem Leben hat er die Treue für sein und unser Vaterland bezahlt. Ehre seinem Andenken!*<sup>51</sup> Die Beerdigung fand am darauf folgenden Sonntag Nachmittag auf dem Gaildorfer Friedhof statt, die sich zu einer wirkungsvollen Trauerkundgebung gestaltete: *Dem vom Krankenhaus ausgehenden Leichenzug, an dessen Spitze der Veteranen- und Kriegerverein marschierte, schlossen sich die hier untergebrachten Verwundeten, soweit sie ausgehen konnten, die dienstfreie Mannschaft der Bahnhofwache und ein schier unübersehbarer Zug von Leidtragenden aus Stadt und Bezirk an. Herr Stadtvikar Weiß sprach am Grabe herzliche und von warmer Vaterlandsliebe zeugende Worte über 1. Petri 5, Vers 6 und 7. Stadtpfleger Ellinger namens des Kriegervereins und zwei der verwundeten Soldaten im Auftrage ihrer Kameraden legten Kränze am Grabe nieder. So ruht nun der den Heldentod fürs Vaterland gestorbene Landwehrmann, wenn auch nicht in der Heimatgemeinde, so doch in heimatlicher Erde und es werden patriotische Kreise, voran der Krieger- und Veteranenverein, es sich nicht nehmen lassen, seine letzte Ruhestätte in Ehren zu halten*<sup>52</sup>.

### **9. Das Vereinslazarett Langenburg (Gemeindekrankenhaus und Kleinkinderschule)**

Als letztes in unserer Region wurde das Langenburger Vereinslazarett eingerichtet, das vom 18. Februar 1915 bis 15. Dezember 1918 in Betrieb war. Unterstellt war es dem Reservelazarett in Mergentheim<sup>53</sup>, leitender Arzt war Oberamtsarzt Dr. Haffner. Das Pflegepersonal bestand aus zwei Haller Diakonissen, ein bis zwei Helferinnen, einer Köchin, einem Dienstmädchen und einem militärischen Rechnungsführer.

Vorausgegangen war am 22. September 1914 eine Bürgerversammlung, in der die Einwohner von Langenburg die Einrichtung eines Lazaretts im Kleinkinderschulgebäude, dem Leopoldinum, benannt nach der Stifterin, der Fürstin Leo-

50 Ebd.

51 Der Kocherbote, Nr. 215 vom 12. September 1914.

52 Der Kocherbote, Nr. 216 vom 14. September 1914.

53 Jahresbericht 51, 1914/15 (wie Anm. 38), S. 81.



Abb. 15 Vereinslazarett Langenburg im „Leopoldinum“ (Stadtarchiv Langenburg)

poldine zu Hohenlohe-Langenburg, und im Gemeindekrankenhaus befürworteten. Die Durchführung lag beim gemeinschaftlichen Amt. Mit den von den Einwohnern Langenburgs sowie aus dem gesamten Oberamt Gerabronn unentgeltlich zur Verfügung gestellten Einrichtungsgegenständen wie Betten, Nachttische, Tische, Stühle, Schränke etc. konnten in den Räumen des Leopoldinums ein Krankenzimmer mit 24 Betten, ein Operationsraum, ein Schwesternzimmer und ein Zimmer für den militärischen Rechnungsführer zur Verfügung gestellt werden.

Für die Umnutzung waren kleinere Um- bzw. Einbauten notwendig. In den beiden Sälen des Leopoldinums wurden je drei Klingeldrucker angebracht mit zusammen 21 Meter Klingelleitung. Der Installateur Friedrich Schmid verpflichtete sich, die transportable Druckknöpfe und die Leitung nach Leerung des Lazarett wieder kostenlos zu übernehmen, die Anlage abzumontieren und das Material zurückzunehmen. Ebenfalls brachte er an den Abort ein Schloß an<sup>54</sup>.

Im Gemeindekrankenhaus selbst wurden in vier Zimmern zehn Betten bereitgestellt. Die Küche in der früheren Rößlerschen Wohnung wurde von Albert Beck überlassen, alternativ dazu stand dafür aber auch der Gartensaal vom Gasthaus „zur Post“ zur Verfügung. So ausgestattet, war das Vereinslazarett in der Lage, insgesamt 34 verwundete Soldaten aufzunehmen<sup>55</sup>. Zur Kennzeichnung der bei-

54 StAL L LA 762.

55 StAL L LB 26. Die Kleinkinderschule mit Schwesternwohnung zog in ihr früheren Domizil bei Friedrich Schmid um, das Gebäude war von diesem unentgeltlich überlassen wurde. Die bisher im

den Gebäude als Einrichtungen des Roten Kreuzes waren am 24. Februar 1915 noch 6 Meter weißer und 5 Meter roter Fahnenstoff gekauft worden<sup>56</sup>.

Der Lazarettbetrieb war unter Garantie der Gesamtgemeinde auf eigene Rechnung durchzuführen und alles, was zum Betrieb der Lazarette nötig war, wurde vor Ort angeschafft. Die zur Verwaltung eingesetzte Kommission bestand aus dem Oberamtsarzt Dr. Haffner, Dekan Schönhut, später Pfäfflin, Stadtschultheiß Broß und Kaufmann Albert Beck als Kassier. Der Württembergische Landesverein vom Roten Kreuz bezahlte dem Lazarett für jeden Verpflegungstag anfangs 3 Mark, zuletzt 3 Mark und 85 Pfennig. Aus dieser Vergütung mussten sämtliche Unkosten für Arzt, Apotheke, Unterbringung und Verpflegung bestritten werden.

## 10. Privatpflegestätten

Von den Bezirksvertretern des Roten Kreuzes, in der Regel dem Oberamtmann, ergingen in der Lokalpresse Aufrufe, Privatpflegestätten für verwundete und kranke Soldaten anzubieten. Privatpflegestätten sollten die Vereins- und Reservelazarette entlasten, damit diese in die Lage versetzt wurden, neue Patienten aufnehmen zu können. Angesprochen wurden Familien, aber auch allein stehende Frauen, welche bereit waren, kranke oder verwundete Soldaten in ihre Wohnungen aufzunehmen und zu pflegen. Diese Personen mussten „vollständige Gewähr für die ordnungsgemäße Pflege der Aufzunehmenden“<sup>57</sup> garantieren. Bei den Privatpflegestätten, insbesondere, soweit es sich nur um einzelne Betten handelte, wurde in der Regel Unentgeltlichkeit vorausgesetzt, jedenfalls waren *unentgeltliche Angebote in erster Linie zu berücksichtigen*.<sup>58</sup>

Als Kandidaten für diese Privatpflegestätten kamen vor allem *Wiedergenesende, die einer ärztlichen Behandlung nicht mehr bedurften*<sup>59</sup>, in Betracht. Von dem Transport, der am 7. September 1914 in Gaildorf angekommen war, wurden 37 Verwundete mit Fuhrwerken und Kraftwagen von den Vertreterinnen und Vertretern des Roten Kreuzes, welche durch den Helferinnenkurs und Mannschaften der Freiwilligen Feuerwehr unterstützt wurden, in das Krankenhaus gebracht, 23 in Privatquartiere: Bauer, Privatiers Witwe (2); Karl Bühl, Apotheker (1); Finanzrat Eisenhut (2); Fink, Forstmeister (2), Theodor Hayet, Kaminfeger (1); Kaufmann Herold (2); Forstmeister Kober (1); Wilhelm Lustenauer, Fabrikant (1); Bankkassier Pfizer (1); Graf Pückler (2); Buchdruckereibesitzer Schwend

oberen Saal des Kleinkinderschulgebäudes untergebrachte Arbeitsschule wurde im Einverständnis mit dem Gemeinderat in das Sitzungszimmer verlegt.

56 StAL L LA 762.

57 Mobilmachungsbüchlein für die Ortsvorsteher. Vom 24. Januar 1905, Nr. 1156, Stuttgart 1905, S. 45.

58 StA G C0 2 /2116.

59 Der Vaterlandsfreund, Nr. 212 vom 11. September 1914.

(2); Bezirksfeldwebel Steuer (2); Oberrentamtmannt Strenger (2); Katastergeometer tag (2); Oberamtsarzt Teufel (2).<sup>60</sup>

## 11. Pflegepersonal

Der Krankenpflegedienst in den Lazaretten erfolgte nach den Bestimmungen der Friedens-Sanitäts-Ordnung aus dem Jahr 1891<sup>61</sup>, die u.a. den Bedarf an Krankenpflegepersonal und die Verteilung des Krankenpflegepersonals auf die Stationen sowie dessen Dienstverhältnisse regelte. Nach der „Dienstanzweisung für die in den Lazaretten des Heimatgebiets beschäftigten Krankenschwestern und das sonstige weibliche Lazarettpersonal“ vom 11. April 1917<sup>62</sup> bestand die Aufgabe der im Lazarettendienst stehenden Schwestern in der Krankenpflege und den damit unmittelbar verbundenen Verrichtungen. Für jedes Lazarett wurde vom Mutterhaus oder, soweit ein solches nicht in Frage kam, vom Landesverein vom Roten Kreuz eine leitende Schwester aufgestellt. Sie führte die Dienstaufsicht über das gesamte weibliche Lazarettpersonal wie die Abteilungsschwestern, Hilfsschwestern, Helferinnen und Hausdienerinnen.

Zur Unterstützung der ausgebildeten Krankenschwestern war man auf Hilfspflegerinnen und Helferinnen angewiesen. In allen vier Oberämtern, also Crailsheim, Gaildorf, Gerabronn und Hall, wurden Mitte August 1914 Kurse zur Ausbildung von Helferinnen für die Krankenpflege angeboten. Eine Helferin sollte das 20. Jahr zurückgelegt haben, die Reichsangehörigkeit besitzen, sittlich unbescholten, gesund und kräftig sein und sich verpflichten, im Kriegsfall mindestens drei Monate lang als Helferin dem Roten Kreuz im Heimatgebiet zu dienen<sup>63</sup>.

In Schwäbisch Hall hatten die beiden Hausärzte schon am 6. August einen dreiwöchigen Krankenpflegekurs durchgeführt, *bei dem theoretische Vorträge mit praktischen Übungen wechselten*<sup>64</sup>. An diesem Kurs nahmen 70 Frauen und Fräulein von hier und auswärts teil. Nach dem Kurs traten 37 Helferinnen in der Diakonissenanstalt ihren Dienst an, fünf im Vereinslazarett „Städtisches Krankenhaus“, während 23 Frauen unter Leitung einer Diakonissin bei der Verbands- und Erfrischungsstation auf dem Bahnhof eingesetzt wurden<sup>65</sup>.

Die Krankenhäuser, Reservelazarette und Vereinslazarette benötigten für die Pflege verwundeter Soldaten immer mehr Personal und baten die Diakonissenanstalt Hall ständig um zusätzliche Schwestern. Aber auch von den freiwilligen Sanitätskolonnen konnten je nach Bedarf Krankenpfleger angefordert werden.

60 Der Kocherbote, Nr. 211 vom 8. September 1914.

61 HStAS M 1/8 Bü 173.

62 Ebd.

63 Der Vaterlandsfreund, Nr. 187 vom 13. August 1914.

64 *Weißer* (wie Anm. 27), S. 3–11.

65 Ebd.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr stiegen auch die Anforderungen, welche an die Körperkräfte der Krankenschwestern gestellt wurden. Ende Januar 1918 setzte sich in Berlin der Staatssekretär des Kriegsernährungsamts dafür ein, *diejenigen Berufsschwwestern, welche nicht in Krankenhäusern, Lazaretten und dergleichen verpflegt werden, als Schwerarbeiterinnen anzuerkennen*<sup>66</sup>.

## 12. Alltag im Lazarett

*Die hiesigen Lazarette Diakonissenanstalt und Städt. Krankenhaus erhielten heute [16. März 1916] nachmittag unerwartet den Besuch Ihrer Majestät der Königin. Die hohe Frau machte in der Diakonissenanstalt einen Rundgang in den drei Gebäuden des Lazarettts, besprach sich huldvoll mit den Verwundeten über ihre Heimat, Verwundung, Truppenteile, freute sich über den schönen Aufenthalt den die Soldaten bei dem warmen Frühlingssonnenschein in den Gartenanlagen der Diakonissenanstalt gehend, sitzend, liegend genießen, sowie über die gemütliche Tagräume. Auch der Arbeit der Schwestern brachte sie in Besprechung mit einzelnen Schwestern lebhaftes Interesse entgegen. Ueber eine Stunde weilte der hohe Besuch in der Anstalt. Die Soldaten waren hocheifrig über die leutselige Teilnahme der Königin an ihrem Ergehen. An die Besichtigung des Lazarettts in der Diakonissenanstalt schloß die Königin den Besuch des Lazarettts im Städt. Krankenhaus an, woselbst sie sich wieder mit vielen der Verwundeten in freundlicher Weise unterhielt, sowie die Einrichtungen des Lazarettts besichtigte. Hocheifrig von dem was die Königin in beiden Anstalten gehört und gesehen, trat sie dann sofort wieder die Rückfahrt an. Leider hatte die Zeit nicht gereicht, um auch die Lazarette im Brenzhaus und im Fabriksaal Held u. Teufel zu besichtigen*<sup>67</sup>.

Solche eher seltene Ereignisse brachten Abwechslung in den Alltag der Vereinslazarette. Nach den Schilderungen in der Lokalpresse und den Berichten der Haller Diakonissenanstalt könnte man den Eindruck gewinnen, dass die Patienten sich wie im Urlaub fühlten und ihre Tage ausgefüllt mit Lesen, Spielen und Spazierengehen verbrachten.

Bibliotheken sowie mehrere Freixemplare der regionalen als auch überregionalen württembergischen Zeitungen wie der Schwäbische Merkur, das Neue Tagblatt und die Süddeutsche Zeitung standen zur Unterhaltung der Verwundeten zur Verfügung. In Hall boten die Aufenthaltsräume im Krankenhaus, Mutterhaus und Johanniterhaus Gelegenheit zum Lesen, außerdem zu *gemeinsamen Spielen und reichlichem Rauchen. Jetzt im Sommer wird das Spazierengehen, Liegen und Sitzen im Garten fleißig geübt, ebenso das Kegelspiel. Unser großes Anwe-*

66 StA G C0 2 /2116.

67 HT Nr. 64 vom 17. März 1916, S. 4.



Abb. 16 und 17 Besuch der Königin Charlotte von Württemberg im Vereinslazarett Crailsheim (Stadtarchiv Crailsheim F 526 und F 529)

*sen außerhalb der Stadt ermöglicht kleinere und größere Spaziergänge eben und bergan, durch Wald und Flur*<sup>68</sup>.

Abwechslung boten die Feste und Feiern im Jahresablauf: Ostern und Weihnachtsfeiern, des Kaisers und des Königs Geburtstage, Bismarcks 100. Geburtstag, die Hindenburgfeier usw.: *Chöre der Schwestern, patriotische Lieder der Soldaten im Chor und gemeinsam, Ansprachen, Gedichte, Klavier- und Violinstücke, Vorträge auf Hand- und Mundharmonika brachten reiches Leben in diese gemeinsame Feiern. Immer hatten sich Spender gefunden, die Zigarren und das festliche Getränke zur Verfügung stellten*<sup>69</sup>.

Auch in Gaildorf war man für jede Abwechslung dankbar. Zum Geburtstag König Wilhelms II. am 25. Februar sollte das Vereinslazarett in Gaildorf Besuch von der Volksschule Laufen am Kocher erhalten. Der Besuch wurde aber auf den 12. März 1918 verschoben. Über 80 Schulkinder unter Führung des Hauptlehrers Bubeck besuchten das Lazarett: *Neben reichen Gaben, mit denen sie unsere hiefür sehr dankbaren Patienten bedachten, brachten die kleinen Gäste eine ganze Reihe von Liedern und sehr hübschen Deklamationen zum Vortrag, was für unsere ans Zimmer gefesselten Krieger eine sehr willkommene Abwechslung bedeutete und viel Freude machte*<sup>70</sup>.

Sylvester 1917 in Gaildorf: *In kleinem Rahmen, aber in gediegener Form feierten auch dieses Jahr wieder die Verwundeten des hiesigen Lazaretts den Wechsel des Jahres. Kurz ist die Spanne Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr und doch war es der Bezirksvorsitzenden des Roten Kreuzes, Frau Reg-Rat Majer, erneut möglich, die Verwundeten bei diesem Anlaß durch allerlei kleine Geschenke zu erfreuen. Beim landesüblichen, gut mundenden Silvestergetränk vereinigten sich die Verwundeten, um sich unter deklamatorischen und gesanglichen Darbietungen, bei welchen letzteren namentlich die verdiente Handfertigungslehrerin des Lazaretts, Frln Sofia Majer, mitwirkte, im Glanze der aufs neue erstrahlenden Christbaumkerzen, vom alten Jahr zu verabschieden. Rückblickend auf das vergangene Jahr gab Herr Oberamtspfleger Noller in längerer gehaltvoller Ansprache vornehmlich den Gefühlen des Dankes, von denen wohl jeder Feldgraue, der sich im hiesigen Lazarett befand, erfüllt ist, Ausdruck, dankte allen, die mit der Pflege der Verwundeten betraut sind und auch denen, die in irgendwelcher Art und Gestalt ihre wohlgemeinte Gesinnung gegenüber den Soldaten gezeigt haben, besprach unsere militärische Lage im vergangenen Jahr und wünschte, in kurzem Ausblick auf das Jahr 1918, daß es das Jahr des allgemeinen Friedens werden möge*<sup>71</sup>.

68 *Weißer* (wie Anm. 29).

69 *Ebd.*

70 Der Kocherbote vom 13. März 1918. Bereits wenige Wochen zuvor waren schon Schulkinder aus Frankenberg, ebenfalls mit „herrlichen Liebesgaben“ zu Besuch im Vereinslazarett gewesen (*ebd.*).

71 Der Kocherbote Nr. 3 vom 4. Januar 1918.



*Abb. 18 Verwundete aus dem Lazarett vor dem Haus Lindner,  
Spitalstraße 19, in Crailsheim, Sommer 1915  
(Stadtarchiv Crailsheim Sammlung N 17 Lindner/Wurst & Vögele)*

### 13. Kaffeekränzchen und Wirtshausverbot

Soweit es sich mit den ärztlichen Anordnungen und dem Gesundheitszustand vereinbaren ließ, genossen die Verwundeten in den Lazaretten selbst weitgehende Bewegungsfreiheit. Wer aber Ausgang wollte, musste beim Chefarzt des Lazarettts die Genehmigung hierzu einholen. Neben dem Gesundheitszustand spielte die äußere Erscheinung eine Rolle, so zum Beispiel dass Uniform und Verbandsmaterial in Ordnung waren, aber auch die Art der Verwundung. Doch scheinen Konflikte nicht ausgeblieben zu sein. Am 3. Dezember 1914 wurde dem Polizeiwachtmeister Weller und dem stellvertretenden Schutzmann Arnold von Gaildorf eröffnet, dass die im Vereinslazarett untergebrachten verwundeten Kriegsteilnehmer nur zu festgelegten Zeiten Ausgang hätten, nämlich am Dienstag, Donnerstag und Samstag, je nachmittags von 15.00 bis 17.00 Uhr und dass ihnen der Besuch von Wirtschaften verboten sei. Zum Kirchgang wurde grundsätzlich am Mittwoch Abend Ausgang gewährt. Zuwiderhandlungen gegen diese Anordnung waren von der Polizei zufolge Anordnung des Königlichen Generalkommandos dem Stadtschultheißenamt zu melden<sup>72</sup>. Das Wirtshausverbot schien sich jedoch nicht durchsetzen zu lassen. Am 1. Februar 1915 machten *unliebsame Vorkommnisse es zur zwingenden Notwendigkeit, den Inhabern der*

72 StA G C0 2 /2116.



*Abb. 19 Gruppenfoto aus dem Vereinslazarett Crailsheim  
(Stadtarchiv Crailsheim F 941)*

*hiesigen Wirtschaften zu eröffnen, dass die Abgabe alkoholischer Getränke an verwundete Militärpersonen, welche im Krankenhaus untergebracht sind, nicht gestattet ist*<sup>73</sup>. Den Wirten drohte bei Verstößen gegen diese Anordnung eine Bestrafung.

Häufig wurde den Angehörigen aus dem Lazarett ein Gruppenbild der Lazarettinsassen sowie den Krankenschwestern und Krankenpflegern geschickt. Man sieht stets gepflegte Männer, die einen gesunden Eindruck machen.

Viele tragen auch Uniform, wie auf der Fotografie aus Schwäbisch Hall, was den Eindruck vermittelt, diese seien doch gar nicht so krank. Seltener werden Männer mit amputierten Armen und Beinen oder auch mit Krücken dargestellt.

#### **14. Die Kriegsinvaliden**

*Die meisten konnten ihre volle Heilung finden. Freilich mußten manche als Kriegsinvalide den Gedanken an Wiederausmarsch völlig aufgeben, so schwer es ihnen wurde. Einer hoffte immer noch, daß er nach Verlust eines Beins wenigstens als Flieger noch mitkämpfen könne. Ein anderer zog mit vollem Humor einbeinig aus dem Lazarett: „Die Franzosen haben mir nichts getan. Sie haben mir nur ein Bein genommen.“ Ein dritter versuchte mit seinem einem Arm auf*



Abb. 20 Verwundete in Schwäbisch Hall. Feldpostkarte an Marie Sacco, Steinbach, vom 3.5.1915 (Stadtarchiv Schwäbisch Hall S24–194)

alle Weise, wieder Verwendung im Heer zu finden. Die meisten durften ausziehen, um neu dem Vaterland zu dienen, die einen in der Garnison, die andern im Feld. Manche zogen nach der zweiten und dritten Verwundung mit tapferem Mut wieder aus, ihren kämpfenden Brüdern zu helfen: Wir könnens doch so nicht stecken lassen. Wir müssen zusammenhelfen, daß eine Entscheidung erreicht wird<sup>74</sup>. Diese im Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt Hall 1914/15 beschriebene Kampfstimmung traf wohl nicht auf alle Kriegsteilnehmer zu. Schon am 27. Oktober 1914 hatte das Stellvertretende Generalkommando des XIII. württembergischen Armeekorps eine Verfügung erlassen, durch welche u. a. bestimmt wurde, dass die Militärbehörden streng darüber zu wachen hatten, daß Mannschaften, die sich in Lazaretten, Genesungsheimen, und Privatpflegestätten befinden, dem Dienst nicht länger entzogen werden, als ihr Gesundheitszustand es erfordert. Für scharfe Kontrolle sämtlicher im Korpsbezirk befindlichen Genesenden ist mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu sorgen<sup>75</sup>.

Zur schnelleren Genesung sollten auch so genannte Handfertigkeitenarbeiten beitragen, die vom Roten Kreuz auf eigene Rechnung vertrieben wurden: Gerne entschließen sich manche zu Handarbeiten, Waschseilstricken, Korbflechten, Knüpfarbeiten, Kerbschnitzen, Burgbauen. Recht hübsche Arbeiten sind schon geliefert worden. Auch 2 Buchführungskurse durch 2 Lehrer an der Gewerbe-

74 Weißer (wie Anm. 27).

75 Der Vaterlandsfreund Nr. 251 vom 27. Oktober 1914.

*schule, einer für kaufmännische und einer für gewerbliche Buchführung, wurden gehalten. 4 Vorträge hielt Pfarrer Dr. Gmelin aus Großgartach über Rußlands und Polens Geschichte. Der Musikverein erfreute an 2 Sonntagen durch mehrere Chöre, Ansprachen und Gedichtvorträge. Unsere Soldaten sind herzlich dankbar für alles, was ihnen zur Unterhaltung, Belehrung, Erquickung und Förderung geboten wird<sup>76</sup>.*

Der Landesverein vom Roten Kreuz richtete in den meisten Reservelazaretten Werkstätten ein, Werkzeug und Material wurde vom Roten Kreuz gestellt, die Verwundeten erhielten für ihre Arbeiten eine kleine Vergütung. Den Verkauf übernahm wiederum das Rote Kreuz.

In den Lazaretten wurden grundsätzlich vier Gruppen von Tätigkeiten angeboten: Textilarbeiten, Flechtarbeiten in Holz, sonstige Holz- und Schnitzarbeiten wie z. B. Spielwaren sowie Klebearbeiten. Ein Inventarverzeichnis für den Handfertigkeitsunterricht des Vereinslazaretts Langenburg führt alle Werkzeuge auf, die zu Knüpfarbeiten, Laubsägearbeiten, Schnitzarbeiten, Laubsägearbeiten und zur Malerei benötigt wurden<sup>77</sup>. Auch in den Rechnungen des Vereinslazaretts tauchen immer wieder Ausgaben über Holzlättchen zur Herstellung von Bilderrahmen auf<sup>78</sup>. Die produzierten Waren sollten den Beweis erbringen, *daß die Verwundeten nicht nur praktische Betätigung durch den gebotenen Handfertigkeitsunterricht erhalten, sondern auch eine gesunde Geschmackserziehung erfahren<sup>79</sup>*. Immer wieder wurde betont, wie sinnvoll eine leichte handwerkliche Betätigung für die verwundeten Soldaten sei, insbesondere auch für die einarmigen Invaliden. *Die Hauptsache dabei sei, daß die entsprechenden Bestrebungen nach ärztlichen Richtlinien in einwandfreien Bahnen gehalten würden, damit die genesenden Krieger je nach den Anforderungen ihres Gesundheitszustandes die richtige Beschäftigung fänden<sup>80</sup>*.

Eine Ausstellung der *Handfertigkeitsarbeiten* im Juli 1917 in Stuttgart lieferte angeblich den Beweis, dass es gelungen war, *den Geschmack der Soldaten zu läutern und ihnen ein sicheres Gefühl auch für Schönheitszwecke zu verschaffen<sup>81</sup>*. So sollte die Ausstellung auch dazu beitragen, *Sinn für guten Geschmack und künstlerisches Verständnis in weitere Schichten der Bevölkerung des Landes hineinzutragen<sup>82</sup>*.

76 *Weißer* (wie Anm. 27).

77 StAL L LA 762.

78 StAL L LA 762-LA 765.

79 StA G C0 2/2401.

80 22. Kriegsnummer. Mitteilungen des Württembergischen Landes-Vereins vom Roten Kreuz vom 28. Juli 1917.

81 Ebd.

82 Ebd.



Abb. 21 Handfertigkeitsunterricht in Gaildorf (Mitteilungen des Württembergischen Landes-Vereins vom Roten Kreuz. Einundzwanzigste Kriegsnummer, Jahrgang VII, Nr. 11 vom 6. Oktober 1916)

## 15. Schluss

Die Bevölkerung unsrer Region wurde durch die Errichtung von Lazaretten in den Oberämtern Crailsheim, Gaildorf, Hall und Langenburg, der Bekanntgabe regelmäßiger Verlustlisten oder nicht endenden Traueranzeigen rasch mit der Kriegsrealität konfrontiert. Die Spenden- und Opferbereitschaft blieb trotz allem lange ungebrochen, wie man den regelmäßig in der Lokalpresse veröffentlichten Sammlungsergebnissen des Roten Kreuzes entnehmen kann. Die *Verwundetenfürsorge* – auf dem Felde wie auch in der Heimat – wurde hochstilisiert zu einer vaterländischen Pflicht, für die jeder anständige Deutsche Opfer zu bringen hatte. Erst gegen Ende des Krieges machte sich in den Gemeinden allmählich Unmut über die festen Ablieferungsfristen und die rigorose Zwangswirtschaft breit, die sich in allen Bereichen des Lebens schmerzlich spürbar machte.

Auch das Verhältnis zwischen der Stadtverwaltung Hall und dem für das Lazarett verantwortlichen Sanitätsrat Dr. Otto Pfeilsticker blieb nicht konfliktfrei. Als Pfeilsticker 1916 der Stadt Verbesserungswünsche vorlegte, wurden ihm diese vom Gemeinderat verweigert, „weil die Stadtverwaltung nun an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist, insofern ihm nun auch das Armenhaus zur

Hälfte zur Verfügung steht, weitere Räume aber mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Einwohnerschaft, [...] nicht mehr bereit gestellt werden können<sup>83</sup>. Aus diesem Grund lehnte man 1917 auch den Anschluss des Krankenhauses an das Stromnetz und einen weiteren Telefonanschluß ab, „unter Bezugnahme auf das sich ergebende Defizit im Lazarettbetrieb<sup>84</sup>.

Der Forderung des Gemeinderats nach einer Verringerung der Bettenzahl infolge des Rückgangs der Belegung im Jahr 1916 wurde durch das zuständige Reservelazarett I in Heilbronn abgelehnt<sup>85</sup>. „Daraufhin wollte man in die Baracke nur noch Leichtverwundete aufnehmen, um wenigstens am Pflegepersonal sparen zu können.“<sup>86</sup> „Im Oktober 1918 gab es durch das Kriegsende gestoppte Planungen für eine weitere Lazarettabteilung mit 180 Betten, wovon 34 auf das städtische Krankenhaus entfallen sollten. Stattdessen erfolgte am 5. Dezember 1918 das Ende des Lazarettbetriebs im Krankenhaus.“<sup>87</sup>

Gegen Ende des Kriegs war auch die Verpflegung in den Lazaretten zu einem Problem geworden. Im August 1918 ging ein Gemeinderatsausschuss einer Beschwerde der Verwundeten des städtischen Vereinslazarets Hall wegen ungenügender Brot- und Kostreichung nach und stellte fest, dass die von Bäcker Dierolf gelieferten Brotlaibe nicht das erforderliche Gewicht hatten. Der Übeltäter erhielt eine Zurechtweisung. Der Krankenhausköchin Rückert hingegen fehlten Kartoffeln, um in ausreichender Menge Essen bereitzustellen<sup>88</sup>.

Die Schließung der Vereinslazarette und Genesungsheime nach Kriegsende ging rasch vonstatten. Die ersten wurden bereits im Dezember 1918 geschlossen<sup>89</sup>. Am 5. Dezember 1918 endete der Lazarettbetrieb im städtischen Krankenhaus Hall<sup>90</sup>, am 15. Dezember 1918 wurde auch das Langenburger Lazarett aufgelöst. Die in Langenburg noch vorhandenen Lebensmittel waren zum kleineren dem Diakonissenhaus Hall überlassen, zum größeren Teil aber in Langenburg selbst verkauft worden. Die sonstigen, dem Lazarett gehörenden Gegenstände, einschließlich zweier Schweine, wurden versteigert. Nachdem sämtliche Forderungen beglichen und die Gegenstände zu Geld gemacht worden waren, ergab sich ein Restvermögen von rund 27 400 Mark. Davon bestanden 4 000 Mark in zwei Reichsschuldverschreibungen zu je 2 000 Mark, 22 800 Mark wurden bei der Gewerbebank Gerabronn angelegt.

Von der Lazarettkommission und vom Gemeinderat wurde beschlossen, dass der gesamte Betrag Institutionen, Projekten und Personen zugutekommen sollte. Bedacht wurden der Württembergische Landesverein vom Roten Kreuz, die Diako-

83 Zitiert nach *Stihler* (wie Anm. 31), S. 384.

84 Ebd.

85 Ebd.

86 Ebd.

87 Ebd.

88 Ebd.

89 Mitteilungen des Württembergischen Landesvereins (wie Anm. 23), S. 27.

90 Zitiert nach *Stihler* (wie Anm. 31), S. 384.

nissenanstalt in Hall, der Bezirkswohltätigkeitsverein Gerabronn, die Schulgemeinde von Langenburg als Rechtsnachfolgerin des Leopoldinen-Vereins (zur gründlichen Instandsetzung des Gebäudes), die Diakonissenstation in Langenburg, die Kirchengemeinde Langenburg (als Beitrag zur Verbesserung der Kirchenheizung), die Kirchengemeinde Unterregenbach, die Schulgemeinde Langenburg (zu einem Turnhallen- oder Krankenhausbaufonds), die Gesamtgemeinde Langenburg zur Deckung des Abmangels beim Krankenhausbetrieb, die Eigentümer der geliehenen Betten sowie Stadtschultheiß Broß und Kaufmann Albert Beck für ihre Tätigkeit im Bereich der Verwaltung des Vereinslazarets. Und zu guter Letzt erhielt die Schulgemeinde Langenburg 6 000 Mark zur Errichtung eines Kriegerdenkmals<sup>91</sup>.

### *Abkürzungen*

HT	Haller Tagblatt
KrA SHA	Kreisarchiv Schwäbisch Hall
StA G	Stadtarchiv Gaildorf
StAL L	Stadtarchiv Langenburg, Bestand Langenburg

91 StAL L LB 26.



# Die Nahrungsmittelversorgung in Württemberg während des Ersten Weltkrieges

Von DANIEL KUHN

## Einleitung

Die Geschichte des Ersten Weltkrieges wird häufig auf die mit dem Krieg verfolgten politischen Ziele und Absichten<sup>1</sup>, auf die großen Schlachten oder schlicht den Versailler Friedensvertrag reduziert<sup>2</sup>. Alltags- und sozialgeschichtliche Fragestellungen, die seit dem Entstehen der Bielefelder Schule anerkannt sind, haben zwar wesentliche Erkenntnisse zur Geschichte und Gesellschaft hervorgebracht, allein für die Zeit des Kaiserreichs dominiert noch immer die Meistererzählung vom teils politisch rückständigen, großmannssüchtigen Kaiserreich, das mit seinem handelnden politischen und militärischen Personal das 19. Jahrhundert noch nicht überwunden hatte<sup>3</sup>. Noch ist es so, dass – darüber täuscht das Gedenkjahr 2014 hinweg – noch viele wesentliche Bereiche des Ersten Weltkrieges unerforscht sind. Insbesondere das Gebiet der Ernährung und Versorgung mit Lebensmitteln sind abgesehen von einigen wichtigen Studien zu Berlin<sup>4</sup> und Frankfurt am Main<sup>5</sup> bislang nur am Rand bearbeitet worden. So wissen wir beispielsweise wenig über die Ernährung der deutschen Soldaten im Felde<sup>6</sup> oder

1 Vgl. z. B. die Diskussion um das Septemberprogramm Bethmann Hollwegs. Georges-Henri Soutou: Die Kriegsziele des Deutschen Reiches und der französischen Republik zwischen „deutscher Sendung“ und republikanischen Werten. In: Wolfram Pyta (Hg.): Burgfrieden und Union sacrée: literarische Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich 1914 – 1933. München 2011, S. 51–70.

2 Beispielhaft sei auf die Debatte um die deutsche „Kriegsschuld“ im Rahmen der Veröffentlichung von Christopher Clarks Buch *Die Schlafwandler*. München 2012 verwiesen. Z. B. Horst Afflerbach: *Schlafwandelnd in die Schlacht – Die Deutschen tragen Schuld am Ersten Weltkrieg – aber nicht mehr als andere*. Der Spiegel 39/2013.

3 Vgl. dazu z. B. die Darstellung von Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Band 3: Von der deutschen „Doppel-Revolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1845/49–1914. München 1995 sowie Band 4: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949. München 2003.

4 George Yaney: *The world of the manager. Food administration in Berlin during World War I*. New York u. a. 1994.

5 Christoph Regulski: *Klippfisch und Steckrüben. Die Lebensmittelversorgung der Einwohner Frankfurts am Main im Ersten Weltkrieg 1914–1918* (= Studien zur Frankfurter Geschichte 60). Wiesbaden u. a. 2012.

6 Erste Auskunft gibt die zeitgenössische Publikation Fritz Hartmann: *Die Heeresverpflegung* (= Beiträge zur Kriegswirtschaft 11). Berlin 1917. Eine neue Studie zur englische Armee: Rachel Duffett: *The stomach for fighting. Food and the soldiers of the Great War*. Manchester 2012.

über die regionalen Besonderheiten der Ernährung an der „Heimatfront“<sup>7</sup> Die Ernährungslage war allerdings von entscheidender Bedeutung für die Kriegsfähigkeit der europäischen Gesellschaften. Denn wenn die Menschen mit der Beschaffung und Zubereitung von Nahrungsmitteln beschäftigt sind, können sie weniger in der kriegswichtigen Produktion eingesetzt werden. Auch die Produktivität in Industrie und Landwirtschaft sinkt bei einer zu geringen Kalorienzufuhr der Arbeiterinnen und Arbeiter überproportional. Ebenso leidet die Moral der kriegführenden Gesellschaft, wenn die Nahrungsmittelversorgung nicht ausreichend gewährleistet ist. So warnte 1915 die Armee: *Wie überaus ernst die Frage der Lebensmittelteuerung vom Standpunkt der Armee zu beurteilen ist. Ich kann daher nur wiederholt darum bitten, mit allem Nachdruck auf eine beschleunigte Milderung oder Beseitigung der Mißstände [...] hinzuwirken. [...] Die Entwicklung der Preise [...] bedeutet [...] eine äußerst schwere Gefährdung der militärischen Interessen. Es handelt sich dabei unter anderem auch um die ausreichende Ernährung des Heeres von Arbeitern auf allen Gebieten der Kriegsindustrie. Wenn auch bisher die Erhöhung der Löhne hingereicht hat, die Steigerungen der Lebensmittelpreise einigermaßen auszugleichen, und auf diese Weise die größere physische Anspannung der Arbeiter durch bessere Ernährung ermöglicht [...] so sind doch in letzter Zeit, die Preise doch derart weit gestiegen, daß selbst die hohen Geldlöhne kaum ausreichen, das unerläßliche Mindestmaß an Lebensmitteln zu sichern*<sup>8</sup>. Die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung war im Ersten Weltkrieg also kriegsrelevant und neben der Rüstungsproduktion die wahrscheinlich wichtigste Ressource einer kriegführenden Gesellschaft, sie ist zumindest aber eine Vorbedingung für das Aufrechterhalten der kriegsrelevanten Produktion. Der Volksmund drückt dies mit dem später entstandenen Spruch: „Ohne Mampf kein Kampf“<sup>9</sup> treffend aus.

Am Beginn des Weltkrieges schienen sich die zuständigen Stellen mit der Mobilmachung noch keine Gedanken um die Problematik der Lebensmittelversorgung gemacht zu haben. Die offenkundige Unfähigkeit des administrativen und politischen System, die Nahrungsmittelversorgung angemessen, gerecht und effizient zu organisieren, führte letztendlich zu Destabilisierung und Delegitimierung des politischen Systems, so dass die mangelnde Nahrungsmittelversorgung schließlich den Zusammenbruch des Kaiserreiches mitverursachte.

Um den Umgang mit der Nahrungsmittelversorgung während des Ersten Welt-

7 Obwohl der Begriff „Heimatfront“ umstritten ist und erst 1916 in England auftauchte, beschreibt er die Situation hinter der Front und die Zusammenhänge von Armee und Zivilgesellschaft treffend. Die Implikation, die Daheimgebliebenen zu Mitkämpfern zu machen, bleibt dabei natürlich ausgeklammert.

8 HStAS M 1/8 Bü 1296, 31 17. Oktober 1915.

9 Angeblich kam dieser Spruch erst in der Bundeswehr ab den 1960er Jahren in Gebrauch. [http://www.deutschesheer.de/portal/a/heer!/ut/p/c4/NYzBCsIwEET\\_aLcVtOLNIoI96FHRLW3WJpg-mYbtpL368qeAMzGEeM\\_jEbK9mOyixwSuHD2x7e-gWMEQM6i2JnIMpeE0shkbyPzJJrmUOD-KIG6lJvwKgU5UVOL9SRi3hfvzVBHzzJmkJebM6BleRhDCXuJYk5E7Aa26i81cW2-Kv8VO2ubpp9tbczzeM43j8AhPF1Qw/](http://www.deutschesheer.de/portal/a/heer!/ut/p/c4/NYzBCsIwEET_aLcVtOLNIoI96FHRLW3WJpg-mYbtpL368qeAMzGEeM_jEbK9mOyixwSuHD2x7e-gWMEQM6i2JnIMpeE0shkbyPzJJrmUOD-KIG6lJvwKgU5UVOL9SRi3hfvzVBHzzJmkJebM6BleRhDCXuJYk5E7Aa26i81cW2-Kv8VO2ubpp9tbczzeM43j8AhPF1Qw/) (Zugriff am 1. Januar 2015).

krieges bewerten zu können, wurden zwei Quellenbestände herangezogen. Zum einen die Akten im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, die vor allem die Quellen auf Landesebene, insbesondere die der Ministerien und der Landespreisstelle, überliefern sowie zum anderen die Akten der Oberamtsstadt Schwäbisch Gmünd, die als Zentralort für Nordostwürttemberg eine wichtige Rolle einnimmt. Die Überlieferung Schwäbisch Gmünds ist recht gut und beinhaltet einige ertragreiche Quellen.

Um die Auswirkung der Nahrungsmittelverknappung und den Hunger sowie den gesellschaftlichen Umgang während der Kriegsjahre darstellen zu können, soll im Folgenden zunächst kurz die Esskultur des Kaiserreichs für den Nordosten Württembergs rekonstruiert werden. So wird deutlich, wie sehr der Krieg die Ernährungsgewohnheiten veränderte und welche Anstrengungen die staatliche Verwaltung unternehmen musste, um die Bevölkerung einigermaßen angemessen ernähren zu können.

### **Die Ernährung der württembergischen Bevölkerung am Ende des Kaiserreichs**

Die Quellenlage zur Ernährungskultur am Beginn des 20. Jahrhunderts ist recht dünn und die Forschung hat sich erst in den letzten Jahren eingehender mit diesem Thema befasst. Grundlegende Darstellungen zur deutschen Ernährungskultur im Kaiserreich und Ersten Weltkrieg stehen allerdings noch aus. Täuschen lassen darf man sich z.B. nicht von den damals gedruckten Kochbüchern, die für ein breiteres Publikum Rezepte bereithielten. Die gedruckten Kochbücher richteten sich so an ein eher bürgerliches Publikum, dies zeigt nicht zuletzt die Rezeptauswahl, die Verwendung besonderer, seltener bzw. teurerer Zutaten<sup>10</sup> und die meist schon im Titel angesprochene „Hausfrau“, die eher die bürgerliche Küche mit Hauswirtschafterin, Köchin und Helferinnen zu organisieren hatte, als tatsächlich selbst zu kochen<sup>11</sup>. Aber auch die handgeschriebenen Kochbücher spiegeln kaum die Wirklichkeit der Nahrungskultur wider: Sie dokumentieren nicht den Stand der damaligen Küche, sondern dienten eher zum Festhalten von

10 *Der Kaffee morgens, die Reissuppe, die Nelken und der Pfeffer am Fleisch*, des Weiteren Südfrüchte, Kakao, Tee und andere Gewürze. Rosa Kempf: Was hatten wir sonst und was haben wir jetzt an Nahrungsmitteln zur Verfügung? In: *Unsere Ernährung in der Kriegszeit*. Stuttgart u. a. 1915, S. 1–19, hier S. 2. *Also man braucht nicht aus patriotischer Tugend auf alle Leckerbissen verzichten. Es ist zum Beispiel nicht nötig, am Kaviar zu sparen. Wenn wir noch russischen Kaviar in Deutschland haben, wollen wir ihn ganz aufessen. Die Reichen sollen alle Südfrüchte, Feigen, Datteln usw. ihren Kindern kaufen. Nur sollen diese Dinge nicht als Leckerei, sondern als Bestandteil der Hauptmahlzeiten gegessen werden.* Rosa Kempf: Wie können wir mit dem Vorhandenen auskommen? In: Ebd., S. 20–40, hier S. 35.

11 Das bekannteste Beispiel ist sicherlich Katharina Prato: *Die süddeutsche Küche*. Graz <sup>40</sup>1907. Vgl. zur Stellung der bürgerlichen Frau im Kaiserreich Sylvia Schraut: *Bürgerinnen im Kaiserreich (= Mensch-Zeit-Geschichte)*. Stuttgart 2013.

Unbekanntem, Neuem oder Außergewöhnlichem<sup>12</sup>. Die Grundrezepte der Alltagsküche waren so bekannt, dass sich ein Aufschreiben nicht lohnte. Diese Rezepte wurden eher durch die tägliche Praxis über die Generationen „vererbt“. In kaum einem anderen Jahrhundert hat sich die Esskultur so grundlegend gewandelt wie im 20. Jahrhundert<sup>13</sup>. Der Speisezettel des neuen Jahrtausends hat kaum mehr etwas mit der Küche des Kaiserreichs zu tun, vielmehr ereignete sich während des 20. Jahrhunderts eine stille Ernährungsrevolution: Spätestens mit der „Fresswelle“ der 1960er Jahre veränderte sich der Speisezettel der Bevölkerung grundlegend und nachhaltig: Insbesondere der Fleischkonsum stieg enorm an und veränderte die in weiten Teilen gängige Ernährung grundlegend. Gleiches gilt für das Nahrungsmittel Brot, das zuvor meist nur als Beilage diente und in Form des Butterbrotes im „Wirtschaftswunder“ unverzichtbar wurde. Verdrängt wurden dadurch die seit dem Mittelalter gängigen Breie und Suppen<sup>14</sup>, die jahrhundertlang Bestandteil der schwäbisch-württembergischen Küche waren. Will man die Ernährung im kaiserzeitlichen Württemberg nachvollziehen<sup>15</sup>, muss also zunächst grob zwischen bürgerlich-städtischer und ländlich-bäuerlicher Küche unterschieden werden<sup>16</sup>. Daneben gab es zahlreiche Mischformen wie die „Arbeiterküche“, die sich zwar eher an der bürgerlichen Küche orientierte<sup>17</sup>, sich die Zutaten aber meist nicht leisten konnte und aus Kosten- und Zeitgründen<sup>18</sup> auf die Produkte der beginnenden Nahrungsmittelindustrie sowie die vergünstigt abgegebenen Lebensmittel der in den meisten Städten entstehenden Konsumvereine angewiesen waren. Liebigs Fleischextrakt, Maggis Brühwürfel und Knorrs Suppen fanden mit der zunehmenden Mechanisierung des Arbeitsprozesses und der langen und genau abgerechneten Arbeitszeit eine nun entstehende Konsumgruppe<sup>19</sup>. Hilfsmittel wie ein Eis- oder später Kühlschrank, elekt-

12 Walter *Hampele*: Essen und Trinken auf einem Hohenloher Bauernhof. Erinnerungen aus der Zeit zwischen den Weltkriegen (= Zeugnisse aus Hohenlohes Vergangenheit 2). Schwäbisch Hall 1988, S. 4.

13 Vgl. zur Esskultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Maren *Möhring*: Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland. München 2012.

14 *Hampele* (wie Anm. 12), S. 33 f. *Kempff* (wie Anm. 10), S. 50.

15 Vgl. dazu Utz *Jeggle*: Essen in Südwestdeutschland. Kostproben der schwäbischen Küche. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 82 (1986), S. 167–186.

16 Vgl. zur Konsumstruktur Hendrik K. *Fischer*: Konsum im Kaiserreich. Eine statistisch-analytische Untersuchung privater Haushalte im wilhelminischen Deutschland (= Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte Beiheft). Berlin 2011.

17 So kritisiert der Frauenverband Arbeiterinnen, die Geld für Kaffee und Bier ausgaben oder für sich und ihre Kinder zum Mittagessen nur Kaffee und Gebäck aufzischen. *Kempff* (wie Anm. 10), S. 50.

18 *Ebenso zu bekämpfen ist das Mittagessen aus Bier, Brot und Wurst, das so viele Frauen aus Bequemlichkeit einem gekochten Mittagessen vorziehen.* *Kempff* (wie Anm. 10), S. 50.

19 Dass Fertigprodukte auch in der bürgerlichen Küche durchaus Verwendung fanden, belegt diese Stelle: „Da man sich am Sonntag nicht soviel Arbeit machen will, nehmen wir zu unserer Suppe ein fertiges Produkt von Maggi“. Hermine *Kiehnle*: Wochenspeisezettel für den bürgerlichen Haushalt, unter besonderer Berücksichtigung der Kochkiste, der Verwendung der Reste und einiger weniger bekannten Nahrungsmittel. In: Unsere Ernährung (wie Anm. 10), S. 68–80, hier S. 70.

risch betriebene Rührgeräte oder ähnliches waren noch nicht verbreitet, diese Geräte setzten sich erst während der 1920er und 1930er Jahre durch. Zwar gab es einige mechanische Geräte, wie die noch heute häufig eingesetzte „Flotte Lotte“ zum Passieren, insgesamt war der „Mechanisierungsgrad“ der Küche noch recht gering.

Die bürgerlich-städtische Küche kannte einen im Verhältnis ausgeprägten Fleischkonsum, der geradezu das Kennzeichen der bürgerlichen Küche war<sup>20</sup>. Dabei ging es weniger um die Qualität des gekochten Fleisches oder die Menge, sondern vielmehr um die Tatsache, sich Fleisch überhaupt täglich oder zumindest mehrmals in der Woche leisten zu können. Ein zweites Merkmal der städtisch-bürgerlichen Küche war die Speisenfolge, die Hauptmahlzeit sollte aus drei Gängen bestehen, während zum Frühstück und Abendessen Kaffee mit Brot gereicht wurde. Wie prägend diese Art des Essens war, zeigt die Verpflegung der württembergischen Soldaten vor dem Krieg<sup>21</sup>, die genau auf diese Merkmale Wert legten, mit dem Konsum von Kaffee und Fleisch grenzte man sich von der bäuerlichen Küche ab und konnte durch diese Produkte seinen eigenen gesellschaftlichen Status demonstrieren.

Die ländliche Küche<sup>22</sup> war sehr einfach strukturiert und basierte im Wesentlichen auf dem Konsum von Mehl und Brot, wobei sie fünf Mahlzeiten, Frühstück, Mittagessen, Abendessen und zwei Vespermahlzeiten, je eine am Morgen und am Nachmittag, umfasste<sup>23</sup>. Wesentlicher Bestandteil waren einerseits Suppen, andererseits Mehlspeisen bzw. je nach Region Kartoffeln. Nach der Versorgung des Viehs am frühen Morgen gab es zumeist eine gebrennte Suppe aus Gries oder Mehl mit Brot, um halb zehn das Vesper wieder mit Brot und Käse bzw. Wurst, sofern vorhanden. Das Mittagessen bestand aus Kohlgemüse, Spätzle, die einfach so oder gebraten gegessen wurden, und etwa ein bis zwei Mal eine Fleischspeise. Nachtisch kannte die ländliche Küche nicht, Konditorenware war so gut wie unbekannt und für die Bäuerinnen und Bauern nicht erschwinglich. Nur die üblichen süßen Speisen wie Kranzkuchen/Hefezopf, Reisbrei oder Ofenschlupfer wurden immer wieder gegessen. Am Nachmittag gab es wieder ein Vesper, das im Wesentlichen aus Brot bestand und abends erneut eine Suppe, die Verwendung von Grieß- oder gar Markklößchen war wieder etwas Besonderes. Die harte Feldarbeit und die überwiegend ausgeführten landwirtschaftlichen Tätigkeiten erzeugten einen hohen Kalorienbedarf<sup>24</sup>, so dass sich in Erinnerungen

20 Ein Vorschlag für die bürgerliche Küche unter Kriegsbedingungen, die weiterhin drei Mahlzeiten und einen hohen Fleischkonsum beinhaltet in: *Kiehnle* (wie Anm. 19), S. 78 f.

21 Daniel *Kirn*: Soldatenleben in Württemberg 1871–1914. Zur Sozialgeschichte des deutschen Militärs (= Krieg in der Geschichte 46). Paderborn 2009, zugl. Univ. Diss. Stuttgart 2007, S. 152–177.

22 Vgl. dazu auch Ulrike *Eiselt-Lomb* (Red.): Bäuerliche Küche zwischen Hohenlohe und Bau-land, Krautheim 2003. Ebenso zum Folgenden *Hampele* (wie Anm. 12).

23 *Hampele* (wie Anm. 12), S. 32.

24 Während heute durchschnittlich 2000 Kilokalorien pro Person und Tag veranschlagt werden, rechneten Zeitgenossen bei schwerer körperlicher Arbeit mit bis zu 6000 Kilokalorien, was sich

häufig die Feststellung findet, dass man sich nicht satt essen konnte. Ausnahme waren die seltenen Schlachttage. Da das Fleisch nicht durch Einfrieren konserviert werden konnte, musste es schnell gegessen werden, die übrigen Teile des Tieres wurden getrocknet, gesalzen oder gedörrt. Kleinvieh, vor allem Geflügel, war die einzige Fleischspeise, die es mit Ausnahme der Fastenzeit, häufiger gab. Die dörfliche Festkultur orientierte sich am kirchlichen Festkalender, vor allem Weihnachten, Ostern und Kirchweih waren Festtage, persönliche Feste wie vor allem die Konfirmation wurden ebenfalls ausgiebig gefeiert<sup>25</sup>.

Was also auf den Tisch des kaiserzeitlichen Württembergers kam, war abhängig von der Jahreszeit und der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht, Essen war mit Prestige verbunden. Das galt sowohl im ländlichen wie im städtischen Raum, denn auch die Bauern versuchten durch Obstkuchen und Hefezopf anlässlich von Familienfeiern zu beeindrucken<sup>26</sup>. Daraus ergibt sich aber auch, dass für den Bürger bereits das Wegfallen der gewohnten täglichen Fleischspeise als Mangel erscheinen konnte, während es auf dem Land erst dann Mangel gab, wenn nicht einmal mehr Kartoffeln, die eigentlich vorrangig als Schweinefutter Verwendung fanden<sup>27</sup>, auf den Tisch zu bringen waren.

Für die Nahrungsmittelversorgung im Ersten Weltkrieg hatte diese Einstellung der Bevölkerung gegenüber Lebensmitteln die Folge, dass das plötzliche Wegfallen von Nahrungsmitteln, die man zu essen gewohnt war, als realer Mangel begriffen wurde. Dies galt z. B. für das Ausbleiben von Reis oder anderen Kolonialwaren, obwohl dieser Nahrungsmittelmangel mit Hunger als solchem noch nichts zu tun hatte. Das Ausbleiben gewohnter Nahrungsmittel war daher ein erster Schritt, die Auswirkungen des Krieges auch in der Heimat zu spüren. Anlass für das Handeln der Behörden entstand mit Kriegsausbruch aber zunächst nicht, denn die wahrgenommenen Einschränkungen ließen staatliche Eingriffe in die Produktions- und Konsumstruktur noch nicht opportun erscheinen. Diese Einschätzungen sollten sich im weiteren Kriegsverlauf als fatal erweisen. Deshalb bleibt zunächst zu fragen, wer denn überhaupt in der Verwaltung für die Nahrungsmittelversorgung zuständig war bzw. werden sollte.

unmittelbar auf die Kalkulation der benötigten Kalorien auswirkte. Eleonore *Ingelfinger*: Was braucht der Mensch zu seiner Ernährung? In: *Unsere Ernährung* (wie Anm. 10), S. 11–19, hier S. 15.

25 *Hampele* (wie Anm. 12), S. 35. *Das zeigt sich besonders bei unseren Festen, die oft in geradezu unheimlicher Weise durch Nahrungsaufnahme im großen Stil sich auszeichnen. [...] trotzdem hat es für mein Gefühl manchmal etwas geradezu Heidnisches, wie hier zur Konfirmation gebraten und gebacken wird, wie die ganze Verwandtschaft und Freundschaft bewirtet wird.* [ohne Vorname] *Lindemann*: Anpassung des Einzelhaushaltes an die jetzige Lage. In: *Unsere Ernährung* (wie Anm. 10), S. 41–67, hier S. 43.

26 *Hampele* (wie Anm. 12), S. 30 f.

27 *Ebd.*, S. 12.

### **Wer ist für die Nahrungsmittelversorgung verantwortlich? – die zuständigen Stellen der Verwaltung**

Mit der Erklärung des Zustands der Kriegsgefahr am 30. Juni und der zum 1. August 1914 erfolgten Mobilmachung rückten die aktiven Truppen ins Feld, in der Heimat übernahmen die zugleich gebildeten stellvertretenden Generalkommandos die Geschäfte. Ihnen oblag es insbesondere dafür zu sorgen, dass die Reserveregimenter aufgestellt und der Ersatz für die aktiven Regimenter an die Front verlegt werden konnten. Grundlage für das Handeln der stellvertretenden Generalkommandos war das preußische Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851<sup>28</sup>. Demnach übernahmen die stellvertretenden Generalkommandos die Aufgaben der aktiven Kommandos. Sie waren sozusagen Spiegelreferate der ins Feld kommandierten Generalkommandos. In diesem Zusammenhang waren die stellvertretenden Generalkommandos auch für den Kontakt zur Zivilbevölkerung zuständig, sie übten Zensur<sup>29</sup> aus, teilten Kriegsgefangene zum Arbeitseinsatz zu<sup>30</sup> und sorgten ab 1915 für die Beschlagnahme von Lebensmitteln<sup>31</sup>.

Für den Bereich Nordwürttemberg war das Generalkommando des XIII. (königlich württembergischen) Armeekorps zuständig, dessen Sitz sich in Stuttgart befand. Dem stellvertretenden kommandierenden General – im August 1914 war dies General der Infanterie z. D. Otto von Hügel, ab September 1914 bis 1916 General der Infanterie Otto von Marchtaler und von da an bis zum Kriegsende General der Infanterie a. D. Paul von Schaefer – unterstand die Heeresverwaltung<sup>32</sup>. Hauptaufgabe des stellvertretenden Generalkommandos war und blieb die Aufstellung und Nachführung der Ersatztruppen. Ein Eingreifen des Militärs in die zivile Nahrungsmittelversorgung unterblieb größtenteils, weil zum einen aus Sicht des Militärs die Zivilbehörden für diese Aufgaben zuständig waren und es zum anderen überhaupt keine Erfahrungen mit der Regelung dieses Bereiches gab. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 hatte so kurz gedauert, dass keine Engpässe in der Nahrungsmittelversorgung entstanden, denn die hätten verwaltet werden müssen.

Auch die württembergischen Ministerien befassten sich kaum mit der Lebensmittelversorgung. Trotz des dem Kaiserreich häufig unterstellten militärischen Charakters waren die zivile und militärische Verwaltung deutlich voneinander getrennt und die Sphären der Zuständigkeiten klar geregelt. Zwei Beispiele hierfür mögen genügen, zum einen führte die Diskussion um die Bebenhäuser Konvention, ein Vertrag über den Austausch württembergischer und preußischer Of-

28 Bernhard *Theil* (Bearb.): Findbuch M 77/1, Stellvertretendes Generalkommando XIII. AK, Stuttgart 1989, S. 1.

29 HStAS M 77/1, Bü 426ff.

30 HStAS M 77/1, Bü 895ff.

31 HStAS M 77/1, Bü 1128ff.

32 *Theil* (wie Anm. 28), S. 1.

fiziere, den der württembergische König Wilhelm II. mit dem Deutschen Kaiser abschloss, zu einer erregten öffentlichen Diskussion, weil insbesondere der württembergische Landtag seine Rechte verletzt sah. In der Sache trug die Bebenhäuser Konvention ohne Zweifel zu einer Professionalisierung des württembergischen Offizierskorps bei, doch die Sache zählte in der öffentlichen Meinung nur in zweiter Linie<sup>33</sup>. Als zweites Beispiel sei der Umgang mit Soldaten erwähnt, der in Württemberg so geregelt war, dass, wenn ein Soldat eine Verfehlung beging, sofort die militärischen Patrouillen verständigt werden mussten. Fiel ein Soldat beispielsweise in einer Gastwirtschaft wegen Trunkenheit auf, so durfte die Militärpatrouille nicht selbstständig das Lokal betreten, sondern musste auf die Polizei warten, die den Soldaten dann der Militärpatrouille übergab. Ebenso durfte, wenn sich Soldaten und zivile Burschen rauften, die Polizei die Soldaten nicht festnehmen, sondern musste auf das Eintreffen der Militärpatrouille warten. Beide Beispiele belegen also, dass die zivile wie die militärische Verwaltung einerseits alleine über ihre eigenen Belange entscheiden wollten, es aber in den Bereichen gemeinsamen Handelns klar definierte und gesetzlich verankerte Verfahrensformen gab<sup>34</sup>.

Mit dem Kriegsausbruch im August 1914 hatte sich die Situation in der Verwaltung kaum geändert, zwar trat mit dem stellvertretenden (königlich württembergischen) Armeekorps eine neue Institution auf, die aber als Nachfolger des aktiven Armeekorps keine neuen Rechte beanspruchte. Die zivilen Ministerien fühlten sich daher kaum für die militärischen Belange verantwortlich und betrachteten den Krieg als Problem, das vom stellvertretenden wie aktiven Armeekorps bzw. dem Kriegsministerium gelöst werden sollte.

Dazu kam ein weiterer Punkt, der zu dem abwartenden Verhalten der württembergischen Ministerien beitrug. Das Deutsche Reich und damit auch Württemberg konnte nur kurze Zeit einen Krieg führen, da die wirtschaftlichen und politischen Grundvoraussetzungen kaum dazu geeignet waren, länger als zwei Jahre, so schien es Ende 1914, durchhalten zu können<sup>35</sup>. Ein schneller (und erfolgreicher) Feldzug jedoch würde dazu führen, dass die grundlegenden gesellschaftlichen Bereiche überhaupt nicht geregelt werden müssten. Zeit zum Handeln war in den Ministerien also noch nicht.

33 Daniel *Kirn*: Zwischen „Verpreußung“ und souveränem Staat – die politische Kultur in Württemberg am Beispiel der Bebenhäuser Konvention. I: Daniel *Kirn* und Gerhard *Fritz* (Hg.): *Florigium Suevicum*. Beiträge zur südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Franz Quarthal zum 65. Geburtstag (= Studien zur Wirtschafts- und Landesgeschichte 12). Ostfildern 2008, S. 275–292.

34 *Kirn* (wie Anm. 21), S. 302–313.

35 So etwa Fritz *Elsas*: Grundzüge der Kriegsernährungsorganisation. In: Aufklärungsdienst in Württemberg. II. Teil: Ernährungswirtschaft. Stuttgart 1917, S. 1–23, hier S. 10: *Entscheiden für diese Schwankungen in der Wirtschaftspolitik war vor allem auch die in weitesten militärischen Kreisen herrschende Überzeugung, man werde einen verhältnismäßig kurzen Feldzug zu führen haben; mit einem mehrjährigen Krieg wurde nur in einem kleinen Kreise gerechnet, sonst wären zweifelsohne die Wirtschaftsmaßnahmen von Anfang an anders eingeleitet worden.*

Die Gemeindeverwaltungen waren dagegen vom 1. August 1914 an in den Krieg involviert. Auf Gemeindeebene liefen die Fäden der Verwaltung zusammen, sei es, dass den Gemeinden die Wehrüberwachung oblag und sie die wehrfähigen Männer an das stellvertretende Generalkommando meldeten, sei es, dass die mit Kriegsbeginn einsetzende Arbeitslosigkeit verwaltet werden, oder, dass mit fortschreitender Dauer die Nahrungsmittel bewirtschaftet werden mussten – immer oblag die Umsetzung den Gemeinden bzw. Kommunalverbänden<sup>36</sup>, also den Oberämtern, die im Wesentlichen den heutigen Landkreisen entsprechen, allerdings deutlich kleiner zugeschnitten waren. Zudem waren Städte und Gemeinden nicht nur Orte der Verwaltung, sondern gleichzeitig auch Akteure in der Lebensmittelversorgung, wenn die Städte und Gemeinden aus sozialpolitischen Gründen und zur Daseinsvorsorge Lebensmittel auf eigene Rechnung einkauften und zum Einkaufspreis oder sogar verbilligt an die Bevölkerung abgaben. Das eigentlich gut gemeinte Handeln der Städte und Gemeinden verkehrte sich so in ihr Gegenteil und führte zur Nahrungsmittelverknappung und Preissteigerung. Festzuhalten aber bleibt, dass Städte und Gemeinden sowie die Kommunalverbände die wichtigsten handelnden politischen Akteure im Ersten Weltkrieg waren, ganz dem Prinzip der Subsidiarität entsprechend.

### **Die weiteren politischen Akteure – König, Ministerpräsident, Parlament**

Die politischen Akteure Württembergs waren einerseits verfassungsrechtlich verpflichtet, gewisse Handlungen auszuführen. So musste König Wilhelm II. die Kriegserklärung Württembergs unterzeichnen, selbst wenn er – was nicht der Fall war – anderer Meinung gewesen wäre. Das württembergische Parlament beschränkte sich darauf, die preußischen Gesetze nachzuvollziehen. Eine eigenständige Rolle spielte das Parlament im Ersten Weltkrieg nicht. Der Ministerpräsident – auch nach der Kriegserklärung weiterhin Carl von Weizsäcker – erlangte ebenfalls kaum Eigenständigkeit im politischen Handeln. Seine abhängige Stellung vom König, vor allem aber sein politischer Hintergrund führten nicht dazu, eine eigenständige württembergische Politik zu verfolgen, wie dies auf Reichsebene beispielsweise Matthias Erzberger umsetzte<sup>37</sup>.

Weitere Akteure, die eine gewisse politische Relevanz im Ersten Weltkrieg erlangten, waren das Deutsche Rote Kreuz mit seinem Präsidenten und späteren letzten Reichskanzler des Deutschen Reiches Max von Baden<sup>38</sup>. Denn das DRK übernahm anstelle der öffentlichen Verwaltung die Verpflegung und Versorgung

36 Vgl. dazu August *Skalweit* / Hans *Krüger*: Die Nahrungsmittelwirtschaft großer Städte im Kriege (= Beiträge zur Kriegswirtschaft 7). Berlin 1917, vor allem S. 1–3.

37 Christopher *Dowe*: Matthias Erzberger. Ein Leben für die Demokratie (= Mensch – Zeit – Geschichte). Stuttgart 2011.

38 Zu Max von Baden vgl. Lothar *Machtan*: Prinz Max von Baden. Der letzte Kanzler des Kaisers. Berlin 2013.

der ins Feld reisenden und aus diesem zurückkehrenden Soldaten. Allerdings übernahm das DRK nicht alleine diese Verantwortung, sondern wurde häufig von den Bürgermeistern und Gemeinderäten unterstützt, die finanzielle Mittel bereitstellten, um die enormen Mengen an Sanitätsmaterial, die gebraucht wurden, bezahlen zu können<sup>39</sup>. Die Spendentätigkeit alleine reichte dazu nicht aus. Aber auch Personal in Form von Schülerinnen oder Honoratorinnen der Städte und Gemeinden übernahmen die für sie geschaffenen Ämter gerne. Allerdings erlahmte das patriotische Handeln schon nach kurzer Zeit, weil die dauernde Verpflegung der Soldaten besonders mit Bier und Tabakwaren auf Dauer schlicht nicht zu finanzieren war<sup>40</sup>.

Der kaiserzeitliche Staat versuchte weniger durch direkte politische Einflussnahme als durch Anreize und privatwirtschaftliche Initiativen die vielfältigen Probleme zu lösen. Anstatt, dass der Landtag per Gesetz die Nahrungsmittelerzeugung und -verteilung regelte, überließ man diese Aufgabe einer frühen Private-Public-Partnership aus Verwaltung, Vereinen und Verbänden sowie der Initiative privater Personen.

Eine große Frage der Nahrungsmittelbewirtschaftung im Ersten Weltkrieg war, ob nun genügend Lebensmittel zur Verfügung standen, die nur unzureichend verteilt wurden, entweder weil sie gehortet oder weil sie auf den rasch entstehenden Schwarzmärkten angeboten wurden, oder ob die Lebensmittelproduktion als solche nicht ausreichte, um die Bevölkerung mit den notwendigen und benötigten Kalorien zu versorgen. Diese Frage blieb ungelöst, da beide Bereiche, die Produktion von Nahrungsmitteln und ihre Verteilung, hinter den Erwartungen zurückblieben und der Versorgungsgrad von 1914 den ganzen Krieg hindurch nicht mehr erreicht wurde.

### **Die Nahrungsmittelbewirtschaftung während des Ersten Weltkrieges**

Im Folgenden wird die Nahrungsmittelbewirtschaftung in drei Phasen eingeteilt, um die Veränderungen während dieser Zeit feststellen zu können. Nach Kriegsausbruch fanden zunächst nur wenige Anstrengungen statt, die Nahrungsmittel zu bewirtschaften. Anfang 1915 kam es zu einer hektischen Phase der Nahrungsmittelbewirtschaftung, die die Produktion, Verteilung und Verwendung der Nahrungsmittel stark beeinflusste. 1917/18 kam es dann zum Zusammenbruch des Nahrungsmittelsystems, Hunger grassierte, erst lange nach Kriegsende normalisierte sich die Situation wieder.

39 Vgl. dazu Daniel *Kuhn*: Als der Krieg vor der Haustür stand. Der Erste Weltkrieg in Baden und in Württemberg. Stuttgart 2014, S. 43–47.

40 Ebd.

*Die erste Phase (August 1914–1915): Der Beginn der Nahrungsmittelbewirtschaftung: trügerische Ruhe und erste Maßnahmen*

Bereits kurz nach Kriegsbeginn, am 4. August 1914, beschloss der Bundesrat, während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen<sup>41</sup>. Allerdings wurden diese Maßnahmen zunächst kaum ernst genommen, die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung rechnete mit einem schnellen Ende des Krieges – sei es durch raschen Sieg oder Niederlage. Einen langandauernden Krieg konnte man sich nicht vorstellen, zu gering schienen die deutschen Ressourcen, denn schon vor dem Krieg waren Württemberg und Baden auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus dem Ausland angewiesen gewesen<sup>42</sup>. Die Vorzeichen der Nahrungsmittelversorgung waren zu Kriegsbeginn günstig, denn die Ernte war im Wesentlichen eingefahren und recht gut ausgefallen bzw. man benötigte kaum mehr Arbeitskraft, um die Arbeiten zu vollenden. Das Angebot an Getreide und Kartoffeln war im August 1914 im Gesamten gesehen ganz gut<sup>43</sup>. Da die Ernährungslage noch recht gut war, entschied man sich zur Einführung von Höchstpreisen für wichtige Nahrungsmittel als Mittel der Nahrungsmittelkontrolle. Ziel sollte es sein, dass Lebensmittel allen Bevölkerungsschichten zur Verfügung stünden, unabhängig von sozialer Lage, Einkommen und Verfügbarkeit der Nahrungsmittel. Man scheute sich allerdings grundlegende Maßnahmen einzuführen, wie das Festschreiben der Preise, die Einführung von Lebensmittelkarten und die strenge Überwachung der Nahrungsmittelerzeugung und -verteilung<sup>44</sup>. Stattdessen setzte man auf halbherzige Maßnahmen<sup>45</sup>, die auf die Einführung eines Höchstpreissystems hinausliefen, in dem aber Nahrungsmittelmengen und deren Verteilung überhaupt keine Rolle spielten. Der Preis entstand also nicht aus dem Zusammenwirken von Angebot und Nachfrage, sondern wurde willkürlich festgelegt. Damit aber war die Funktion des Preises, nämlich knappe Mengen anzuzeigen, ausgehebelt<sup>46</sup>. Diese Preisfunktion übernahm der

41 Ministerium des Inneren: Die Ernährung im Kriege. Berlin 1917, S. 17.

42 *Elsas* (wie Anm. 35), S. 4. Genaue Zahlen für verschiedene Güter in W. J. Ruttmann: Der Brotkrieg. Das deutsche Volk im Kampf um seine Ernährung. Würzburg 1915, S. 21 und S. 24. *Kempf* (wie Anm. 10), S. 4–7.

43 *So bestand im Jahre 1914, von einzelnen Höchstpreisen für bestimmte landwirtschaftliche Erzeugnisse abgesehen, die Friedensorganisation bei der Lebensmittelversorgung uneingeschränkt fort. Elsas* (wie Anm. 35), S. 10. *Für Württemberg insbesondere, das auch in guten Jahren in Friedenszeiten stets Einfuhrland gewesen war, lagen die Verhältnisse nicht minder ungünstig als in anderen Bedarfsgebieten des Reiches.* [ohne Vorname] *Mantz*: Die Lebensmittelversorgung mit Kartoffeln. In: Aufklärungsdienst in Württemberg. II. Teil: Ernährungswirtschaft. Stuttgart 1917, S. 26.

44 *Am Ende des dritten Kriegsjahres ist es leicht, zu dieser Stellung des Problems zu gelangen. Aber als der Krieg ausbrach, war man in weitesten Kreisen vollständig erfüllt von weltwirtschaftlichen Vorstellungen, und niemand vermochte den Gang nie erlebter und ungeahnter Dinge auch nur einigermaßen zu übersehen. Elsas* (wie Anm. 35), S. 9.

45 *So waren die ersten wirtschaftlichen Maßnahmen bei der Ernährungspolitik durchaus primitiver Art.* Ebd., S. 9.

46 *Dazu kam, daß die Versuche, die im Jahre 1914 zur Lösung des Preisproblems von seiten der*

nicht-regulierte Markt, der so für einen realen Preis sorgte, der die Knappheiten anzeigte und immer über den Höchstpreisen lag. In der Folge wurden die festgelegten Höchstpreise zu neuen Mindestpreisen. Denn da die Höchstpreise auf jeden Fall garantiert waren, das Nahrungsmittelangebot aber niedriger war als der Nahrungsmittelbedarf, waren die Abnehmer bereit, einen höheren Preis als die Höchstpreise zu bezahlen. Die Folge war das rasche Entstehen und die Ausdehnung des Schwarzmarktes, die mit der Einführung Höchstpreissystems einherging.

Eine effiziente Lebensmittelverwaltung hätte drei Teilbereiche erkennen und überwachen müssen: die eigentliche Nahrungsmittelproduktion, das Erkennen von Mangel sowohl auf der Ebene der Gemeinden, Städte und Regionen als auch in bestimmten gesellschaftlichen Gruppen (Arme, Alte, Alleinerziehende, Arbeiter etc.) sowie drittens die angemessene und „gerechte“<sup>47</sup> Verteilung der rationierten Lebensmittel. Zu einem solchen koordinierten Programm aber war weder die ministerielle, noch die lokale Verwaltung in der Lage. Im Ganzen findet sich in der Verwaltung das Denkmuster des Kabinettskriegs vor, in dem die Rekrutierung und Versorgung der Truppen relevant ist, weitergehende Fürsorge für die Bevölkerung (noch) nicht als wichtig erkannt wurde. Ein Ergebnis des Ersten Weltkrieges ist dann auch die Anerkennung der großen Bedeutung der „Heimatfront“, auch wenn diese natürlich auch in früheren Kriegen bereits relevant gewesen war, wie der Amerikanische Bürgerkrieg bewiesen hatte.

Daher waren die Städte und Gemeinden die ersten Ansprechpartner für die Nahrungsmittelversorgung, denn sie waren am nächsten am Bürger und am meisten durch die Verwaltungsaufgaben betroffen, die Arbeitslosigkeit, Hunger und Unterkunft für Bedürftige lindern sollten<sup>48</sup>.

In verwaltungstechnischer Hinsicht wurden die Höchstpreisbestimmungen rasch verwirklicht. So wurde die Entscheidung des Bundesrates zunächst im Württembergischen Staatsanzeiger publiziert und dann in den Kommunen umgesetzt<sup>49</sup>. Kernstück dieser Verordnung war, dass sich Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern, zu Kommunalverbänden erklären konnten, die in den folgenden Jahren die Nahrungsmittelversorgung in die Hand nehmen würden. War eine Gemeinde zu klein, um selbst als Kommunalverband zu gelten, wurden Bezirke gebildet, die auch gemeindeübergreifend den Kommunalverband gründen konnten.

Gleichzeitig verursachte das Höchstpreissystem einen enormen Verwaltungsaufwand. Denn die Höchstpreise korrekt festzusetzen, war nahezu unmöglich, weil das Produkt in unterschiedlichen Qualitäten vorliegen konnte. So beschäftigte

*Verwaltung unternommen wurden, vielfach dilettantisch und ohne Kenntnis der inneren Zusammenhänge des Wirtschaftslebens, der Handelstechnik und der engen Verflechtung aller landwirtschaftlicher Produktionsvorgänge gemacht wurden.* Ebd., S. 9.

47 Gerechtigkeit kann unterschiedlich definiert und interpretiert werden, Bedarfsgerechtigkeit, Leistungsgerechtigkeit oder eben Verteilungsgerechtigkeit.

48 *Elsas* (wie Anm. 35), S. 21.

49 Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd (künftig StAGD) 1334, Gemeinderatsprotokoll.

sich der Gemeinderat von Schwäbisch Gmünd mit der Frage<sup>50</sup>, wie die einmal eingeführten zwei Qualitäten von Reis, einer guten und einer weniger guten, mit Höchstpreisen zu versehen seien. Denn die Qualität zwischen beiden Reissorten unterschied sich kaum und sei nicht erkennbar. Die Stadt subventionierte den Reis aber aus eigenen Mitteln, um auch ärmeren Einwohnern den Reisbezug, z. B. zum Kochen der üblichen Reissuppe, zu ermöglichen. 1915 wurden schließlich zur Vereinfachung und Begrenzung der städtischen Verluste die beiden Reisqualitätsstufen aufgehoben und durch nur noch eine ersetzt, die statt 25 und 58 Pfennig nun noch 50 Pfennig kostete und den Verlust der Stadt auf 0,9 Pfennig pro kg begrenzte. Insgesamt wurden 1915 so 3000 Zentner Reis an die Stadtbevölkerung Schwäbisch Gmünds abgegeben<sup>51</sup>. Die Alternative, auf dem Nahrungsmittelmarkt nicht zu intervenieren, war aber auch nicht besser, so seien wie das Stadtschultheißenamt Aalen beklagt, *Schweineschmalz und Kunstspeisefett im freien Handel und damit wilder Spekulation überlassen*<sup>52</sup>. Ebenso kompliziert war die vorhandene Menge der bewirtschafteten Güter festzustellen, so wurde der Bezirk und die Stadt Schwäbisch Gmünd in nicht weniger als 81 Zählbezirke eingeteilt, die mitzuteilen hatten, wie viel Mehl von welcher Sorte vorhanden war<sup>53</sup>.

Wie schwierig die „angemessene“ Versorgung mit Lebensmitteln bereits in der Anfangsphase des Ersten Weltkrieges war, verdeutlicht ein weiteres Beispiel aus Schwäbisch Gmünd. So fehlten nach Kriegsbeginn Kakao und Maccaroni. Beliebte waren die Nudeln als Süßspeise, Kakao trank man gerne am Morgen. Beide Lebensmittel waren eher in der oberen Gesellschaftsschicht Schwäbisch Gmünds verbreitet. Es handelte sich um Prestigenahrungsmittel, die man nicht zum Überleben benötigte, mit deren Hilfe man aber seinen sozialen Status demonstrieren konnte. Es verwundert daher nicht, wenn ein Angebot zur Lieferung von Maccaroni an den Gemeinderat herangetragen wurde<sup>54</sup>. Allerdings gestaltete sich das Angebot als schwierig, die Nudeln sollten aus Genua über Dänemark schließlich nach Schwäbisch Gmünd gelangen – die Kriegskostenversicherung sollte ebenfalls die Stadt übernehmen, ob sie die Nudeln je sehen würde, blieb offen. Der Gemeinderat schlug daher die Offerte aus<sup>55</sup>.

Nicht nur für das Beispiel Maccaroni lässt sich ein sehr zögerliches Handeln der Städte und Gemeinden feststellen. Fast alle hielten sich mit größeren Ankäufen von Nahrungsmitteln zurück, da man über Vorräte verfügte und an die Wirksamkeit der Nahrungsmittelkontrollen glaubte.

50 Zum folgenden vgl. StAGD 1335, Gemeinderatsprotokoll 17.6.1915.

51 Die Abgabe von Reis soll auf Quantitäten von 1 Pfd. an Familien bis 4 Personen und von 2 Pfd. an Familien von über 4 Personen beschränkt und wo möglich alle 14 Tage Reis abgegeben werden. StAGD 1335, Gemeinderatsprotokoll 6. April 1916.

52 HStAS M 1/6 Bü 1296 quad 94.

53 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 18.3.1915.

54 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 18.3.1915.

55 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 18.3.1915.

Wie wenig sich die Verwaltung mit den Folgen des Krieges in Bezug auf die Nahrungsmittel auseinandergesetzt hat, zeigt die Befürchtung der Stadtverwaltung Schwäbisch Gmünd, dass durch die Mehlbegrenzung das *Kuchenbacken jeweils sehr beschränkt* werden würde und Kuchen nur noch in Konditoreien erzeugt werden könnten<sup>56</sup>. Obwohl der Mehlerverbrauch mit Kriegsbeginn schon bald stark eingeschränkt wurde – in Gmünd erhielten je sechs Personen 1 kg Mehl pro Woche und je dreier zusätzlicher Personen ein halbes Kilo<sup>57</sup> – sank die verbrauchte Mehlmenge kaum. Dies hing damit zusammen, dass die Konsumstruktur der Bevölkerung nicht rasch geändert werden konnte. Die gewohnten Speisen, meist werden die Spätzle als das schwäbische Grundnahrungsmittel in der zeitgenössischen Diskussion um die Lebensmittelversorgung angeführt, wurden weiterhin gekocht und gegessen. Gleichzeitig fehlte zunehmend Brotmehl, weil zwar das Mehl, nicht aber das Getreide bewirtschaftet wurde und die Bauern das Getreide lieber als Viehfutter nutzten, als diese zum Höchstpreis als Nahrungsmittel zu verkaufen<sup>58</sup>. Deshalb wurde am 15. Oktober 1914 der Brennerbetrieb eingeschränkt, um die Getreidevorräte zu schonen<sup>59</sup>. Am 28. Oktober 1914 erfolgte dann endlich eine Verordnung, die die Fütterung des Viehs mit Getreide untersagte und bestimmte, dass der Ausmahlgrad des Getreides um 5 % gesteigert werden solle. Die Erhöhung des Ausmahlgrades erzeugte nicht mehr nahrhaftes Mehl, lediglich die optische Menge wurde so gesteigert und zugleich verringerte sich das potenzielle Getreidefutter erheblich, weil die Ausmahlreste nun nicht mehr zur Verfügung standen<sup>60</sup>. Ähnlich verfuhr man mit Kartoffeln, für die im Oktober 1914 Höchstpreise festgesetzt wurden<sup>61</sup>.

Alle diese Maßnahmen sollten aber wenig helfen, denn da die Höchstpreise immer nur im Bereich eines Militärkommandanten festgesetzt wurden<sup>62</sup>, verzögerte sich der Erlass der Höchstpreise, währenddessen ein reger Warenaustausch zwischen den Regionen einsetzte bzw. dieser durch Verbot des grenzüberschreitenden Handels zu unterbinden versucht wurde<sup>63</sup>. Dieses Verbot war allerdings nicht unbedingt von Erfolg gekrönt, das Ergebnis war ein Schmuggel von Butter und Milcherzeugnissen zwischen der bayerischen und der württembergischen Grenze<sup>64</sup>.

56 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll.

57 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll.

58 Vgl. dazu *Mantz* (wie Anm. 43), S. 29 f.

59 Ernährung im Kriege (wie Anm. 41), S. 17.

60 *Ruttmann* (wie Anm. 42), S. 84.

61 Ernährung im Kriege (wie Anm. 41), S. 19.

62 So schwankte der lokale Milchpreis beispielsweise 1915 zwischen 18 Pfennig in Weikersheim und 22 Pfennig in Aalen. HStAS M 1/6 Bü 1296, 171.

63 *Ein bayerisches Generalkommando hat ein Ausfuhrverbot für Butter und Käse erlassen. Die Folge ist, daß in den Nachbarländern, insbesondere in Württemberg, die Preise dieser beiden Artikel unerschwinglich geworden sind.* HStAS, M 1/6, quad. 10.

64 *Vom Oberamt Hall wird geklagt, daß verschiedentlich durch Händler Butter im Lande aufgekauft und über die Landesgrenzen zu bringen versucht wird.* HStAS, M 1/6, quad. 94.

*Die zweite Phase der Nahrungsmittelbewirtschaftung von 1915 bis 1916: hektische Nahrungsmittelbewirtschaftung und allgemeiner Mangel*

Die zweite Phase der Nahrungsmittelbewirtschaftung begann im Januar 1915, als der Bundesrat beschloss<sup>65</sup>, die Höchstpreise flächendeckend durchzusetzen und die Nahrungsmittel zu kontingentieren, notfalls mit Beschlagnahmung der Lebens- und Futtermittel<sup>66</sup>. Um die Abgabe der Nahrungsmittel an die Bevölkerung regeln zu können, wurde beschlossen, mittels Nahrungsmittelkarten jedem Einwohner je nach Belastung und Kalorienbedarf sein Quantum zuzuweisen und damit die Abgabe der Lebensmittel effektiv kontrollieren zu können – bezahlt werden musste natürlich die Ware dennoch. Immerhin dämpfte das Kartensystem den Andrang auf Nahrungsmittel, zumindest anfangs<sup>67</sup>, vielleicht auch deshalb, weil bereits vor der „Verkartung“ der Nahrungsmittel das Betreffende auf Vorrat gekauft worden war.

Der Andrang in den Geschäften auch auf „verkartete“ Nahrungsmittel war durch den ganzen Krieg hindurch groß, so dass entweder überhaupt nicht ausreichend Nahrungsmittel für alle Karteninhaber zur Verfügung standen oder der Andrang auf die Abgabestelle schlicht zu groß war. Daher versuchten die Städte und Gemeinden neben dem Lebensmittelkartensystem mit einem Zählkartensystem Abhilfe zu schaffen, um den Andrang so zu steuern. Beim Reis- und Butterverkauf ist dieses zusätzliche System für Schwäbisch Gmünd belegt<sup>68</sup>.

Die Kontingentierung erwies sich von Anfang an als unzureichend, denn die Kontingentierung wurde unterlaufen, indem man wichtige Nahrungsmittel schon seit der Einführung der Höchstpreise auf dem Schwarzmarkt und unter dem Ladentisch erwerben konnte. So brachte eine Gemeinderatssitzung in Schwäbisch Gmünd zutage, dass gerade die Frau des für die Butterabgabe zuständigen Gemeinderats im städtischen Verkaufslokal Butter ohne Bezugskarten verkauft hatte<sup>69</sup>. In der Folge wurden alle Butterverkaufsstellen überprüft und das private Lokal einer Witwe, die glaubhaft machen konnte, schon immer und während des Krieges nur auf Markenbasis Butter verkauft zu haben, von der Stadt geduldet<sup>70</sup>. Ebenso problematisch war, dass die Höchstpreise schon 1914, je länger der Krieg aber dauerte, nicht dazu führten, dass man sich mit Nahrungsmitteln versorgen konnte. Wollte bzw. musste man an Nahrungsmittel in ausreichender

65 Dieser Beschluss kam im Allgemeinen überraschend, die Verwaltung hatte die Problematik plötzlich erkannt und handelte rasch: *In dem Augenblick, in dem feststand, daß Deutschland bei der Versorgung seiner Bevölkerung im wesentlichen auf sich selbst angewiesen sei, war die Grundlage der friedenswirtschaftlichen Organisation hinfällig.* Elsas (wie Anm. 35), S. 15.

66 Zu den Futtermitteln i. A. vgl. von Freyberg: Die Futtermittelwirtschaft im Kriege (= Beiträge zur Kriegswirtschaft 59/60). Berlin 1919. „Die [...] auch schon von einzelnen Gouvernements erlassenen Ausfuhrverbote für Heu, Milch, Butter pp. haben zum Teil zu einer schweren Gefahr für die Sicherstellung der Ernährung der Zivilbevölkerung geführt.“ M 1/8 Bü 1296 27, 25. Oktober 1915.

67 HStAS M 1/6 Bü 1296, 20. Mai 1916, 286.

68 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 6. April 1916.

69 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 29. Dezember 1916.

70 StAGD 1334, Stadtpolizeiamt 21. Dezember 1916.

Menge gelangen, musste ein Preis, der über dem Höchstpreis lag, bezahlt werden. Um den gesetzlichen Anforderungen zu entsprechen, akzeptierte man zwar formal den festgelegten Höchstpreis, bezahlte aber beim Einkauf der Waren einen Zuschlag, der in keinem Verhältnis zur Leistung stand. Der Produzent erhielt so formal den Höchstpreis, verdiente aber dennoch deutlich mehr<sup>71</sup>. Auch auf legale Weise konnte man das Höchstpreissystem umgehen, beliebt und deswegen öfters untersagt war es in Gastwirtschaften, dass Fleisch nicht als Fleisch, sondern in Scheiben geschnitten als Brotbelag verkauft wurde. Denn der Brotbelag war von den Obergrenzen der zugeteilten Fleischmenge ausgenommen. Das „Brot mit Belag“<sup>72</sup> erfreute sich daher großer Beliebtheit<sup>73</sup>. Viele solcher die Regelungen der Nahrungsmittel umgehenden Strategien lassen sich bei den verschiedenen Nahrungsmitteln feststellen.

Aufgrund dieses Verhaltens war die Höchstpreisverordnung von Anfang an zum Scheitern verurteilt, da sich die Verordnung als solche nicht geheim halten ließ. Bevölkerung und Verwaltung hielten sich daher schon im Vorfeld der Veröffentlichung zurück, entweder weil man auf den Erfolg der Verordnung hoffte<sup>74</sup>, oder sie kauften gerade aufgrund der entstehenden Unsicherheit größere Mengen, was die Knappheit verschärfte.

Als problematisch erwies sich vor allem der Informationsmangel in der Nahrungsmittelversorgung<sup>75</sup>. Wann, wo, zu welchem Preis ein Produkt anzubieten war, überforderte die städtische Verwaltung, die Behörden der Nahrungsmittelversorgung und die Bevölkerung, so dass selbst staatliche Stellen den festgesetzten Höchstpreis unterliefen oder zu unterlaufen versuchten. So machte das Er-

71 *In jeglicher Verkennung der Sachlage wenden einige Hausfrauen, um sich mit dem nötigen und manchmal sogar einem unnötigen Bedarf einzudecken, das Verfahren an, daß sie höhere Preise, als die festgesetzten zahlen. Sie begründen diese Umgehung der Höchstpreise damit, daß sie das Mehr nicht für die Butter, sondern dafür zahlen, daß ihnen die Butter ins Haus gebracht wird.* HStAS M 1/6 Bü 1296, 27. Oktober 1915.

72 HStAS M 1/6 Bü 1297, 153.

73 So auch HStAS M 1/8 153, 22. Juli 1916: *Daß Gasthäuser und Speisewirtschaften Fleischspeisen, die sonst ohne Brotzutat verabfolgt wurden, werden häufig auf einer Unterlage von Brot den Gästen angeboten und als Brot mit Belag bezeichnet. Dadurch wird der [...] Fleischkartenzwang umgangen, weil nach den kommunalen Verbrauchsregelungen mit Fleisch belegte Brote in der Regel von Kartenzwang befreit sind. Weiter werden mannigfache Fleischgerichte außerhalb des Kartenzwangs, als angeblich aus Fleisch, das der kommunalen Verbrauchsregelung nicht unterworfen ist, insbesondere Kopffleisch, Beinflisch und dergl. bereitet, den Gästen dargeboten, obwohl sie offensichtlich aus derartigen Fleischteilen nicht hergestellt sein können.*

74 *Zwar wurde das Ansteigen der Lebensmittelpreise mit Sorge betrachtet, weshalb in Schwäbisch Gmünd Gemeinderat Rühle noch der Stadt vorschlug, auf ihre Rechnung Mehl einzukaufen, um einen Vorrat anzulegen bzw. das Mehl zum Einkaufspreis an die Bevölkerung abzugeben, da Preissteigerungen beim Mehl zu befürchten seien. Allerdings sprach sich der Stadtvorstand dagegen aus, da die Höchstpreisverordnung des Bundesrates eben unmittelbar bevorstehe und somit kein Anlass zum Handeln gegeben sei.* StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 14. Januar 1915.

75 *Die Grundlage [...] war genaueste Kenntnis der in jedem einzelnen Augenblick verfügbaren Mengen. Diese Kenntnis fehlte vielfach. Die statistischen Vorarbeiten [...] waren größtenteils veraltet [...]; die zur ordnungsgemäßen Durchführung statistischer Erhebungen erforderlichen Beamten, Einrichtungen, Unterorgane fehlten.* Elsas (wie Anm. 35), S. 17.

satzbataillon des [Landwehr-]Infanterieregiments Nr. 126, das in Schwäbisch Gmünd stationiert war, der Stadt das Angebot, das von ihr angekaufte Schweinefleisch abzunehmen; allerdings wollte das Regiment nur 2,10 Mark bezahlen und nicht die von der Stadt festgesetzten 2,30 Mark. Letztendlich konnte sich das Regiment mit seiner Preisvorstellung nicht durchsetzen, die Stadt verlangte weiterhin die angesetzten 2,30 Mark<sup>76</sup>. In einem weiteren Beispiel war es die Stadt, die vielleicht versehentlich, die Höchstpreise unterlief. So hatte sie beim Ankauf von Butter statt des festgesetzten Preises von 1,50 Mark pro kg, 20 Pfennig mehr bezahlt, in der Annahme, es handle sich um „Süßrahm-Centrifugenbutter“, die diesen Aufpreis rechtfertige<sup>77</sup>. Denn die Stadtverwaltung konnte kaum den Überblick über die vielen verschiedenen Höchstpreise und die dazugehörigen Lebensmittel behalten und es fehlte auch schlicht die Fachkompetenz: *Wir haben keinen Anhaltspunkt, was Bauernbutter und was Centrifugenbutter ist, müssen daher den Angaben der Lieferanten glauben*<sup>78</sup>.

Der Informationsmangel bezog sich aber nicht nur auf einzelne Produkte, sondern auch auf den vertikalen Produktionsprozess, beispielsweise vom Aussähen des Brotgetreides, der Hege und Pflege, der Ernte, des Transports, der Weiterverarbeitung zu Mehl, das Ausbacken zu Brot mit den entsprechend benötigten Materialien (insbesondere der dazu nötige Produktionsprozess), die Bepreisung und den Transport in die Läden und den Verkauf an private Endkunden waren natürlich im Groben bekannt, im Detail aber gab es immense Schwierigkeiten die einzelnen Produktionswege nachzuvollziehen und dann diese regeln zu wollen. Mitunter nahm das Verwaltungshandeln groteske Züge an, wenn z. B. in der Verwaltung keine Definition eines „Eies“ vorhanden war, was zu Verwirrung führte<sup>79</sup>. Gelöst wurde dies durch eine allgemeinverbindliche Definition eines Eies, darunter verstehe man *Eier, frische Eier, sowie Eier, die durch Aufbewahrung in Kalkwasser, Wassergaslösung [...] oder durch Verpackung in Asche, Korn, Papier, Stroh [...] haltbar gemacht sind*<sup>80</sup>. Wenn bereits unklar war, was überhaupt unter dem jeweiligen Nahrungsmittel zu verstehen sei, war an eine geordnete Nahrungsmittelbewirtschaftung kaum zu denken. Darüber hinaus kam es zu Fehlallokationen auf der kommunalen Ebene, die sich bis auf Landesebene ziehen konnten. So hatte das Oberamt Wildbad vor dem *völligen Ruin des Bades Wildbad bei Mangel an Kartoffelzuweisung*<sup>81</sup> gewarnt, wenn nicht bald mehr Kartoffeln zur Verfügung ständen. Unerwähnt gelassen hatte die Stadtverwal-

76 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 22. April 1915.

77 StAGD 1335, 29. Januar 1916.

78 StAGD 1335, 24. Januar 1916.

79 *Über die Auslegung der Begriffe ‚Eier‘, ‚Eierkonserven‘ und ‚Eiweiß‘ [...] herrscht in den beteiligten Fachkreisen Unklarheit.* HStAS M 1/6 Bü 1296 238.

80 HStAS, M 1/6 Bü 1296, S. 238.

81 *Der in dem Telegramm befürchtete völlige Ruin des Bades Wildbad bei Mangel an Kartoffelzuweisung wäre also sicher nicht hiesiger Stelle, sondern in höherem Masse dem Mangel an Voraussicht der Wildbader Behörde zuzuschreiben.* HStAS M 1/8 Bü 1297, 19. Juli 1916. Ähnliche Erfassungsprobleme schildert auch Mantz (wie Anm. 43), S. 36.

tung den Umstand, dass noch wenige Monate zuvor die Stadt eine Kartoffelschwemme beklagt hatte und die überschüssigen Kartoffeln nach Barmen gesandt worden waren<sup>82</sup>. Diese Fehleinschätzungen sorgten für erheblichen Koordinations- und Transportaufwand<sup>83</sup>, ohne dass es zu einer spürbaren Verbesserung gekommen wäre. Allerdings sind solche Fehlallokationen in festen Preissystemen eher die Regel als die Ausnahme. Die Höchstpreise konnten unter diesen Umständen nicht wirken, sie verstärkten eher die Fehlallokationen und trugen so nicht unerheblich zum Nahrungsmittelmangel bei.

Auch beim Einkauf konnte man viel falsch machen, so erwarb die Stadt Schwäbisch Gmünd Kartoffeln einer rheinischen Firma<sup>84</sup>. Die Qualität der Kartoffeln entsprach aber nicht den Vorstellungen und Versprechungen. Daher schickte die Stadtverwaltung die Kartoffeln zurück und weigerte sich den Kaufpreis zu bezahlen. Die Firma stellte sich auf den Standpunkt, dass die Stadt mit dem Verkäufer und nicht mit der Firma den Vertrag geschlossen habe, also die Verkäufer, aber nicht die Firma, für die Lieferung haften müsse. Die Stadt akzeptierte weder die Kartoffeln, noch den Vorschlag und ließ es auf einen Rechtsstreit ankommen<sup>85</sup>. Zwar ist in den Akten nicht verzeichnet, wie der Rechtsstreit ausging. Dass aber Anfang 1915 eine Zurückweisung von mehreren Tonnen an Lebensmitteln möglich war, zeigt, dass diesen noch nicht sonderlich knapp gewesen sein können.

Das Informationsdefizit führte, wie wir gesehen haben, zu Fehlallokationen, nicht nur in Bezug auf die Menge, sondern auch auf die Verteilung der Produkte und Produktionsketten wie von Getreide zu Mehl zu Brot. Da die Höchstpreise nicht überall gleichzeitig für alle Elemente einer Produktionskette erlassen wurden und sich regional zeitlich und in der Höhe unterschieden, kam es zur Produktsubstitution<sup>86</sup> und Ausweichbewegungen von Produzenten und Konsumenten<sup>87</sup>.

Das Paradebeispiel für diese Produktsubstitution ist der sogenannte „Schweinemord“ von 1915. Wie gesehen wurde bereits im Herbst 1914 versucht, das Mehl mit Höchstpreisen zu versehen. Und schon 1915 war die Qualität des Mehles so schlecht, dass es nicht einmal mehr als Viehfutter taugte und dennoch zum Brotbacken verwendet wurde<sup>88</sup>. Anstatt aber auch das Getreide mit Höchstpreisen zu

82 *Nicht unbemerkt möchten wir lassen, dass das Stadtschultheißenamt Wildbad uns noch am 16. Juni 300 Ztr. Kartoffeln als überschüssig angemeldet hat, die wir daraufhin nach Barmen verfügten.* HStAS M 1/8 Bü 1297, 19. Juli 1916. Zur Lage der Landesversorgung in Württemberg Mantz (wie Anm. 43), S. 24–38.

83 Vgl. ebd., S. 25 z. B. die Ausführungen zum Kartoffeltransport bei Mantz (wie Anm. 43).

84 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 14. Januar 1915.

85 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 14. Januar 1915.

86 Zu den Ersatzlebensmitteln vgl. H. Stadthagen. (Hg.): Die Ersatzlebensmittel in der Kriegswirtschaft (= Beiträge zur Kriegswirtschaft 56–58). Berlin 1919.

87 *Elsas* (wie Anm. 35), S. 5.

88 So Gemeinderat Zehnder in einer Sitzung des Gemeinderats Schwäbisch Gmünd am 1. Juli 1915: Das Getreide wurde *als derart schlecht [bezeichnet], dass es absolut nicht zur Brotverwendung zu gebrauchen war, geradezu gesundheitsschädlich erscheine. Kaum als Futtermittel schein es verwendbar.* StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 1. Juli 1915.

versehen und diese ins Verhältnis zum Brotmehl zu setzen, um so zu gewährleisten, dass die Bauern ihr Getreide weiterhin zu Brotmehl verarbeiten lassen wollten, erkannte man den Zusammenhang zwischen Höchstpreisfestsetzung und ausweichendem Verhalten der Produzenten zu spät<sup>89</sup>. Die Bauern begannen im Herbst 1914 ihr Getreide nicht mehr zu verkaufen, sondern an ihre Schweine zu verfüttern. Auch Kartoffeln dienten nun (wieder) als Viehfutter. Als dann die Verfügungen des Bunderats in Kraft traten und Lebensmittel beschlagnahmt werden konnten<sup>90</sup>, mussten um den Futtermittelbedarf zu verringern, der Viehbestand sinken<sup>91</sup>. Die Wahl fiel auf die Schweine, da sie mit viel Getreide gemästet wurden, Rinder dagegen gaben, wenn sie nur mit Heu und Gras gefüttert wurden, zwar weniger, aber noch immer ausreichend Milch. Daher setzten die Behörden einen Höchstpreis für Schweinefleisch und einen Schlachtermin fest. Die Bauern reagierten darauf wiederum und schlachteten ihre Tiere vor dem festgesetzten Termin oder schlicht „schwarz“, also ohne Meldung an die Behörden<sup>92</sup>. Zählte man im Herbst 1914 noch 27 Millionen Schweine, verringerte sich ihre amtlich erfasste Anzahl bis März 1915 auf 12 Millionen Stück.<sup>93</sup> Die hohe Zahl der „Pensionsschweine“, die nicht gemeldet wurden und nicht auf dem Bauernhof untergebracht waren, ist hierin nicht enthalten. Die Folge der groß angelegten Tötung war eine Schweinefleischschwemme, die dadurch angeheizt wurde, dass die Städte und Gemeinden Hartwurst als Nahrungsmittelreserve anlegen sollten, um so die Bevölkerung auch bei einem länger dauernden Krieg, wie er sich anfangs 1915 abzeichnete, ernähren<sup>94</sup> und den Höchstpreis für Schweinefleisch garantieren zu können. Die angebotene Menge hätte ohne die Abnahme der Gemeinden den Höchstpreis unter das festgesetzte Maß gedrückt<sup>95</sup>. Erst mit der Rücknahme der Schweinefleischbeschlagnahme wurde das Schlachten quasi über Nacht eingestellt<sup>96</sup>. Das bis dahin erfolgte Schweineschlachten führte bis zur Mitte des Jahres 1915 zu einem stark sinkenden Schweinefleischangebot und einem starken Preisanstieg; der Preis stieg deutlich über die festgesetzten Höchstpreise, weshalb die Bauern nun wieder begannen Schweine zu züchten und erneut Futtermittel für die Aufzucht zu verbrauchen<sup>97</sup>.

89 *Elsas* (wie Anm. 35), S. 6.

90 Dies erfolgte am 25. Januar 1915. Ernährung im Kriege (wie Anm. 41), S. 24.

91 Ebd., S. 24.

92 Die Schweineschlachtung oblag den privaten Metzgern, die Bewirtschaftung erfasste nur das Endprodukt einer Produktionskette. [ohne Vorname] *Schall*: Vieh und Fleisch. In: Ernährungswirtschaft (wie Anm. 35), S. 39–43, hier S. 43.

93 *Ruttmann* (wie Anm. 42), S. 47.

94 Ernährung im Kriege (wie Anm. 41), S. 22.

95 Ebd., S. 23: *Gegenüber der starken Steigerung der Futtermittelpreise war die Kartoffel allmählich zum billigsten Futtermittel geworden. Der Preis, den der Landwirt bisher beim Kartoffelverkauf erzielte, setzte ihn auch nicht annähernd in den Stand, sich für den Erlös andere Futtermittel in gleicher Weise zu beschaffen. Er wirtschaftete am billigsten, wenn er die Kartoffeln verfütterte, anstatt sie als menschliches Nahrungsmittel zu verkaufen.*

96 Ebd., S. 24: Dies erfolgte am 6. Mai 1915.

97 Das Problem des sogenannten Schweinefleischzyklus, also das Auf und Ab des Schweinefleisch-

Das Schlachten der Schweine führte im Laufe des Jahres 1915 paradoxerweise zur Verknappung von Milch und Molkereiprodukten. Zur Aufzucht der Schweine wurde nun aufgrund der Bewirtschaftung des Getreides Molke und Rückstände aus der Käse- und Butterherstellung verwendet, was die vorhandene Milch verknappte. Für die Bauern war es lukrativer ihre Milch zu Butter und Käse zu verarbeiten, da die Höchstpreise hierfür höher als der für Milch lag und die nicht verkaufbaren Rückstände eben als Tierfutter Verwendung finden konnten. So gab es im Herbst 1915 aus den genannten Gründen im Gaildorfer Gebiet keine Milch zum Ankauf<sup>98</sup>. Die Festsetzung des Höchstpreises für nur ein Produkt ohne Berücksichtigung der Produktionskette war ein schwerer Fehler der Nahrungsmittelverwaltung, der in der Folge immer wieder gemacht wurde.

Der Zyklus von Höchstpreisfestsetzung, Beschlagnahme<sup>99</sup>, die in die Eigentums- und Freiheitsrechte des Einzelnen massiv eingriff<sup>100</sup>, sowie die Verteilung der Nahrungsmittel findet sich auch bei anderen wichtigen Grundnahrungsmitteln wie dem Brot. Da die Reichsgetreidestelle zwar zunächst Getreide mit Höchstpreisen versah, nicht aber das Brot bzw. vor Inkraftsetzung der Verordnung vor Ort mehrere Tage vergehen ließ, wurde dieses wäschekorbweise aus den Bäckereien getragen, um in den folgenden Tagen zu fehlen<sup>101</sup>. Weiterhin wurde versucht, die Begrenzung des Mehlverbrauchs in den Haushaltungen, die Mehlabgabe durch Händler und Handelsmühlen zu erreichen. Die Ausgabe eines *Standardbrot*<sup>102</sup> schien dazu ein geeignetes Mittel. Ein solches Standardbrot bot die Firma Eckhoff-Brot an, das durch seine *Ausnahmebackart, [...] eine erfolgreiche Abwehr gegen die drohende Aushungerung unseres Vaterlandes* biete und es *übertrifft durch seinen hohen Eiweißgehalt, seine dextrinierte und karamelierte Stärke [...] alle anderen Brotsorten so, daß es doppelt so ergiebig ist, wie diese. Das Eckhoffbrot bleibt infolge des besonderen Backverfahrens jahrelang frisch; es kann also für lange Zeit im Voraus gebacken und aufbewahrt werden, ohne an Nährhaftigkeit, Gewicht oder Geschmack zu verlieren*<sup>103</sup>. Ebenso wenig fehlte der Hinweis darauf, dass das Reichsgesundheitsamt das Produkt befürworte und es den Reichskanzler über die Vorzüge dieses Produktes bereits informiert habe. Zwar kaufte die Stadt Schwäbisch Gmünd das Eck-

preises konnte auch in den folgenden Jahren nicht befriedigend gelöst werden, vgl. *Schall*: [wie Anm. 92], S. 41.

98 [...] und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Bauern vielfach zur Butterbereitung übergegangen seien in Rücksicht auf den hohen Butterpreis und weil sie weiterhin infolge vermehrter Einstellung von Schweinen zur Aufzucht die Rückstände der Milch zur Schweinefütterung haben wollen. StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 28. Oktober 1915.

99 *Elsas* (wie Anm. 35), S. 17.

100 Ebd., S. 23: „Jeder mußte sich Eingriffe in seine persönliche Freiheit und in seine persönlichen Lebensgewohnheiten gefallen lassen, aber jeder fühlte sich in seinen heiligsten Menschenrechten getroffen“.

101 Folker *Reichert* (Bearb.): Karl Hampe. Kriegstagebuch 1914–1919 (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhundert). München 2007.

102 StAGD 1334, 18. März 1915.

103 StAGD 1334, 22. März 1915.

*hoff-Brot* nicht, aber das Gesuch war insofern erfolgreich, als dass die *Ausnahmebackart* erlaubt wurde.

Solche Angebote zeigen, wie private Firmen um die Gunst der Kommunalverbände buhlten. Da aber jeder Kommunalverband für sich selbst entschied und sich dadurch selbst innerhalb der gleichen Region unterschiedliche Verfahren, Preise und Nahrungsmittelangebote ergaben, erhöhte sich die Ineffizienz und die Vielfältigkeit der Bestimmungen, Möglichkeiten, Einschränkungen und Verbote. Hierin liegt einer der wesentlichen Gründe, warum sich die Nahrungsmittelversorgung während des Krieges kontinuierlich verschlechterte.

Die Einführung solcher Standardbrote war in Wahrheit nichts anderes als der Versuch, das Mehl durch andere Stoffe zu ersetzen, sei es anfänglich noch Kartoffeln oder Haferflocken so wurde schließlich mit fast allem experimentiert, um das Brotmehl zu strecken. Zunächst wurde statt Weizenmehl das günstigere Roggenmehl verwendet, dass in Württemberg aber traditionell in Kritik stand, da der Sauerteig meist zu wenig Zeit zum Ruhen hatte und die Brote so schnell durchgebacken wurden, so dass diese kaum genießbar waren. Ab 1916 experimentierte man dann mit allen möglichen Stoffen, das K-Brot (wahlweise Kartoffel- oder Kriegsbrot)<sup>104</sup> wurde schließlich durch das KK-Brot übertroffen, das auch Sägespäne, Papier oder Rinderblut, zur Erhöhung der Kalorienzufuhr, enthalten konnte. Gleichzeitig steigerte man den Ausmahlgrad des Getreides, der Anteil der unverdaulichen Spelzen wurde so erhöht, mehr Mehl gewonnen, das aber nicht mehr Nährwert hatte<sup>105</sup>. Gleichzeitig fehlte das ausgemahlene Mehl als Viehfutter. Die Produktstreckung sorgte, je länger der Krieg dauerte, für ein langsames Aushungern der Bevölkerung. Da nämlich die Brotmenge pro Person festgelegt war und diese Menge einem bestimmten Kalorienbedarf entsprochen hatte, wurden diese eigentlich vorgesehenen Kalorien verringert und die nötige Menge nicht mehr erreicht. Es war also nicht nur eine Frage des Geschmacks, wenn plötzlich Rübenstücke im Brot auftauchten, langfristig unterminierte die Produktstreckung die Gesundheit der Bevölkerung und trug so zum Hunger von 1917/18 bei.

Neben diesen auf Erzeugerseite auftauchenden Problemen, die die Nahrungsmittelversorgung im Ersten Weltkrieg bestimmten, waren die Probleme in der Überwachung und Verteilung der Nahrungsmittel nicht kleiner. Die institutionellen Probleme verschärfen den Hunger erheblich.

Denn nach der Produktion der Nahrungsmittel musste die Verwaltung feststellen, wo die Nahrungsmittel lagerten und diese dann nach Menge und Qualität zu erfassen, um sie anschließend bewirtschaften zu können. Die Bauern hatten spätestens seit Einführung der Höchstpreisverordnung ihre Nahrungsmittel zurückgehalten, um sie entweder selbst zu verbrauchen, auf dem Schwarzmarkt anzubieten oder auf steigende Höchstpreise zu hoffen. Andererseits gab es in den

104 *Ruttmann* (wie Anm. 42), S. 40 f. und S. 83 f.

105 *Ebd.*, S. 84.

größeren Städten kaum etwas anzubauen bzw. mussten die Produkte aus dem Umland herangeführt werden. Konflikte entstanden daher zwischen Gemeinden, die Nahrungsmittel produzierten und den größeren Teil für sich beanspruchten, und denen, die hauptsächlich Nahrungsmittel verbrauchten, wie die mittleren und größeren Industriestädte, die aber für die Produktion von kriegswichtigem Material ebenfalls unentbehrlich waren<sup>106</sup>, zumal die dortige Bevölkerung aufgrund der Knappheit an Nahrungsmittel sich gegen den Krieg wenden oder zu politisch extremeren Ansichten als die der Burgfriedensparteien neigen konnte.

Anstatt die Verwaltung der Nahrungsmittel auf kommunaler Ebene anzusiedeln, wurden Kriegsgesellschaften auf privater Vereinsbasis, aber mit staatlicher Förderung, geschaffen. Für jedes bewirtschaftete Produkt gründete sich mindestens eine Anstalt, die je länger der Krieg dauerte, sich weiter ausdifferenzierte. So gab es eine Reichsgetreidegesellschaft, eine Reichsfleischstelle, eine Reichs- und Landeskartoffelstelle<sup>107</sup>, aber auch eine Gesellschaft für die Verwertung von Teichfischen und ähnliche andere Einrichtungen<sup>108</sup>. Dadurch entstand ein enges Geflecht staatlicher, halbprivater und privater Organisationen, die mehr oder weniger gegenseitige Kenntnisse hatten und widersprüchliche oder gar unsinnige Anordnungen erließen. Da dabei ein enormer Zeitverzug entstand, wurde über die Regionen hinweg und noch bevor die eigentliche Nahrungsmittelbewirtschaftung stattfand, Produkte getauscht, gehandelt oder ausgeführt. Dieses Zuständigkeitswirrwarr betraf alle Kommunen und ließ auch die Privatpersonen im Unklaren, wie genau nun mit den entsprechenden Nahrungsmitteln zu verfahren war.

Um diese Gemengelage zu ändern, wurde mit der Gründung des Kriegsernährungsamtes am 22. Mai 1916 versucht, die Kompetenz in der Nahrungsmittelbewirtschaftung zu bündeln, indem das KEA die Höchstpreise festsetzen, die Verkehr- und Verbrauchsregeln festlegen und die Koordination zwischen den verschiedenen Reichsstellen übernehmen sollte. Das KEA war in verwaltungstechnischer Hinsicht eine Sonderbehörde, die direkt dem Reichskanzler unterstand und damit neben der üblichen Ministerialbürokratie installiert wurde. Den Militärbehörden wurde verboten, weiterhin die Nahrungsmittelbewirtschaftung durchzuführen. Damit wollten sich die Militärbefehlshaber so nicht abfinden,

106 So z. B. *Schall* (wie Anm. 97), S. 40. Rund Dreiviertel aller Regionen galten aus Überschussgebiete, nur entlang des Maines und im Schwarzwald war man auf die Einfuhr von Nahrungsmitteln angewiesen. Dass dieses Bild ein geschöntes war, braucht nicht weiter erklärt zu werden. Tatsächlich war man 1917 selbst auf dem Land auf die Einfuhr bestimmter Produkte angewiesen.

107 *Mantz* (wie Anm. 43), S. 28.

108 *Die Zahl der Reichsstellen, Landesstellen und örtlicher Verteilungsstellen, die mit dem Aufkauf, der Bearbeitung und Verteilung organisatorisch, kaufmännisch und verwaltungstechnisch beschäftigt wurden, wuchs im Laufe des Krieges ins Unermessliche. Vielfach war die Gefahr nahe, daß die Organisation den Zweck, der mit ihr erreicht werden sollte, töte und lediglich als Selbstzweck erschien. Elsas* (wie Anm. 35), S. 10.

doch konnten sie sich gegen das Kriegsernährungsamt nicht durchsetzen<sup>109</sup>. Leiter des Kriegsernährungsamtes war Adolf Tortilowicz von Batocki-Friebe, der als ostpreußischer Verwaltungsbeamter, Gutsbesitzer und Konservativer mit den süddeutschen Staaten wenig anfangen konnte. Von Batocki stattete Württemberg mehrere Besuchsreisen ab, die allerdings ohne größere Wirkung blieben. Die zu seinen Ehren nach Stuttgart geschafften Nahrungsmittel zeigte die relativ gute Versorgung mit Lebensmittel<sup>110</sup>. Trotz der Arbeit des Kriegsernährungsamtes blieb es offen, wie die Höchstpreise der Kommunalverbände durchgesetzt werden konnten, eine Koordination auf Landesebene wurde erst sehr spät, nämlich am 25. September 1915 erreicht, als die *Landespreisstelle für Landeszentralbehörden, Oberämter und Ortsvorsteher*<sup>111</sup> eingerichtet wurde.

Streitpunkt zwischen den verschiedenen Organisationen, sei es zwischen Kriegsernährungsamt, Landespreisstelle und Kommunalverband, sei es zwischen den Institutionen auf kommunaler Ebene, ergaben sich rasch. So versuchte im Juli 1915 der Christliche Metallarbeiterverband in Schwäbisch Gmünd die Stadtverwaltung dazu zu bewegen, ihn als Akteur der Lebensmittelversorgung anzuerkennen. Der Metallarbeiterverband wollte eine Ermäßigung des Brotpreises durchsetzen, weil in den angrenzenden Bezirken Schwäbisch Gmünds die Brotpreise niedriger lägen und *die Stadt und der Bezirk Gmünd unter den wirtschaftlichen Folgen des Krieges mehr als andere Bezirke zu leiden haben und die Einwohnerschaft in ihren Verdienstverhältnissen hiedurch wesentlich ungünstiger gestellt*<sup>112</sup> seien. Es waren also sozialpolitische Gründe, die die Gewerkschaft veranlassten, sich für die Nahrungsmittelversorgung ihrer Klientel einzusetzen. Dabei waren die Metallarbeiter ohnehin privilegiert, erhielten sie doch aufgrund der schweren Arbeit meist höhere Zuweisungen als die Normalbevölkerung. Ebenso wird deutlich, dass zwischen privaten Vereinen und Kommunalverbänden keineswegs Einigkeit in der Nahrungsmittelversorgung herrschte, sondern jede Institution ihre Bedeutung für die Aufrechterhaltung derselben betonte. Durchsetzen konnte sich der Metallarbeiterverband nicht. Entscheidend war die Meinung des Kommunalverbandes, dass das vom Kommunalverband eingekaufte Mehl zunächst zu verbrauchen, und eine Ermäßigung des Mehlpreises erst möglich sei, wenn Mehl zu einem günstigeren Preis angekauft werden könne. Die alleinige Deutungshoheit über die Preise hatten also weder Militär, noch zivile Stellen. Vielmehr fand ein Aushandlungsprozess statt, der öffentlich ausgetragen wurde und zahlreiche Akteure der Stadtgesellschaft umfasste. Die

109 [...] die mit der Schaffung des Kriegsernährungsamtes bezweckte Einheitlichkeit [...] macht es erforderlich, daß die mit der vollziehenden Gewalt beauftragten Militärbefehlshaber sich aller Maßnahmen in den Angelegenheiten enthalten, die dem Kriegsernährungsamt zufallen. HStAS M 1/7 Bü 1297, quad 12.

110 HStAS, M 1/8 Bü 1297.

111 HStAS, M 1/6 Bü 1296 quad 22.

112 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 1. Juli 1915. So auch im Folgenden.

ärmeren Bevölkerungsschichten hatten dabei genauso ihre Fürsprecher wie die Handwerker, Kauflleute und wohlhabendere Bürger.

Ebenso ergaben sich Konflikte zwischen den unterschiedlichen Institutionen auf der lokalen Ebene, vor allem zwischen Spar- und Konsumverein und dem Kommunalverband. Denn die Konsumvereine hatten durch ihre hohe Mitgliederzahl eine enorme Marktmacht und konnten mit ihren Verkaufsstellen einen großen Teil der Bevölkerung versorgen. Die sich daraus ergebenden Streitigkeiten wurden teils heftig ausgetragen, so beschwerte sich der Spar- und Konsumverein gegenüber der Verwaltung in Schwäbisch Gmünd so: *Wir halten es für unsere Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass in der Geschäftsführung der hiesigen Lebensmittel Verteilungsstelle eine unglaubliche Schlamperei herrscht, sonst könnte und dürfte es nicht vorkommen, dass Schuldbeträge bis zu M 12 000 zum Schaden der Stadt dort glatt übersehen werden*<sup>113</sup>. Es handelte sich um eine Rechnung, die vom Konsumverein zu bezahlen, aber noch nicht eingefordert worden war. Die Antwort der Stadtverwaltung war dann ebenso deutlich wie der Vorwurf des Konsumvereins: *Wir weisen den Vorwurf einer unglaublichen Schlamperei mit Entrüstung zurück mit dem Bemerkten, daß wir wiederholt wahrgenommen haben, daß gerade beim Consumverein eine Schlamperei zu finden ist. [...] Ich muß es als eine Unart bezeichnen, wenn der Consumverein ständig wegen jeder Kleinigkeit sich in Zusendungen oder sonstwie großmacht*<sup>114</sup>. Tonfall und Umgang zwischen den beteiligten Institutionen war spätestens in der dritten Phase von Misstrauen<sup>115</sup> und Unmut geprägt. Die unklaren Zuständigkeiten der einzelnen Institutionen führten zu großen Beeinträchtigungen, die sich umso stärker auswirkten, je weniger Lebensmittel vorhanden waren.

Ein weiteres Problem hatten diese Institutionen, deren Wirken sich über mehrere Kommunalverbände erstreckte. Wo, welcher Preis gerade galt, und dass die Kunden trotz gleichen Voraussetzungen unterschiedlich behandelt wurden, führte zu erheblichem Streit; zumal die Mitglieder, die nicht im Bezirk Schwäbisch Gmünd wohnten, nicht mehr im Konsumverein einkaufen konnten bzw. dort keine Lebensmittel mehr erhielten, obwohl sie durch ihre Einlagen eigentlich dazu berechtigt gewesen wären<sup>116</sup>. Die Lebensmittelverwaltung stellte sich auf den

113 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 25. September 1918.

114 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 25. September 1918.

115 *Allen diesen Klagen gemeinsam ist, daß sei von mehr oder weniger starkem Mißtrauen gegen die Behörden und die gesamte kriegswirtschaftliche Organisation erfüllt sind. Der Landwirt ist mißtrauisch, weil er die maßgebenden Stellen der einseitigen Begünstigung der Verbraucher beschuldigt; der Verbraucher ist mißtrauisch, weil er der Regierung die einseitige Vertretung agrarischer Interessen vorwerfen zu können glaubt; die Händler sind mißtrauisch, weil ihre wirtschaftliche Grundlage sich vollständig verändert hat. Elsas (wie Anm. 35), S. 23. Ebenso Mantz (wie Anm. 43), S. 33.*

116 *Gemeinderat Zehnder [...] stellte die Anfrage, ob hienach der Spar- und Konsumverein tatsächlich an seine vielen ausserhalb Gmünd in den Nachbarorten ansässigen Mitglieder und die dortigen Filialen künftighin kein Brot und kein Mehl mehr aus seinem hiesigen Hauptgeschäfte*

Standpunkt, dass die gesetzlichen Regelungen eine Abgabe von Mehl an *Auswärtige* nicht vorsähen. Auch andere Lebensmittel durften nicht außerhalb der Stadtgrenze verkauft bzw. dorthin abgegeben werden, so beschwerte sich ein Gemeinderat von Schwäbisch Gmünd, dass *von Landfrauen (Bötinnen etc.) Reis dahier abgeholt werde*<sup>117</sup>. Die Lage sollte sich aber in den folgenden Jahren derart verschlimmern, dass die Stadt Schwäbisch Gmünd 1918 nicht mehr gegen das Einführen von Milch durch die Bevölkerung einschritt, um die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen<sup>118</sup>.

Der Informationsmangel und das Kompetenzwirrwarr führten zu einem Vertrauensverlust in die staatlichen Organe, gleichzeitig wurden alte Feindbilder wiederbelebt. Insbesondere Preußen galt als Feindbild, denn ohne dieses wäre Württemberg, so die Meinung in Zusendungen an die Landespreisstelle, nicht in den Weltkrieg gezogen worden, außerdem müsse man, verglichen mit anderen Regionen, überproportional Lebensmittel abgeben. Diese Stimmung zog sich durch alle Bevölkerungsschichten und -kreise, wie folgende Beispiele belegen. So äußerte sich Gemeinderat Schmid aus Schwäbisch Gmünd 1918 so: *Ferner kam zur Sprache die vielfach durchaus unbefriedigende Beschaffenheit des Mehl, die hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, dass unverhältnismäßig viel Roggenmehl und sehr wenig Weizenmehl zur Verteilung und Anlieferung kommt, was sich nicht nur in der Verwendung des Mehls beim Kochen, sondern auch in der Herstellung des Brotes in beklagenswerter Weise misslich zeige. Der Grund hierfür sei kaum verständlich, namentlich wenn das Verhältnis zwischen Roggen- und Weizenbau in unserem Lande ins Auge gefasst werde. Es sollte doch nicht immer mehr das bessere Mehl aus dem Lande und das minderwertige in dasselbe kommen*<sup>119</sup>. Und Gemeinderat Becker führte in einer anderen Sitzung 1915 aus: *dass die Durchführung der einschlägigen Bestimmungen bei uns im Innlande zu sehr nach dem Buchstaben durchgeführt wurden, wodurch unsere Bevölkerung gegenüber andern Kreisen im Reiche in Nachteil gekommen sind.*

*abgeben dürfe. Dies wäre misslich und es hätten darunter hauptsächlich die ausserhalb Gmünds wohnenden, fast ausschließlich dem Arbeiterstands angehörigen Personen zu leiden. Für sie käme nicht nur eine mangelhafte Brot- und Mehlversorgung, sondern auch das in Frage, dass sie wirtschaftlich geschädigt werden, weil sie alsdann ihrer Dividenden verlustig gehen.* StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 6. April 1915.

117 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 6. April 1915.

118 *Nach Erörterung des Für und Wider in dieser Sache sprach sich aber der Gemeinderat dafür aus, dass es sich nicht empfiehlt, weitere Schritte gegen dieses Gebahren der hiesigen Einwohnerschaft zu unternehmen, weil hiedurch doch vielfach Milch in die Stadt kommt, die sonst nicht hereinkäme und weil eben bei der Eigenart der Sache nicht damit zur rechnen ist, dass diese Milch auch auf dem üblichen Weg durch die Händler in die Stadt käme, vielmehr zu befürchten stände, dass eben sodann zum großen Teil die hiesige Einwohnerschaft um die so eingebrachte Milch gebracht würde. Auch in anderer Beziehung wird eine Aenderung in den Bestimmungen über die Milchversorgung nicht gewünscht.* StAGD, Gemeinderatsprotokoll 25. Juli 1918.

119 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 31. Oktober 1918.

*Anderwärts und besonders in Norddeutschland sei viel liberaler verfahren worden.*<sup>120</sup>

Besonders deutlich wird die sich immer schlechter werdende Stimmung in der Bevölkerung in einem erhaltenen Drohbrief an den Leiter des Kriegsernährungsamtes von Batocki-Friebe. Der anonyme Schreiber wütet 1916: *Es ist da wohl kein Wunder, wenn man in Süddeutschland wegen Preußen sehr unfreundlich gesinnt ist. Wir sparen, teilen ein, beschränken uns unheimlich in manchen Lebensmitteln sogar bis an die Grenze der Möglichkeit, in Preussen aber lebt man ganz wie man will, – das bestätigen auch viele Reisende aus Berlin etc. Wir werden also für Narren gehalten, dumme Sauschwaben, die für andere sparen und sich alles wegrauben lassen!! Kein Wunder, dass bei uns die Erkenntnis kommt und eine aussprechliche Wut Platz greift, ja manche sagen in ihrem ..., für Batocki ist die Kugel jetzt sicher schon gegossen, wenn er wieder nach Württemberg kommt. Butter und Eier werden uns genommen, ebenso Käse und von schlachtreifem Vieh 66 % !! Das ist unerhört, ja unglaublich, so unter Kuratell des Lebensmitteldiktators zu stehen ! pfui !! nicht vergessen bleibt, der Raub unserer Milchkühe, an den Kindern habt ihr Euch sogar versündigt. Rache bis preussenfrei! D. h. soviel wie Seuchenfrei!*<sup>121</sup>

Es mag zwar eine überzeichnete Stimme sein<sup>122</sup>, die sich ihrem Unmut Luft macht, doch ein verbreitetes Gefühl in der Bevölkerung hat der anonyme Schreiber sicher zutreffend erfasst. Denn selbst im Innenministerium konstatiert man: *In manchen Teilen des Reiches sei immer noch die Ansicht verbreitet, daß Württemberg ein Land sei, „wo Milch und Honig fließt“. [Man müsse aber] wohl eine billige Rücksichtnahme auf die Lebensgewohnheiten des Landes erwarten. „Möge die Erwartung des Landes nicht unerfüllt bleiben“*<sup>123</sup>.

Tatsächlich war die Rolle Württembergs im Reich marginalisiert. Da Württemberg über keine ausreichende Vertretung in Berlin verfügte, wäre es notwendig gewesen, dass Württemberg Vertreter bzw. Mitarbeiter in die wichtigsten Einrichtungen auf Reichsebene wie z. B. dem Kriegsernährungsamt oder dem Ausschuss der Reichsprüfstelle für Vieh hätte entsenden können<sup>124</sup>. Doch Württemberg wurde schlicht übergangen bzw. hatte sich nicht genügend für eigene Vertreter eingesetzt. Einzig die Berücksichtigung von Frauen im Beirat des württembergischen Kriegsernährungsamtes war einigermaßen innovativ<sup>125</sup>.

Die mangelnde Repräsentanz im Reich sowie die fehlenden Einflussmöglichkeiten auf die Verordnungen der preußischen Ministerien waren hauptverantwortlich für den zunehmenden Unmut. Die Stimmung gegen das Reich und den

120 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 1. Juli 1915.

121 HStAS, E 74 Bü 491, 14. August 1916.

122 Ähnliche Stellungnahmen in HStAS, Q 1/18 Bü 71, 265.

123 HStAS, M 1/6 Bü 1297, quad 129.

124 HStAS, E 74 Bü 489, 20. Oktober 1915.

125 HStAS, E 74 Bü 489, 20. Oktober 1915.

Krieg, verstärkt durch den nun einsetzenden Hunger, verband sich ab 1917 zu einer explosiven Mischung.

*Die dritte Phase der Nahrungsmittelbewirtschaftung 1917/18: Hunger und Tod*

Ab Ende 1916 waren die Lebensmittelvorräte weitgehend aufgebraucht, schlechte Erntejahre und der zu geringe Arbeitskräfteeinsatz (zu viele Männer waren zum Militär eingezogen), fielen die Ernteergebnisse schlecht aus. Mit einer Einschränkung auf bestimmte Lebensmittel und -mengen und der 1914 und 1915 viel beschworenen Sparsamkeit der Bevölkerung<sup>126</sup>, war es nun nicht mehr getan. Je länger der Krieg dauerte, umso weniger Lebensmittel waren vorhanden und zu verteilen. Dem zunehmenden Hunger und dem offensichtlichen Fehlen von Grundnahrungsmitteln stand eine immer weiter ausufernde Verwaltung entgegen. Weil es trotz Lebensmittelkarten zu Andrang in den Geschäften kam und man nicht sicher sein konnte, die benötigten Nahrungsmittel zu erhalten – wenn zu wenig vorhanden war, bekamen die ersten in der Schlange ihr Quantum, die anderen hatten ihr Nachsehen – wurden differenzierte Verteilungssysteme eingeführt. So findet sich schließlich das System, dass *der Verkauf von Butter und Käse[...], um Aufsammlungen zu vermeiden, in der Weise durchgeführt, daß zu den ausgeschriebenen Verkaufszeiten nur Personen in einer bestimmten Buchstabenreihenfolge (A-L und M-Z) zugelassen sind*<sup>127</sup>, Allerdings hielten sich die Käufer schlicht nicht an das System, so dass *Gedränge und Stauungen*<sup>128</sup> entstünden. Beim Mehl hatte das Mehllamt Ausweise ausgegeben, die zum zeitlichen Bezug des Mehles berechtigten, dies sollte nun auch beim Verkauf von Butter und Käse angewendet werden<sup>129</sup>. Dass es je nach Nahrungsmittel ein eigenes Bezugssystem gab, das dann auch noch je nach Erfordernis geändert wurde, empfand die Bevölkerung als bürokratisch und wenig hilfreich. Die Organisation der Nahrungsmittelversorgung für die Bevölkerung war aufwendig und brachte doch kaum die gewünschten Ergebnisse einer gerechten Verteilung der im Mindestmaß benötigten Lebensmittel.

Problematisch war auch, dass es einen regen Versand von Nahrungsmitteln an die Front gab. Ohne diese zusätzlichen Lebensmittel hätte die Versorgung der Soldaten vor allem an der Westfront sicher ein kritisches Niveau erreicht. Gleichzeitig fehlten durch das Versenden der Nahrungsmittel diese in der Heimat<sup>130</sup>.

126 *Ruttmann* (wie Anm. 42), S. 72. *Kempf* (wie Anm. 10), S. 20–40, hier S. 20.

127 StAGD 1334, Stadtpolizeiamt 16. Januar 1917.

128 Ebd.

129 Ebd.

130 Kriegskuchen, Zwieback, Schokolade, Wurst und Käse, aber auch Trauben und Alkohol in Flaschen wurden per Post an die Front versandt. Dass die Nahrung für solche „Liebesgaben“ einerseits vom Mund abgespart wurde und andererseits die Überwachung und Verteilung der Lebensmittel nicht unerheblich störte, versteht sich von selbst. *Kuhn* (wie Anm. 39), S. 123.

Vor allem aber war die dritte Phase der Nahrungsmittelbewirtschaftung vom Mangel und vom Hunger geprägt, kaum mehr Getreide und Fleisch, wenig Milch, einigermaßen ausreichend Kartoffeln und Obst – gespart wurde hier am Most, nur die Hälfte des Obstes durfte seit 1916 noch vermostet werden<sup>131</sup> – waren vorhanden. Vor allem im Winter 1917/18 machte sich der allgemeine Mangel außerordentlich bemerkbar. Es gab schlicht nichts mehr zu verteilen, weshalb mit den eigenen Regeln durch die Institutionen der Nahrungsmittelversorgung gebrochen und auch die Überwachung der Nahrungsmittelversorgung kaum mehr durchgeführt wurde<sup>132</sup>. Und auch andere Bestimmungen erregten den Unmut, so machte eine Eingabe an die Stadtverwaltung Schwäbisch Gmünd 1917 darauf aufmerksam, dass Hennen laut Gutachter auch in der Stadt im Schnitt 50 Eier legten, die daher auch abzugeben seien. Als Kompensation erhielten die Familien ein ihnen zustehendes *Freihuhn*, dessen Eier nicht abgegeben werden mussten<sup>133</sup>. Der Kampf ums Ei war aufgrund des Hungers wichtig, es konnte gerade in der Stadt das Überleben sichern. Hühner scheinen 1917 in ganz Südwestdeutschland ein wichtiges Thema der Nahrungsmittelversorgung gewesen zu sein, denn aus Baden ist eine Beschwerde eines Kleintierzüchtervereins belegt, der sich gegen eine Ablieferung von Eiern in der Zeit sperrte, in der die Hühner einfach keine Eier legten. Da Hühner leicht zu halten waren, wenig Fläche benötigten und sich auch von Insekten ernährten, eigneten sich Hühner noch besser als Ziegen zur Produktion von Protein.

Doch auch die Hühner konnten den Hunger nicht aufhalten. Dieser steigerte sich so sehr, dass es schließlich auch in Schwäbisch Gmünd zu Hungertoten kam. Es traf vor allem Alte, Kranke und Kinder,<sup>134</sup> „Auszehrung“ wurde zum geflügelten Wort in den Todesanzeigen. Auch wenn die Toten des Hungers von tödlich verlaufenen Erkrankungen abzugrenzen sind, belegt doch die Beobachtung, dass die Gmünder während des Krieges rund 20 % ihres Körpergewichts einbüßten, wie sehr der Hunger den Alltag der Menschen bestimmte.<sup>135</sup> Auch das Durchschnittssterbealter sank, während die Kindersterblichkeit stieg. Alles Anzeichen der Auswirkung des Hungers 1917/18<sup>136</sup>, wenngleich die genauen Zahlen hinter den unterschiedlichen Todesursachen und amtlichen Statistiken verborgen bleiben werden. Die geschwächten Menschen fielen 1918 dann der „Spanischen Grippe“ reihenweise zum Opfer, da sie aufgrund der Mangelernährung kaum mehr Abwehrkräfte hatten.<sup>137</sup>

131 HStAS, M 1/7 Bü 1297, 20. September 1916, 224.

132 Vgl. Anm. 107.

133 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 14. Juni 1917.

134 Vgl. dazu Irmgard *Zipperling*: Die Ernährung der Kinder und der Kranken in der Kriegszeit. In: *Unsere Ernährung* (wie Anm. 10), S. 81–100.

135 Vgl. Gerhard *Fritz* (Hg.): Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg. Schwäbisch Gmünd 2014, S. 121–128 und 138–142.

136 Vgl. dazu das Datenmaterial ebd., S. 141 sowie die Tabellen im Anhang.

137 Vgl. die Lage in Frankfurt am Main, in: *Regulski* (wie Anm. 5), S. 306 ff.

Noch wichtiger als in den Anfangstagen des Weltkrieges waren nun die Armen- und Bedürftigenspeisungen, die entweder von karitativen Einrichtungen oder vom Kommunalverband selbst eingerichtet wurden. Schon kurz nach Kriegsbeginn wurden in den größeren Städten solche Armenküchen eingerichtet, in den mittleren und kleineren Städten übernahmen – wie gesehen – die Stadtverwaltungen den Ankauf der Nahrungsmittel, um diese gegebenenfalls mit Verlust an die bedürftige Bevölkerung abzugeben. So dankte die Stadt Schwäbisch Gmünd der Gemeinde Alfdorf 1917 für die Lieferung von Milch für bedürftige Kinder<sup>138</sup>, die durch den Frauenverein verteilt wurden. So erhielten rund 200 Kinder sonntags einen Viertel Liter Milch zusätzlich<sup>139</sup>. Allerdings warfen solche gutgemeinten Speisungen die Frage auf, ob die Mengen nicht vorher der Nahrungsmittelüberwachung entzogen worden waren oder in anderer Weise eingespart wurden.

Die Speisungen und günstiger abgegebenen Nahrungsmittel sollten die einkommensschwächeren Bevölkerungsschichten versorgen und beruhigen, denn insgesamt fürchteten die Behörden, dass sich die Stimmung gegen die Politik und für die Annahme eines Friedens richten könnten: *daß die Erbitterung in der Bevölkerung sich täglich steigert. Dies kann zu schwersten Folgen führen und gibt einerseits den Nährboden für diesen einen Teil der Sozialdemokratie betriebene Propaganda für einen „Frieden um jeden Preis“ ab.*<sup>140</sup>

Größere Proteste oder Streiks waren in Schwäbisch Gmünd nicht zu erwarten, die Stadtbevölkerung fügte sich in ihr Schicksal. Die Quellen zeichnen gegen Ende des Krieges eine gewisse Lakonik aus, so beschwert sich ein Gemeinderat in Schwäbisch Gmünd, dass *z. Zt. wieder Mehlmangel dahier bestehe. Er halte sich für verpflichtet, hierauf aufmerksam zu machen, besonders in Rücksicht auf die wieder bevorstehende fleischlose Woche, damit entsprechende Vorsorge getroffen werden kann und nicht wieder Missstände in Bezug auf die Ernährung wie früher eintreten*<sup>141</sup>. In dieser Situation war es dann besonders unverständlich, wenn rare Lebensmittel durch unsachgemäße Lagerung verderben. Dies ging so weit, dass ein *aashafter Geruch im ganzen Gebäude erzeugt [wird], dass sich die Kranken in den Sälen dauernd beschwerten und eine Menge der im Untergeschoss neben der Küche lagernden Lebensmittel einen unangenehmen Geruch und Geschmack annahm und sogar teilweise unbrauchbar wurden*<sup>142</sup>.

Aufgrund dieser desolaten Lage begannen im Frühjahr 1917 in den anderen, größeren Industriestädten Württembergs erste Demonstrationen und Streiks<sup>143</sup>.

138 Die Fütterung der Kinder mit Flaschenmilch war noch während des Krieges ungewöhnlich, vgl. *Zipperling* (wie Anm. 134), S. 84.

139 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 12. Juli 1917.

140 HStAS M 1/6 Bü 1296, quad 6.

141 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 31. Oktober 1918

142 StAGD 1334, Gemeinderatsprotokoll 11. Juli 1918.

143 So beispielsweise in den Benzwerken in Mannheim.

Noch ging es darum, Lohnerhöhungen zu erstreiten, um die gestiegenen Nahrungsmittelpreise kompensieren zu können. Denn zum einen waren die Gewinnmargen der Unternehmen während des Krieges immens gestiegen. Die Arbeiterinnen und Arbeiter waren zwar durch höhere Löhne beteiligt worden, allerdings nicht in allen Branchen und auch nicht in der Höhe des allgemeinen Preisanstiegs. Daher versuchten die Arbeiter einen höheren Anteil am Gewinn der Unternehmen zu erstreiten. Weil aber die Unternehmen nicht auf die Forderungen eingingen, entwickelten sich die Streiks im Sommer des Jahres 1917 von wirtschaftlichen zu politischen Protestaktionen, in deren Verlauf größere politische Rechte und Mitbestimmung in den Unternehmen gefordert wurden. Die mangelhafte Nahrungsmittelversorgung, die immer schlechter wurde und die Geduld der Menschen überdehnte, bot den Anlass für politische Unruhe ab der Mitte des Jahres 1917, als sich aus den Streiks für einen höheren Lohn politische Streiks entwickelten<sup>144</sup>.

Im Winter 1917/18 sollte sich der Hunger noch steigern, der Steckrübenwinter war auch im deutschen Südwesten kaum ertragbar, wengleich die landwirtschaftliche Struktur Württembergs dem Hunger im Gegensatz zu den großen Ballungsräumen in Berlin oder dem Ruhrgebiet entgegen wirkten. Die Frühjahrsoffensiven 1918 machten noch einmal Hoffnung, zudem hätte eine gute Ernte 1918 vielleicht den Hunger gelindert. Die desolante militärische Lage führte aber rasch zur Revolution. Dass sich diese so schnell ausbreiten konnte, lag auch an der mangelnden Nahrungsmittelversorgung, so kamen schon kurz nach dem Waffenstillstand Gerüchte auf, dass nun Amerika für eine ausreichende Lebensmittelversorgung sorgen werde. In einem Telegramm vom 19. November 1918 heißt es, dass Nachrichten über eine *große zuweisung von lebensmittel durch amerika [...] unmöglich stimmen koennen. Bevoelkerung will infolgedessen keine einschränkungen mehr dulden*<sup>145</sup>. Dass es sich um Falschmeldungen handelte, die die Hoffnung der Bevölkerung aufgriff, war offensichtlich, aber die Hoffnung auf Besserung nach den langen Jahren der Entbehrung war stärker als die triste Realität.

Auch nach dem Waffenstillstand verbesserte sich die Nahrungsmittelversorgung nur langsam. Es verwundert daher dann auch nicht, dass sich in den Akten zur Nahrungsmittelversorgung kaum ein Bruch mit dem Ende des Ersten Weltkrieges finden lässt, vielmehr bestanden die Institutionen fort, bis in die 1920er Jahre hinein tagten Verpflegungsausschüsse und Lebensmittelkarten blieben auch in den Anfangsjahren der Weimarer Republik ein gewohntes Bild, auch wenn sich die Versorgung mit der Wiederzulassung von Nahrungsmittelimporten ab Mitte 1919 spürbar entspannte<sup>146</sup>.

144 Vgl. die Streiks in Frankfurt am Main 1918. *Regulski* (wie Anm. 5), S. 270–273.

145 HStAS E 74 Bü 490, 19. November 1918.

146 StAGD 1334.

## Fazit

Die Beschäftigung mit der Alltagsgeschichte der Nahrungsmittelversorgung und -bewirtschaftung zeigt auf, wie sehr sich der Erste Weltkrieg nicht nur an den Fronten abspielte, sondern jeden Menschen in Europa mit seinen Auswirkungen und Folgen erfasste. Der Krieg mochte mit seinen Kampfhandlungen weit entfernt sein, die knapper werdenden Nahrungsmittel führten jedem vor Augen, wie sich der Krieg in die Heimat fraß und dort die „Heimatfront“ entstehen ließ. Durch diese Beziehung war der Umgang mit knappen Nahrungsmitteln, vor allem die Verteilung des Wenigen in gewisser Weise kriegsentscheidend. Denn die schlechte Versorgung führte ab 1917 zu Aufruhr und auf langen Wegen 1918 zur Revolution.

Ebenso verrät der Umgang der Gesellschaft mit den Herausforderungen des Krieges viel über ihre Struktur. Bevorzugte man eher die private Organisation oder eine staatliche Ordnung, soll der Einzelne zum Gelingen beitragen oder muss der Staat eingreifen. Die nur halbherzig vollzogene Einführung des Höchstpreissystems und der Lebensmittelkarten zeigten, dass die Weigerung sich klar für ein marktwirtschaftlich-liberales oder ein staatlich-geplantes System zu entscheiden, die Nahrungsmittelverteilung hemmte und teilweise konterkarierte<sup>147</sup>. Immer wenn ein Problem der Nahrungsmittelversorgung gelöst schien, wenn ein Produkt mit einem Höchstpreis versehen war, tauchte ein neues Problem auf, so dass das Problem der Nahrungsmittelversorgung immer stärker wurde. Eine übergeordnete Strategie, die sowohl die Produktion, die Überwachung wie die Verteilung der Nahrungsmittel überwachte, konnte während des ganzen Weltkrieges nicht entwickelt werden. An Stelle dieser traten viele kleine Verordnungen und Gesetze, private und staatliche Vereinsgründungen, Kommunalverbände und Reichsstellen für einzelne Produkte, die nicht zur Lösung der Nahrungsmittelfrage, sondern immer zu noch mehr Verwirrung führten. Diese unterminierte schließlich das politische System und führte zu wachsender Instabilität. Die Bevölkerung glaubte schlicht nicht daran, dass die Verwaltung die großen Probleme des Hungers in den Griff bekommen könnte.

Die teils chaotische und widersprüchliche Organisation der Lebensmittelversorgung während des Ersten Weltkrieges belegt, wie wenig militaristisch das Kaiserreich gewesen war. Die Militärbehörden können zwar Höchstpreise festsetzen, versuchen aber schon 1915 die Verantwortung an zivile Stellen abzugeben – abgesehen von den Militärgouverneuren, die ihren Einflussbereich nicht geschmälert sehen wollten. Die Nahrungsmittelversorgung schien zudem zu unwichtig, als dass sich die Armee hier engagiert hätte, was ein schwerer strategi-

147 *Der freie Markt wurde ersetzt durch gemeinwirtschaftliche Maßnahmen, an die Stelle des Kaufmanns trat der Beamte, Ernährungsfürsorge wurde eingegliedert in den neu geschaffenen Organismus. Elsas, Kriegsernährungsorganisation, S. 16. In der Praxis freilich traten beide Formen parallel zueinander auf, weshalb es zu den beschriebenen Fehlallokationen kam.*

scher Fehler war. Eine bessere Nahrungsmittelversorgung hätte zwar nicht den Lauf der Geschichte geändert – der Krieg war schon im Herbst 1914 verloren – doch die Stimmung in der Bevölkerung positiv beeinflusst und vielleicht manchen Hungertoten vermieden.

# Krieg im Schatten

## Die Abwehr von Spionage und Sabotage in Württemberg während des Ersten Weltkrieges\*

von WOLFGANG MÄHRLE

### 1. Ein Spionagefall aus Waiblingen

*Waiblingen, 2. August] Die Verbindungsbrücke zwischen Neustadt und Waiblingen hat französischen Spionen Anlaß gegeben, einen Angriff mit allen Mitteln zu versuchen. Man bemerkte schon am 30. Juli abends 6 Uhr dort verdächtige Personen, die sich teils in FRAUENTRACHT, teils in der TRACHT DER ARBEITER DER ZIEGELEI- UND SEIDENFABRIKEN herumtrieben. Am Tag vor der Mobilmachung [31. Juli, W.M.] fuhr ein Auto an, dessen Insassen sich an der Brücke zu schaffen machten. Die Feldschützen wollten das Auto zum Stehen bringen und beschossen es. Die Insassen fuhren alsbald in der Richtung nach Stuttgart davon. Am 2. August] abends wurde das Auto in Stuttgart ermittelt. In Waiblingen werden nun der Bahnhof und alle Linien von einer unter dem Kommando des Feuerwehrkommandanten Beutler stehenden Mannschaft bewacht. Heute wurde in der Bahnhofstraße eine als Frau verkleidete Persönlichkeit VERHAFTET. [Hervorhebungen im Original, W.M.]*

Dieser Text erschien am Montag, dem 3. August 1914 unter dem Titel „Krieg. Französische Spione in Württemberg“ in der „Schwäbischen Kronik“<sup>1</sup>. Er war an hervorgehobener Stelle auf der ersten Seite links oben platziert. Die Publikation erfolgte – worauf am Ende des Textes hingewiesen wurde – mit offizieller Genehmigung des Generalkommandos des XIII. (königlich württembergischen) Armeekorps. Es handelte sich dabei um diejenige Behörde, die nach der Erklärung des Kriegszustands durch Kaiser Wilhelm II. am 31. Juli die vollziehende Gewalt in Württemberg innehatte.

Der zitierte Presseartikel aus der „Schwäbischen Kronik“ ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Auf drei Aspekte sei an dieser Stelle hingewiesen: Erstens ist die Publikation ein eindrücklicher Beleg für die große Furcht vor Spionageaktivitäten der Entente-Mächte, die zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Württem-

\* Für Hinweise danke ich Herrn Dr. Florian Altenhöner (Berlin).

1 Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung, Nr. 354 (Mittagsblatt) vom Montag, 3. August 1914.

Nr. 354.
Wittagsblatt.

Schwäbische Kronik

Montag
3. August 1914.

des Schwäbischen Vortages zweite Abteilung.

Frühe
Französische Spione in
Württemberg.

Die Schwäbische Spionage...
Während der letzten Tage...

Die Grenzschutzstellen in Ostpreußen.

Stuttgart 3. Aug. Die Ostpreußen in sämtlichen Grenzorten...
Die Grenzschutzstellen in Ostpreußen...

Stuttgart 3. Aug. Besonders reichlich gefallene sind...
Die Grenzschutzstellen in Ostpreußen...

Die Grenzschutzstellen sind am Sonntag von einem...
Die Grenzschutzstellen in Ostpreußen...

Die ewige Jagd.

Stuttgart 3. Aug. Die ewige Jagd...
Die ewige Jagd...

König Wilhelm an seine Truppen.

Stuttgart 2. Aug. Der Kaiser Wilhelm...
König Wilhelm an seine Truppen...

Freiwilliger Eintritt.

Stuttgart 2. Aug. Das Generalkommando...
Freiwilliger Eintritt...

Quartierverteilung in Stuttgart.

Stuttgart 3. Aug. Die Quartierverteilung...
Quartierverteilung in Stuttgart...

Der Reichshofrat...
Der Reichshofrat...

Freiwilrige Kampfenlage im Reich.

Stuttgart 3. Aug. Die freiwilrige Kampfenlage...
Freiwilrige Kampfenlage im Reich...

Amnestie.

Stuttgart 3. Aug. Die Amnestie...
Amnestie...

Die ewige Jagd.

Stuttgart 3. Aug. Die ewige Jagd...
Die ewige Jagd...

berg herrschte. Derartige Befürchtungen, vom Kriegsgegner ausspioniert zu werden, stellten keine regionale Besonderheit dar<sup>2</sup>. Sie waren im gesamten Deutschen Kaiserreich, aber auch bei den anderen Krieg führenden Mächten verbreitet. Die Furcht vor Ausspähung und Geheimnisverrat war in Europa im Sommer 1914 auch kein völlig neuartiges Phänomen. Sie war seit der Wende zum 20. Jahrhundert in größerem Umfang aufgetreten und hatte sich in den unmittelbaren Vorkriegsjahren kontinuierlich gesteigert. Hierbei spielte die Aufdeckung zahlreicher geheimdienstlicher Aktivitäten eine Rolle. Der spektakulärste Spionagefall in den Jahren vor 1914 war die Enttarnung des k. und k. Generalstabsoffiziers als eines russischen Spions Alfred Redl im Jahr 1913<sup>3</sup>. Ungeachtet dieser realen Gegebenheiten wies die um sich greifende Spionagefurcht im Juli und August 1914 unverkennbar irrationale Züge auf. Bereits die Zeitgenossen begriffen sie als pathologische Erscheinung und sprachen von einer grassierenden „Spionitis“<sup>4</sup>. In der aufgeheizten Situation zu Kriegsbeginn, als man befürchtete, dass gezielte Sabotageakte den – vor allem für die deutsche Kriegsstrategie entscheidenden – raschen Aufmarsch der Truppen behindern könnten, nahm die Furcht vor Spionage und Anschlägen teilweise hysterische Züge an. Ausländer, Personen mit ausländisch klingendem Namen oder Aussehen, aber auch als „staatsfeindlich“ eingestufte, politisch missliebige Menschen wurden in vielen Ländern Opfer von Beleidigungen, Pöbeleien, sozialem Boykott, vielfach auch von körperlicher Gewalt. Es kam in diesem Zusammenhang zu Todesfällen. Harry Graf Kessler, selbst im Fadenkreuz von Verdächtigungen, schildert in seinem Tagebuch einige drastische Fälle von tätlichen Übergriffen, die sich aufgrund von übertriebener Spionagefurcht in den ersten Kriegstagen im Deutschen Reich zugetragen haben<sup>5</sup>.

Zweitens wirft der zitierte Zeitungsartikel ein bezeichnendes Licht auf die Entstehung der „Spionitis“<sup>6</sup>. Die Furcht vor Spionage, Geheimnisverrat und Sabota-

2 Zum Folgenden vgl. bes. Florian *Altenhöner*: „Spionitis“ – reale Korrelate und Deutungsmuster der Angst vor Spionen, 1900–1914. In: Werner *Rammert* / Gunther *Knauth* / Klaus *Buchenau* / Florian *Altenhöner* (Hgg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen: Ethnologische, soziologische und historische Studien. Leipzig 2001, S. 77–91 (mit Bibliografie). Zu Frankreich: Gundula *Bavendamm*: Spionage und Verrat. Konspirative Kriegserzählungen und französische Innenpolitik 1914–1917. Essen 2004, hier bes. S. 52–71.

3 Vgl. bes. Georg *Markus*: Der Fall Redl. Wien / München 1984; Albert *Pethö*: Oberst Redl. In: Wolfgang *Krieger* (Hg.): Geheimdienste in der Weltgeschichte. Spionage und verdeckte Aktionen von der Antike bis zur Gegenwart. München 2003, S. 138–150; Manfred *Rauchensteiner*: Redl, Alfred. In: Neue Deutsche Biographie. Band 21. Berlin 2003, S. 244–245; Verena *Moritz* / Hannes *Leidinger*: Oberst Redl. Der Spionagefall, der Skandal, die Fakten. Wien 2012.

4 Vgl. z. B. den Artikel „War es denn immer so, oder seit wann grassiert denn eigentlich diese moderne Spionitis?“ in der Deutschen Tageszeitung, Ausgabe vom 30. März 1912, Nr. 165 (zitiert nach *Altenhöner*, Spionitis (wie Anm. 2), S. 77)

5 Harry Graf *Kessler*: Das Tagebuch 1880–1937, Bd. 5: 1914–1916. Hg. v. Günter *Riederer* und Ulrich *Ott*. Stuttgart 2008, S. 81 (Eintrag vom 5.8.1914).

6 Vgl. in diesem Kontext die sehr knappe, aber anschauliche Schilderung von Walter *Nicolai*: Geheime Mächte. Internationale Spionage und ihre Bekämpfung im Weltkrieg und heute. Leipzig <sup>2</sup>1924 (=1923), S. 54.

ge war in Württemberg wie andernorts zunächst vor allem innerhalb der Militär- und Polizeibehörden verbreitet. Einzig die amtlichen Stellen waren in der Lage, sich ein auf Fakten und Indizien gestütztes Bild über die von den Kriegsgegnern betriebene Ausspähung zu machen. Die Öffentlichkeit war in der Vorkriegszeit in erster Linie durch Presseberichte über die Ergreifung von Spionen sowie über Gerichtsverfahren gegen einzelne Agenten für das Thema Spionage sensibilisiert worden<sup>7</sup>. In der national aufgeladenen Erregung der ersten Kriegswochen 1914 änderte sich dieses Bild. Amtliche Warnungen vor feindlicher Spionage und Sabotage, die im Deutschen Kaiserreich unkoordiniert durch verschiedene militärische und zivile Behörden erfolgten, sowie häufige Presseartikel über die Gefahren des Ausspähens führten dazu, dass die Möglichkeit feindlicher Agententätigkeit nunmehr in breiten Bevölkerungskreisen diskutiert wurde. Damit waren die Voraussetzungen für die sich entwickelnde Spionage- und Sabotagehysterie des Sommers 1914 gegeben. Aus heutiger Perspektive war das behördliche Handeln zu Kriegsbeginn unangemessen<sup>8</sup>. Denn in der Realität wurde der Aufmarsch des deutschen Heeres nicht entscheidend durch Anschläge behindert.

Doch spiegelten die hektischen Aktivitäten der Behörden nicht nur amtsinterne Ängste und in vielen Fällen auch eine gewisse Überforderung der Beamten angesichts eines neuen Bedrohungsszenarios. Sie waren durchaus von nachvollziehbaren Motiven geleitet. Zum einen sollte die breite Streuung von Spionage- und Sabotagenachrichten dazu dienen, die Bevölkerung auf die Kriegssituation und ihre von der Friedenszeit differierenden Anforderungen einzustimmen. Zum zweiten hofften die staatlichen Akteure, die Bürgerinnen und Bürger für die Bekämpfung feindlicher Agenten nutzbar machen zu können. Die Erwartungen, die Zivilbevölkerung könnte bei der Enttarnung von Spionen und Saboteuren mitwirken, sollten sich indes kaum erfüllen. Die vielfach grundlosen Verdächtigungen Unschuldiger im Sommer 1914 und die gewaltsamen Übergriffe auf unbescholtene Bürger erschwerten im Gegenteil in nicht unerheblicher Weise die behördliche Arbeit<sup>9</sup>. Obwohl Militär und Polizei zu Kriegsbeginn nicht angemessen handelten, gibt es keine konkreten Hinweise darauf, dass die allgemeine Furcht vor Spionage und Sabotage von einzelnen Akteuren des Sicherheitsapparats gezielt geschürt und zu sachfremden Zwecken instrumentalisiert worden wäre<sup>10</sup>.

Drittens verweist der in der „Schwäbischen Kronik“ aufgegriffene Waiblinger Spionagefall auf ein Charakteristikum des Ersten Weltkrieges, das diesen militärischen Konflikt von früheren grundsätzlich unterschied. Der von 1914 bis 1918

7 Unklar bleibt, inwiefern literarische Fiktionalisierungen, d. h. Agentenromane, zur Sensibilisierung der breiten Öffentlichkeit für das Thema Spionage beitrugen; vgl. *Altenhöner*, Spionitis (wie Anm. 2), S. 82.

8 Zur Bewertung des behördlichen Verhaltens im Sommer 1914 vgl. *Altenhöner*, Spionitis (wie Anm. 2), S. 81.

9 *Nicolai*, Geheime Mächte (wie Anm. 6), S. 54 f.

10 So *Altenhöner*, Spionitis (wie Anm. 2), S. 81.

geführte Krieg war ubiquitär<sup>11</sup>. Er fand nicht nur an der Front, sondern seit seinem Beginn auch im Heimatgebiet statt. Die im Sommer 1914 verbreitete „Spionitis“ machte diese neuartige Konstellation in spektakulärer Weise bewusst. Der rasche und reibungslose Transport der deutschen Truppen ins Feld konnte nur gelingen, wenn befürchtete Sabotageakte unterbunden werden konnten. Mit fortschreitender Dauer des Krieges sollte sich mehr und mehr erweisen, dass die Mobilisierung der in der Heimat konzentrierten Ressourcen einen entscheidenden Faktor für den militärischen Erfolg darstellte. Dabei kam der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Krieg führenden Staaten entscheidende Bedeutung zu. In der subjektiven Wahrnehmung der Zeitgenossen, weniger – wie wir heute wissen – in der Realität der Kriegführung, blieb aber auch die Frage der Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage ein wichtiger Gesichtspunkt in diesem Zusammenhang<sup>12</sup>. Auch nachdem die in der ersten Kriegsphase feststellbaren Auswüchse der Spionagehysterie abgeklungen waren, war die Furcht vor Ausspähung und Sabotage im öffentlichen Diskurs präsent und prägte das staatliche Handeln nachhaltig. Die vermeintliche oder tatsächliche Relevanz des Themas wurde dabei immer wieder durch spektakuläre, in den zeitgenössischen Medien breit diskutierte Spionagefälle aktualisiert, wie z. B. die Enttarnungen der Edith Cavell (hingerichtet am 12. Oktober 1915)<sup>13</sup> und der Mata Hari (hingerichtet am 15. Oktober 1917)<sup>14</sup>.

Über die während des Ersten Weltkrieges von den Konfliktparteien betriebene nachrichtendienstliche Tätigkeit liegt eine Vielzahl an Veröffentlichungen vor. Das Thema Spionage stieß lange Zeit vor allem auf publizistisches und lite-

11 Die Ubiquität ist ein Kennzeichen des Partisanenkrieges; vgl. Herfried *Münkler* (Hg.): *Der Partisan. Theorie, Strategie, Gestalt*. Opladen 1990, S. 25. Von der umfangreichen allgemeinen Literatur über den Ersten Weltkrieg seien an dieser Stelle lediglich drei grundlegende neuere Werke erwähnt: Gerhard *Hirschfeld* / Gerd *Krumeich* / Irina *Renz* (Hgg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn [u. a.] 2004 (1. Auflage 2003); Wolfgang J. *Mommsen*: *Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918* (= Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 17). Stuttgart 2004; Gerhard *Hirschfeld* / Gerd *Krumeich*: *Deutschland im Ersten Weltkrieg*. Frankfurt/ Main 2013. Zu den Kriegserfahrungen an der Front und in der Heimat vgl. u. a. Benjamin *Ziemann*: *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*. Essen 1997; Roger *Chickering*: *Freiburg im Ersten Weltkrieg*. Paderborn 2009.

12 Knapper Überblick: Gundula *Bavendamm*: *Spionage*. In: *Hirschfeld / Krumeich / Renz* (wie Anm. 11), S. 861–862.

13 Jay *Winter*: *Cavell, Edith Louisa*. In: *Hirschfeld / Krumeich / Renz* (wie Anm. 11), S. 408–409; Diana *Souhami*: *Edith Cavell*. London 2010.

14 Vgl. v. a. Erika *Ostrovsky*: *Eye of dawn. The Rise and Fall of Mata Hari*. New York 1978; Massimo *Grillandi*: *Mata Hari*. Mailand 1982; Fred Kupferman: *Mata Hari. Songes et mensonges*. Paris 1982 (dt. unter dem Titel „Träume und Lügen“. Berlin 1992); Julie *Wheelwright*: *The Fatal Lover. Mata Hari and the Myth of Women in Espionage*. London 1992; Léon *Schirmann*: *L’Affaire Mata Hari. Enquête sur une machination*. Paris 1994; Gerhard *Hirschfeld*: *Mata Hari: die größte Spionin des 20. Jahrhunderts?* In: *Krieger, Geheimdienste in der Weltgeschichte* (wie Anm. 3), S. 151–169; Pat *Shipman*: *Femme Fatale. Love, Lies and the Unknown Life of Mata Hari*. London 2007; Philippe *Collas*: *Mata-Hari. Sa véritable histoire*. Paris 2003 (dt. unter dem Titel „Mata Hari. Ihre wahre Geschichte“. München/ Zürich 2010).

rarisches Interesse – und war darüber hinaus Gegenstand zahlreicher Filme<sup>15</sup>. Ein Großteil der vorhandenen historischen Veröffentlichungen bezieht sich auf die erwähnten spektakulären, schon während des Weltkrieges international rezipierten Spionagefälle. Die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte der deutschen Nachrichtendienste vor 1918 setzte demgegenüber spät ein<sup>16</sup>. Nicht zuletzt aus diesem Grund blieb das Bild der Dienste bis in die jüngste Vergangenheit geprägt von den Erinnerungen und Erfahrungsberichten, die der ehemalige Chef der Nachrichtenabteilung beim Großen Generalstab Walter Nicolai in den 1920er Jahren publiziert hatte<sup>17</sup>. Erst seit der Jahrtausendwende ist, unter anderem durch überraschende Quellenfunde nach dem Ende des Kalten Krieges angeregt<sup>18</sup>, ein verstärktes Interesse an der frühen deutschen Geheimdienstgeschichte feststellbar. Innerhalb weniger Jahre erschienen zahlreiche Studien, die unser Wissen über die Organisation, das Personal und die Tätigkeit der deutschen Nachrichtendienste im Kaiserreich maßgeblich erweiterten. In mehreren dieser Arbeiten wurden Fragen der Spionageabwehr thematisiert, die im Rahmen dieses Aufsatzes besonders interessieren. Zu den ersten wichtigen Publikationen, die die neue Hinwendung zur Geschichte der deutschen Nachrichtendienste dokumentierten, zählt ein Aufsatz von Dieter K. Buse aus dem Jahr 2000<sup>19</sup>. Buse arbeitete ver-

15 Deutsche Publizistik über die Spionage im Ersten Weltkrieg: Wilhelm *Fischer*: Spionage, Spione und Spioninnen. Stuttgart 1919; Hans Rudolf *Bernsdorff*: Spionage! Stuttgart 1929; Friedrich *Felder* (Hg.): Was wir vom Weltkrieg nicht wissen. Berlin 1929; Hans Henning *Grote* (Hg.): Vorsicht! Feind hört mit! Eine Geschichte der Weltkriegs- und Nachkriegsspionage. Berlin 1930; Die Weltkriegsspionage (Original-Spionage-Werk). Authentische Enthüllungen über Entstehung, Art, Arbeit, Technik, Schliche, Handlungen, Wirkungen und Geheimnisse der Spionage vor, während und nach dem Kriege auf Grund amtlichen Materials aus Kriegs-, Militär-, Gerichts- und Reichsarchiven. Vom Leben und Sterben, von den Taten und Abenteuern der bedeutendsten Agenten bei Freund und Feind. München 1931; Wolfgang *Förster* (Hg.): Kämpfer an vergessenen Fronten [...] Kolonial-, See-, Lufkrieg, Spionage. Berlin 1931. Der Spionageroman erfreute sich besonders in England großer Beliebtheit; vgl. hierzu bes. Jens-Peter *Becker*: Der englische Spionageroman: historische Entwicklung, Thematik, literarische Form. München 1973; Jost *Hindersmann*: Der britische Spionageroman. Vom Imperialismus bis zum Ende des Kalten Krieges. Darmstadt 1995. Zur Entstehung und Entwicklung des Spionagefilms vgl. zusammenfassend Alan R. *Booth*: The Development of the Espionage Film. In: Wesley K. *Wark* (Hg.): Spy fiction, Spy films and real intelligence. London 1991, S. 136–160.

16 Vgl. Gert *Buchheit*: Der deutsche Geheimdienst. Geschichte der militärischen Abwehr. München 1966; Heinz *Höhne*: Der Krieg im Dunkeln. Macht und Einfluss der deutschen und russischen Geheimdienste. München 1985; Friedhelm *Koopmann*: Diplomatie und Reichsinteresse. Das Geheimdienstkalkül in der deutschen Amerikapolitik 1914–1917. Frankfurt/Main [u. a.] 1990.

17 Walter *Nicolai*: Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg. Berlin 1920; *ders.*, Geheime Mächte (wie Anm. 6). Eine wichtige Quelle für die Geschichte des deutschen militärischen Nachrichtendienstes ist der sog. Gempp-Bericht: Friedrich *Gempp*: Geheimer Nachrichtendienst und Spionageabwehr des Heeres. Der unveröffentlichte Bericht aus den Jahren 1928 bis 1944 ist mit Ausnahme der Bände 3 (Textteil) und 11 im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg/Br. erhalten.

18 Jürgen W. *Schmidt*: Tales from Russian Archives: Walter Nicolai's Personal Document Collection. In: Newsletter – International Intelligence History Study Group 7 (1999), Heft 1, S. 10–14.

19 Dieter K. *Buse*: Domestic Intelligence and German Military Leaders, 1914–1918. In: Intelligence and National Security 15 (2000), S. 42–59.

schiedene innenpolitische Implikationen heraus, welche die Tätigkeit der deutschen Abwehrorgane hatte. Seine Veröffentlichung verdeutlichte, dass Studien zur Spionageabwehr über ein nicht zu unterschätzendes heuristisches Potenzial für die Analyse der Verfassungsentwicklung des Reiches während des Krieges sowie für die Untersuchung des Alltags in der deutschen Kriegsgesellschaft aufweisen. Nachdem Thomas Boghardt 2004 eine Monografie zu den Aktivitäten des deutschen Marinennachrichtendienstes in Großbritannien während des Ersten Weltkrieges vorgelegt hatte<sup>20</sup>, erschien ein Jahr später der von Markus Pöhlmann herausgegebene Sammelband „Towards a New History of German Military Intelligence in the Era of the Great War: Approaches and Sources“, der ein Themenheft des „The Journal of Intelligence History“ bildete<sup>21</sup>. In diesem Buch wurden grundlegende Probleme beschrieben, die sich bei der Erforschung der frühen deutschen Geheimdienstgeschichte stellten, und darüber hinaus für verschiedene Themenfelder neue Forschungsergebnisse vorgestellt. Florian Altenhöner kommt das Verdienst zu, in diesem Sammelband Organisation und Aufgabenfelder der deutschen Spionageabwehr während des Ersten Weltkrieges konzipiert beschrieben zu haben<sup>22</sup>. Wesentliche neue Erkenntnisse zum Nachrichtendienst beim Großen Generalstab und zur Spionageabwehr vor 1914 enthielten neben den genannten Arbeiten die seit den ausgehenden 1990er Jahren erscheinenden Veröffentlichungen von Jürgen W. Schmidt<sup>23</sup>. Vor allem die 2006 im Druck erschienene Dissertation Schmidts stellt einen Meilenstein in der Erforschung der frühen deutschen Geheimdienstgeschichte dar. Schließlich sei auf die 2008 erschienene kommunikationsgeschichtliche Dissertation von Florian Altenhöner hingewiesen<sup>24</sup>. Altenhöner nutzte Quellen, die im Zuge der Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage im Deutschen Reich und in Großbritannien entstanden waren, für Analysen über die öffentliche Kommunikation und ihre Kontrolle in den Jahren 1914 bis 1918. Damit wurde der hohe Quellenwert der nachrichtendienstlichen Überlieferung sowie der Akten von Einrichtungen der Spionageabwehr für ein – neben der Politikgeschichte – weiteres Forschungsfeld jenseits der Geheimdienstgeschichte gezeigt<sup>25</sup>.

20 Thomas *Boghardt*: Spies of the Kaiser – German Covert Operations in Great Britain during the First World War Era. Basingstoke 2004.

21 Markus *Pöhlmann* (Hg.): Towards a New History of German Military Intelligence in the Era of the Great War: Approaches and Sources. In: The Journal of Intelligence History 5 (2005).

22 Florian *Altenhöner*: Total War – Total Control? German Military Intelligence on the Home Front 1914–1918. In: *Pöhlmann* (wie Anm. 21), S. 55–72.

23 Vgl. bes. Jürgen W. *Schmidt*: Gegen Russland und Frankreich. Der deutsche militärische Geheimdienst 1890–1914. Ludwigsfelde 2006 (2007, 2009); *ders.* (Hg.): Geheimdienste, Militär und Politik in Deutschland. Ludwigsfelde 2008. Für den vorliegenden Aufsatz thematisch weniger einschlägig ist: *ders.* (Hg.): Geheimdienste in Deutschland: Affären, Operationen, Personen. Ludwigsfelde 2013.

24 Florian *Altenhöner*: Kommunikation und Kontrolle. Gerüchte und städtische Öffentlichkeiten in Berlin und London 1914/1918. München 2008.

25 Eine Verknüpfung der Spionagethematik mit Fragen der politischen Geschichte brachte außer

Ungeachtet der zahlreichen Publikationen, die seit der Jahrtausendwende zur Geschichte der frühen deutschen Nachrichtendienste erschienen sind, fehlen bisher regionalgeschichtliche Studien über die Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage während des Ersten Weltkrieges. An diesem Punkt setzt der vorliegende Aufsatz an. Erstmals werden Organisation und Dienstaufgaben der in Württemberg zwischen 1914 und 1918 bestehenden Abwehrbehörden im Zusammenhang dargestellt. Damit soll zum einen eine offensichtliche Forschungslücke geschlossen werden. Zum anderen zielt der Aufsatz darauf ab, die Grundlagen für weitere – sehr wünschenswerte – Spezialforschungen zur Spionageabwehr im Bereich des XIII. Armeekorps zu schaffen.

Die Quellenlage für eine regionalgeschichtliche Analyse zur Spionageabwehr ist in Württemberg als gut, wenngleich nicht als optimal zu charakterisieren. Den bedeutendsten Quellenbestand zum Thema bilden die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart überlieferten Unterlagen des Stellvertretenden Generalkommandos des XIII. (königlich württembergischen) Armeekorps<sup>26</sup>. Weitere wichtige Informationen enthält das Schriftgut württembergischer Ministerien, vor allem die Akten des Kriegsministeriums, des Ministeriums des Innern sowie des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten. Fast vollständig verloren sind hingegen die Unterlagen der für die Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage in Württemberg landesweit zuständigen Polizeibehörden<sup>27</sup>. Auch von den Akten der württembergischen Postüberwachungsstellen haben sich nur wenige Reste erhalten<sup>28</sup>. Die genannten Bestände werden ergänzt durch einige wenige Dokumente privater Provenienz, so Unterlagen aus dem Nachlass des langjährigen Stuttgarter Polizeipräsidenten Rudolf Klaiber<sup>29</sup>.

## **2. Nur bedingt kriegsbereit: Spionage und Spionageabwehr im Deutschen Reich und in Württemberg bis 1914**

### *2.1 Deutsche Spionageabwehr vor 1914: Defizite und Reformen*

Die modernen Geheimdienste entstanden seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>30</sup>. Der Bedeutungszuwachs nachrichtendienstlicher Tätigkeit resultierte

der erwähnten Arbeit von Buse die der französischen Innenpolitik gewidmete Dissertation von Gundula Bavendamm (vgl. *Bavendamm: Spionage und Verrat* (wie Anm. 2)).

<sup>26</sup> Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS), M 77/1. Findbuch zum Bestand: Stellvertretendes Generalkommando XIII. (Königl. Württ.) Armeekorps. Inventar des Bestands M 77/1 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Bearbeitet von Anita *Raith* und Bernhard *Theil* unter Mitwirkung von Werner *Urban*. Stuttgart 1993.

<sup>27</sup> HStAS, M 327 (Unterlagen der militärischen Zentralpolizeistelle). Die Akten der königlich-württembergischen Landespolizeizentralstelle bzw. des Landespolizeiamts sind nicht überliefert.

<sup>28</sup> HStAS, M 326.

<sup>29</sup> HStAS, Q 1/50.

<sup>30</sup> Überblick: Wolfgang *Krieger*: *Geschichte der Geheimdienste. Von den Pharaonen bis zur CIA.*

vor allem aus der zunehmenden Technisierung und Industrialisierung des Krieges. Nachdem die Dienste in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens zumeist personell und finanziell schwach ausgestattet waren und ihre Tätigkeit innerhalb des Militärs kein hohes Ansehen genoss, ist nach 1900 in vielen Staaten ein rascher Ausbau der nachrichtendienstlichen Strukturen erkennbar<sup>31</sup>. Parallel dazu erfolgte eine Verstärkung der Abwehrmaßnahmen gegen feindliche Ausspähung. Für diese Intensivierung von Spionage und Spionageabwehr spielten die sich verschlechternden internationalen Beziehungen im Vorfeld des Ersten Weltkrieges sowie der russisch-japanische Krieg von 1904/05, der die Bedeutung der nachrichtendienstlichen Informationsgewinnung und -verarbeitung in hohem Maße bewusst machte, eine wesentliche Rolle.

Obwohl alle europäischen Großmächte zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre nachrichtendienstlichen Organisationen ausbauten, bestanden hinsichtlich der personellen und finanziellen Ausstattung dieser Dienste sowie ihrer Leistungsfähigkeit erhebliche Unterschiede. Die nachrichtendienstlichen Einrichtungen im Deutschen Kaiserreich konnten sich mit den konkurrierenden Organisationen in Frankreich, England und Russland nicht messen<sup>32</sup>. Das Reich verfügte im Unterschied zu den Staaten der Triple-Entente lediglich über militärische Geheimdienste: den bereits mehrfach erwähnten Nachrichtendienst des Großen Generalstabs sowie den – weniger bedeutenden – Marinennachrichtendienst<sup>33</sup>. Es existierten hingegen keine Dienste, deren Aufgabe in der Ausforschung politischer und wirtschaftlicher Gegebenheiten in anderen Staaten bestanden hätte. Der Nachrichtendienst des Heeres bildete beim Großen Generalstab seit 1889 die Sektion IIIb, nach Kriegsbeginn 1914 die Abteilung IIIb. Er bestand bis 1906 nur aus einem Generalstabsoffizier sowie einigen unzulänglich ausgebildeten

München 2009, hier bes. 146–186. Vgl. auch Helmut Roewer / Stefan Schäfer / Matthias Uhl (Hg.): Lexikon der Geheimdienste im 20. Jahrhundert. München 2003.

31 Schmidt, Gegen Russland und Frankreich (wie Anm. 23), S. 177–195.

32 So bereits der Befund von Nicolai, Geheime Mächte (wie Anm. 6), passim. Vgl. auch Ludwig Richter: Military and Civil Intelligence Services in Germany from World War I to the End of the Weimar Republic. In: Heike Bungert/ Jan G. Heitmann/ Michael Wala (Hgg.): Secret Intelligence in the Twentieth Century. London [u. a.] 2003, S. 1–22, hier S. 4. Über die Geheimdienste der großen europäischen Mächte zu Beginn des 20. Jahrhunderts liegen fundierte Darstellungen vor; vgl. bes. Albert Pethö: Agenten für den Doppeladler – Österreich-Ungarns Geheimer Dienst im Weltkrieg 1998; Michail Alekseev: Voennaja razvedka Rossii – Ot Rjurika do Nikolaja II. 2 Bde. Moskau 1998; Olivier Lahaie: Renseignements et services de renseignements en France pendant la guerre de 1914–1918: 2ème bureau et 5ème bureau de l'Etat Major de l'Armée; 2ème bureau du G.Q.G. (section de renseignement, section de centralisation des renseignements). Diss. (Paris-Sorbonne IV) 2006; Keith Jeffery: MI6. The History of the Secret Intelligence Service 1909–1949. London 2010.

33 Zum deutschen Nachrichtendienst vor 1914 vgl. Nicolai, Geheime Mächte (wie Anm. 6); Buchheit, (wie Anm. 16), S. 17–31; Boghardt (wie Anm. 20); Robert T. Foley: Easy Target or Invincible Enemy? German Intelligence Assessments of France Before the Great War. In: Pöhlmann (wie Anm. 21), S. 1–24; Schmidt, Gegen Frankreich und Russland (wie Anm. 23); Hilmar-Detlef Brückner: Die Nachrichtenoffiziere (N.O.) der Sektion/ Abteilung III B des Großen Generalstabes der Preußisch-Deutschen Armee 1906–1918. In: Schmidt, Geheimdienste, Militär und Politik (wie Anm. 23), S. 16–76, hier S. 19–45.

und inaktiven Nachrichtenoffizieren, deren Dienststellen sich an den Grenzen des Reichs befanden<sup>34</sup>. Erst nachdem der tatkräftige Walter Nicolai (1873–1947) Anfang 1913 die Leitung des Dienstes übernommen hatte, wurde dieser sukzessive zu einer schlagkräftigen Organisation ausgebaut<sup>35</sup>. Seine Tätigkeit war in der Vorkriegszeit hauptsächlich gegen Russland und Frankreich gerichtet<sup>36</sup>. Nicht nur auf dem Gebiet der aktiven Spionage, d. h. der Gewinnung nachrichtendienstlich verwertbarer Informationen, war das Deutsche Reich den anderen europäischen Großmächten zu Beginn des 20. Jahrhunderts unterlegen. Auch im Bereich der Spionageabwehr – bisweilen auch als „Gegenspionage“ bezeichnet – bestanden grundlegende Defizite<sup>37</sup>. Bei der Bekämpfung feindlicher Agenten kooperierten im Reich militärischer Nachrichtendienst und Polizeibehörden. Für den personell und finanziell lange Zeit schlecht ausgestatteten Nachrichtendienst bildete die Spionageabwehr eine Nebenaufgabe. Die Polizeibehörden, denen die Abwehr feindlicher Dienste primär oblag, waren aus strukturellen Gründen kaum in der Lage, diese Aufgabe in zufrieden stellender Weise zu erfüllen. Ein wesentliches Problem stellte dabei die polizeiliche Organisation dar. Im Deutschen Reich existierte bis 1906 keine Polizeibehörde, die mit reichsweiten Befugnissen ausgestattet die Aufgaben der Spionageabwehr wahrgenommen hätte. Die Tatsache, dass die Polizeihohheit bei den Bundesstaaten lag, erschwerte eine einheitliche Abwehr von Spionagetätigkeiten, die naturgemäß auf das ganze Kaiserreich und nicht auf einzelne Regionen bzw. Mitgliedstaaten bezogen waren. Hinzu kam, dass die Polizei zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch auf der Ebene der Bundesstaaten nicht in einer Weise organisiert war, die einer effektiven Verfolgung von Spionagedelikten angemessen war. Dies wird am Beispiel Württembergs sehr deutlich<sup>38</sup>. Hier war das Polizeiwesen – wie auch andernorts – traditionell Aufgabe der Kommunen. Das Prinzip der kommunalen Zuständigkeit für die Polizei war in der Gemeindeordnung vom 28. Juli 1906 noch einmal

34 Nicolai, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 19.

35 Kurzbiografie: Nicolai, Walter. In: *Roewer / Schäfer / Uhl* (wie Anm. 30), S. 315. Vgl. daneben: Arnold *Rechberg*, *Reichsniedergang*. München 1919; Curt *Riess*: *Total Espionage*. New York 1941; Jean *Bardanne*: *Le colonel Nicolaï [sic!]: Espion de génie: Le véritable Organisateur de la révolution bolchevique et de l'Hiltlérisme, son succédané*. Paris 1947; *Žan Taratuta / Aleksandr Zdanovic*: *Tainstvennyj šef Mata Chari. Sekretnoe dos'e KGB No. 21152*. Moskau 2000; Klaus-Walter *Frey*: *Oberst Walter Nicolai, Chef des deutschen militärischen Nachrichtendienstes III B im Großen Generalstab (1913–1918). Mythos und Wirklichkeit – biographische Beiträge*. In: *Schmidt*, *Geheimdienste, Militär und Politik* (wie Anm. 23), S. 135–198. Kenneth J. *Campbell*: *Colonel Walter Nicolai: A Mysterious but Effective Spy*. In: *American Intelligence Journal* 27 (2009), S. 83–89.

36 Vgl. bes. *Schmidt*, *Gegen Russland und Frankreich* (wie Anm. 23).

37 Zur Spionageabwehr vor 1914 vgl. *Nicolai*, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 15–41; *Altenhöner*, *Total War* (wie Anm. 22), S. 56–59; *Schmidt*, *Gegen Russland und Frankreich* (wie Anm. 23).

38 Alfred *Dehlinger*: *Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute*. 2 Bde. Stuttgart 1953, hier Bd. 1, S. 297–306; Manfred *Teufel*: *Die südwestdeutsche Polizei im Obrigkeits- und Volksstaat. Daten – Fakten – Strukturen 1807–1932. Zur Geschichte der Polizei in Baden, Württemberg und Hohenzollern*. Holzkirchen/ Obb. 1999, bes. S. 8–26, 78–86.

bestätigt worden<sup>39</sup>. Neben der gemeindlichen Polizei bestand in Württemberg seit 1807 das Landjägerkorps als landesweit zuständige Einrichtung, welche die kommunalen Polizeibehörden bei der Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sowie bei der Verfolgung strafbarer Handlungen zu unterstützen hatte. Seit 1910 war das Landjägerkorps in zwei Bezirke eingeteilt, der Sitz der beiden Bezirkskommandos war jeweils Stuttgart. Im Landjägerkorps dienten zu diesem Zeitpunkt drei Offiziere und 601 Mann. Es leuchtet ein, dass diese polizeiliche Organisation mit ihrer Kombination aus kommunaler und landesweiter Zuständigkeit der Polizeibehörden, jedoch ohne zentrale Koordinationsstelle denkbar ungeeignet zur Spionagebekämpfung war.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Festnahmen und Verurteilungen wegen Spionage und Landesverrats im Gebiet des Deutschen Kaiserreichs stark zu<sup>40</sup>. Dies war lediglich zum Teil auf Verbesserungen bei der Spionageabwehr zurückzuführen. Mindestens ebenso sehr fiel ins Gewicht, dass die Ausspähaktivitäten vor allem des französischen und russischen Geheimdienstes in dieser Zeit eine erhebliche Intensivierung erfuhren<sup>41</sup>. Im Fall Russlands hing dies unter anderem mit der Wendung des Zarenreichs nach Europa im Anschluss an die Niederlage im Krieg gegen Japan 1904/05 zusammen.

Die gestiegene Zahl von Anklagen wegen Spionage alarmierte die für die militärische Sicherheit Verantwortlichen. In der Zeit unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges sind im Deutschen Reich verstärkt Initiativen zur Verbesserung der Spionageabwehr zu erkennen. Wichtig war vor allem die Durchführung organisatorischer Reformen. Zum 1. Januar 1907 nahm beim Polizeipräsidenten Berlin eine der politischen Polizei nachgeordnete „Staatspolizei Central-Stelle“ ihre Tätigkeit auf<sup>42</sup>. Diese Stelle, deren Personalkörper in den Folgejahren stark erweitert werden sollte, war befugt, im gesamten Reichsgebiet gegen feindliche Agenten zu ermitteln und diese zu verfolgen. Neben der Berliner Einrichtung wurden in den größeren Bundesstaaten des Reiches Polizeistellen mit landesweiten Kompetenzen im Bereich der Spionageabwehr eingerichtet. In Württemberg fungierte seit dem 2. Juli 1907 eine bei der Stadtdirektion Stuttgart bestehende staatliche „Zentralpolizeistelle“ als zentrale Institution für die Sammlung

39 Vgl. Regierungsblatt für das Königreich Württemberg, 23. August 1906 (v.a. Abschnitt VI, Art. 162–167).

40 Zahlen und Bewertung bei *Nicolai*, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 30–31; *Schmidt*, *Gegen Russland und Frankreich* (wie Anm. 23), S. 667–670. Vgl. auch Jürgen W. *Schmidt*: *Der russische militärische Nachrichtendienst während des russisch-japanischen Krieges 1904/1905 in der Mandschurei und zur See*. In: *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung* 25 (2001), S. 111–129 (basiert auf Schmidts Magisterarbeit von 1997).

41 *Nicolai*, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 17–19, 24–28. Vgl. dazu die Bemerkung von *Schmidt*, *Gegen Russland und Frankreich* (wie Anm. 23), S. 376. Zum russischen Geheimdienst bis 1918 vgl. auch *Höhne* (wie Anm. 16), S. 9–249.

42 Information der württembergischen Regierung über die Einrichtung der „Staatspolizei Central-Stelle“ durch den preußischen Innenminister Theobald von Bethmann-Hollweg: HStAS, E 130b BÜ 3801, Qu 30, Schreiben Bethmann-Hollwegs vom 31. Januar 1907.

und Auswertung der bei den Polizeibehörden eingehenden Informationen zur Spionage<sup>43</sup>. In den Jahren unmittelbar vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges scheiterten Bemühungen um eine nationale Organisation der Spionageabwehr unter Einbeziehung der in den Bundesstaaten existierenden Behörden<sup>44</sup>. Maßgebliche Ursachen hierfür waren finanzielle Fragen sowie die Befürchtungen der süddeutschen Königreiche Bayern und Württemberg, ihre Zuständigkeit im Polizeiwesen würde ausgehöhlt.

Neben den organisatorischen Reformen, die mit deutlichen Verbesserungen in der personellen Ausstattung der Abwehrorgane verknüpft waren, wurden in der Vorkriegszeit im Deutschen Kaiserreich auch die strafrechtlichen Bestimmungen für die Delikte der Spionage und des Geheimnisverrats einer Revision unterworfen. Wenige Wochen vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges, am 3. Juni 1914, trat ein verschärftes Anti-Spionagegesetz in Kraft (Gesetz gegen den Verrat militärischer Geheimnisse)<sup>45</sup>. Über dieses Gesetz, das eine ältere Rechtsnorm aus dem Jahr 1893 ersetzte, war seit 1912 in der Öffentlichkeit diskutiert und seit 1913 im Reichstag beraten worden<sup>46</sup>. Es ermöglichte erstmals, nicht nur Spionage und Landesverrat zugunsten anderer Staaten zu bestrafen, sondern bereits das Anknüpfen oder Unterhalten landesverräterischer Beziehungen (§ 6). Dies bedeutete, dass der Gesetzgeber es den Sicherheitsorganen und der Justiz erleichterte, die Vorbereitung von Spionagehandlungen zu unterbinden. Zudem wurden in dem neuen Gesetz die Strafbestimmungen für Ausspähung und Delikte des Geheimnisverrats verschärft.

## 2.2 Reform der Kriminalpolizei in Württemberg: Die Gründung der Landespolizeizentralstelle im Jahr 1914

Die seit 1907 bei der Stuttgarter Zentralpolizeistelle gebündelten Kompetenzen zur Spionageabwehr in Württemberg gingen mit Datum vom 15. April 1914 auf eine neu gegründete, dem Ministerium des Innern direkt unterstellte „Landespolizeizentralstelle“ über<sup>47</sup>. Die Schaffung dieser staatlichen Polizeibehörde war

43 HStAS, E 151/03 Bü 561, Qu 114–136 und Bü 846, Qu 132–134. Dokumente zur Einrichtung der Zentralpolizeistellen auch in HStAS, E 40/72 Bü 318.

44 Vgl. HStAS, E 151/03 Bü 561; HStAS, M 1/4 Bü 939, 940. Vgl. auch *Schmidt*, Gegen Russland und Frankreich (wie Anm. 23), bes. S. 262–265, 276–279, 640–660 (Quellen).

45 Reichs-Gesetzblatt Jahrgang 1914, Nr. 32, S. 195–199. Textabdruck auch bei *Schmidt*, Gegen Russland und Frankreich (wie Anm. 23), S. 627–630. Dokumente zum Anti-Spionagegesetz auch in HStAS, E 130b Bü 3801.

46 Klaus Ulrich *Kersten*: Die Entwicklung der allgemeinen Strafbestimmungen gegen den Landesverrat in Deutschland vom Preußischen Strafgesetzbuch von 1851 bis zur Gegenwart. Köln 1975, hier S. 111–114.

47 Zur Geschichte der Landespolizeizentralstelle bzw. des Landespolizeiamtes vgl. *Teufel*, Die südwestdeutsche Polizei (wie Anm. 38), S. 90–101; *ders.*: Das (Kgl.) Württembergische Landespolizeiamt 1914–1923. Entwicklungslinien der polizeilichen Verbrechensbekämpfung in Württemberg. In: Die Kriminalpolizei 22 (2004), S. 87–98. Zur Einrichtung der Landespolizeizentralstelle vgl. die Überlieferung in HStAS, E 151/03 Bü 561.

durch die kriminologischen Erfordernisse und die technischen Veränderungen in der Verbrechensbekämpfung zu Beginn des 20. Jahrhunderts motiviert. Ziel der Behördengründung war es, in Württemberg eine zentrale Stelle für die Sammlung und Mitteilung von kriminalpolizeilich relevanten Daten zu schaffen. Hierbei war neben der Spionagebekämpfung in erster Linie an den Aufbau eines daktyloskopischen Datenpools und an die zentrale Überwachung von „Zigeunern“ gedacht. Eine weitere Aufgabe der staatlichen Polizeibehörde sollte in der Planung einer Polizeischule bestehen.

Die Einrichtung der württembergischen Landespolizeizentralstelle erfolgte unter der Ägide eines aus Bayern nach Stuttgart versetzten, kriminologisch überaus profilierten Beamten, des Regierungsassessors Dr. Theodor Harster<sup>48</sup>. Dieser hatte sich vor allem als Praktiker des Fingerabdruckverfahrens einen Namen gemacht und in Bayern von 1909 an in führender Position am Aufbau eines Erkennungsdienstes mitgewirkt. Die Tätigkeit des bayerischen Beamten in Württemberg begann Mitte April 1914 und war auf ein halbes Jahr befristet. Sie endete jedoch bereits einige Zeit früher, da Harster sich als Kriegsfreiwilliger meldete. Der bekannte Kriminologe fiel am 1. November 1914 in Flandern. Sein Nachfolger als Vorstand der neuen staatlichen Polizeibehörde wurde Rudolf Klaiber, der das württembergische Polizeiwesen bis in die 1930er Jahre entscheidend prägen sollte<sup>49</sup>.

Rudolf Klaiber, geboren 1873 in Künzelsau, hatte nach Schulbesuchen in Ludwigsburg und Stuttgart von 1891 bis 1895 in Tübingen und Berlin Rechtswissenschaften studiert<sup>50</sup>. Von 1896 bis 1910 war er als Regierungsreferendar und -assessor bei württembergischen Oberämtern tätig gewesen. Eine entscheidende Wende nahm Klaibers berufliche Laufbahn im Jahr 1911, als er das Polizeireferat bei der Stadtdirektion Stuttgart übernahm<sup>51</sup>. Diese Funktion qualifizierte ihn für die Berufung zum Leiter der Landespolizeizentralstelle drei Jahre später.

Bevor er seine neue Stelle im November 1914 antrat, war Klaiber von Theodor Harster mit den neuesten kriminologischen Methoden vertraut gemacht worden. Der Aufbau der Landespolizeizentralstelle erfolgte in den wenigen Monaten zwischen ihrer Gründung und dem Kriegsbeginn sehr zielgerichtet. Wie geplant, wurde mit dem Aufbau verschiedener Sammlungen begonnen, insbesondere eines daktyloskopischen Verfahrens. Bereits im Juni 1914 wurde das von Harster

48 Berufung Dr. Harsters: HStAS, E 75 Bü 316, Schreiben vom 12. März bis zum 30. April 1914.

49 Amtsblatt des Königlich Württembergischen Ministeriums des Innern 44 (1914), S. 514.

50 Zum Werdegang Klaibers vgl. v.a. HStAS, Q 1/50 Bü 2–4, 10; Max Fetzer: Erinnerungen an Rudolf Klaiber. In: Das Polizeiblatt für das Land Baden-Württemberg. Fachzeitschrift für die Beamten im Dienst der öffentlichen Sicherheit und Ordnung 20 (1957), S. 97–98; ders.: Biographie eines Polizeipräsidenten. Erinnerungen an Rudolf Klaiber zum 100. Geburtstag. In: Staatsanzeiger für Württemberg 22 (1973) Nr. 43/44, S. 2; Manfred Teufel: Rudolf Klaiber – hervorragender Organisator und weitblickender Polizeifachmann. In: Kriminalistik 30 (1976), S. 369–370; Friedrich Wilhelm: Klaiber, Rudolf. In: Baden-württembergische Biographien. Bd. 2. Hg. v. Bernd Ottmad. Stuttgart 1999, S. 268–270.

51 HStAS, Q 1/50 Bü 5.



*Rudolf Klaiber (1873–1957), Leiter der Landespolizeizentralstelle und der Zentralpolizeistelle Württemberg, später Polizeipräsident von Stuttgart (Signatur: HStAS, Q 50/1 Bü 8)*

propagierte Fingerabdruckverfahren in ganz Württemberg eingeführt. Daneben übertrug das Ministerium des Innern der zentralen Polizeibehörde neue Dienstaufgaben, so im Juni 1914 die Filmzensur<sup>52</sup>.

Ihre Aufgaben im Bereich der Spionageabwehr nahm die württembergische Landespolizeizentralstelle wie ihre anderen Funktionen ab April 1914 in Kooperation mit den kommunalen Polizeibehörden wahr. Die Ortspolizeien waren verpflichtet, beim Auftreten eines Spionageverdachts die staatliche Polizeibehörde einzuschalten. Die Landespolizeizentralstelle war für die einheitliche Durchführung der Abwehrmaßnahmen verantwortlich. Sie war jedoch keine vorgesetzte Behörde der kommunalen Polizeien. Diese organisatorische Konstruktion führte in den folgenden Jahren immer wieder zu Kompetenzstreitigkeiten zwischen der neuen staatlichen Zentralbehörde und den Ortspolizeien. Vor allem die Städtische Polizeidirektion Stuttgart, die modern eingerichtet war, erblickte in der Landespolizeizentralstelle eine unliebsame Konkurrenz.

52 *Teufel*, Das (Kgl.) Württembergische Landespolizeiamt (wie Anm. 47), S. 93.

### 3. Organisation und Aufgabenfelder der Abwehrorgane in Württemberg während des Ersten Weltkrieges

Nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges im August 1914 kam im Deutschen Kaiserreich – wie auch in den anderen Krieg führenden Staaten – der Abwehr von Spionage und Sabotage die höchste Priorität zu<sup>53</sup>. Wie bereits erwähnt, stufte die politischen und militärischen Entscheidungsträger die durch feindliche Ausspähung sowie durch Geheimnisverrat entstehenden Gefahren für die deutsche Kriegführung als sehr hoch ein.

Im Verlauf des Weltkrieges entwickelten sich sowohl die organisatorischen Rahmenbedingungen der Abwehr von Spionage und Sabotage als auch die von den Sicherheitsbehörden wahrgenommenen Aufgaben sehr dynamisch. Maßgeblich für institutionelle Reformen und funktionale Anpassungen der Abwehrorgane waren die Bedrohungsszenarien der militärischen Entscheidungsträger. Die Einschätzungen der Obersten Heeresleitung und der regionalen Militärbefehlshaber stellten dabei eine Reaktion auf den Kriegsverlauf und die Erfahrungen der bisherigen polizeilichen Arbeit dar. Die Militärs vermochten allerdings die bestehenden Gefahren nicht realistisch zu bewerten, sondern überzeichneten sie deutlich. Wir wissen heute, dass Spionage und Sabotageakte im Unterschied zu verbreiteten zeitgenössischen Einschätzungen für den Verlauf und Ausgang des Ersten Weltkrieges keine entscheidende Bedeutung erlangten. Nicht nur die einleitend thematisierte amtliche und öffentliche Spionagefurcht im Sommer 1914, sondern auch viele in spätere Kriegsphasen datierende Bedrohungsszenarien der Militärs und der Mitarbeiter der Sicherheitsdienste sollten sich im Nachhinein als unbegründet erweisen.

Sachlich begründete Zwänge zu einer Revision des Aufgabenprofils der Abwehrorgane während des Ersten Weltkrieges ergaben sich durch den spezifischen Charakter dieses militärischen Konflikts, vor allem durch die hohe Bedeutung, welche die Mobilisierung gesellschaftlicher und materieller Ressourcen für seinen Ausgang gewann<sup>54</sup>. In dem Maße, in dem die Ubiquität des Krieges zu Tage trat, vervielfältigten sich die potentiellen Ziele nachrichtendienstlicher Tätigkeit und damit auch die Aufgabenfelder der mit der Abwehr gegnerischer Dienste betrauten Behörden. Objekte der Spionage waren zwischen 1914 und 1918 nicht mehr allein militärische Planungen, Bewegungen und Einrichtungen, sondern zahlreiche Institutionen und Gegebenheiten des „zivilen“ Lebens, denen direkt oder indirekt eine militärische Bedeutung zukam. Ausgeforscht wurden beispielsweise Industrieanlagen, vor allem Rüstungsfirmen, sowie Einrichtungen der Infrastruktur. Daneben bezog sich die Aufklärungsarbeit der Dienste auf

53 Zum Folgenden vgl. *Nicolai*, Geheime Mächte (wie Anm. 6), S. 134–154; *Altenhöner*, Total War (wie Anm. 22).

54 Zum Kontext vgl. auch *Altenhöner*, Kommunikation und Kontrolle (wie Anm. 24), bes. S. 89–148.

kriegswirtschaftlich relevante Faktoren wie die Rohstoffversorgung, auf militärisch verwertbare technische Innovationen oder auf politische und sozioökonomische Aspekte, die Rückschlüsse auf das Durchhaltevermögen des ausgespähten Staates ermöglichten, so etwa die Ernährungs- und Versorgungslage der Bevölkerung oder die politische Stimmung.

In ähnlicher Weise wie die Objekte der Spionage vervielfältigten sich im Ersten Weltkrieg die möglichen Angriffsziele für Sabotageakte. Diese konnten sich ebenso gegen militärische Einrichtungen wie gegen zivile Ziele, z. B. Unternehmen der Kriegswirtschaft und der Energieversorgung, richten. Von den Abwehrbehörden befürchtet wurden daneben politische Auswirkungen der nachrichtendienstlichen Tätigkeit. Man unterstellte, gegnerische Dienste zielten auf eine politische Destabilisierung ab, indem sie Einfluss auf die öffentliche Stimmung, vor allem auf die Kriegsbereitschaft der Bevölkerung, nahmen, gegebenenfalls Streiks und innere Unruhen schürten. Aus diesem Grund geriet auch das politische Leben in das Visier der Spionageabwehr.

Insgesamt vollzog sich im Deutschen Reich während des Ersten Weltkrieges eine deutliche institutionelle Aufwertung der Abwehroorgane. Dieser Prozess war verbunden mit einer enormen Ausweitung der Dienstaufgaben dieser Einrichtungen. Zielte die Spionageabwehr in der ersten Kriegsphase in herkömmlicher Weise auf den Schutz militärischer Geheimnisse vor Ausspähung sowie die Verhinderung von Sabotageakten gegen Truppen oder militärische Einrichtungen, so versuchten Militärs, Nachrichtendienst und Polizeien im Kriegsverlauf zunehmend, das zivile Leben in sehr weitgehender Weise zu kontrollieren. Die Entwicklung der Abwehrbehörden von Einrichtungen des militärischen Geheimnisschutzes zu Institutionen der gesellschaftlichen Überwachung ist *ein* Aspekt der zunehmenden Totalisierung des Krieges zwischen 1914 und 1918<sup>55</sup>.

### **3.1 Die Organisation der Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage**

#### *3.1.1 Kooperation von Stellvertretendem Generalkommando und Landespolizeizentralstelle (1914 bis 1917)*

Als am 31. Juli 1914 über das Deutsche Kaiserreich der Kriegszustand verhängt wurde, änderten sich die Rahmenbedingungen für die polizeiliche Arbeit und damit auch für die Spionageabwehr grundlegend. Gemäß dem preußischen Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 und dem bayerischen Gesetz über den Kriegszustand vom 5. November 1912 ging mit Kriegsbeginn die exekutive Gewalt auf insgesamt 62 Militärbefehlshaber (kommandierende bzw. stellvertretende kommandierende Generale, Gouverneure größerer Festungen,

<sup>55</sup> Vgl. zusammenfassend Stig Förster: Totaler Krieg. In: Hirschfeld / Krumeich / Renz (wie Anm. 11), S. 924–926.

Festungskommandanten) über<sup>56</sup>. Diese Militärbefehlshaber waren lediglich Kaiser Wilhelm II. persönlich für ihre Amtsführung verantwortlich<sup>57</sup>. Alle Zivilbehörden im jeweiligen Befehlsbereich hatten ihren *Anordnungen und Aufträgen* Folge zu leisten<sup>58</sup>. In Württemberg war der günstige – und reichsweit betrachtet seltene – Fall gegeben, dass der Verantwortungsbereich des Militärbefehlshabers mit den staatlichen Grenzen und damit mit der territorialen Zuständigkeit der Zivilbehörden übereinstimmte. Getrennt vom Verantwortungsbereich des Stellvertretenden Generalkommandos des XIII. Armeekorps war die Reichsfestung Ulm, die von einem Gouverneur bzw. Stellvertretenden Gouverneur verwaltet wurde<sup>59</sup>. Nach Kriegsbeginn amtierte in Württemberg zunächst für wenige Tage das Generalkommando unter General der Infanterie Max von Fabeck (1854–1916) als oberste vollziehende Behörde<sup>60</sup>. Nach dem Abmarsch des XIII. Armeekorps ins Feld füllten jeweils so genannte Stellvertretende Kommandierende Generale die Funktion des Militärbefehlshabers in Württemberg aus: zunächst kurzzeitig vom 2. August bis zum 1. September General der Infanterie z. D. Otto Freiherr von Hügel (1853–1928)<sup>61</sup>, dann bis zum 21. Januar 1916 Kriegsminister

56 Abdruck des Gesetzes Christian *Schudnagies*: Der Kriegs- und Belagerungszustand im Deutschen Reich während des Ersten Weltkrieges. Eine Studie zur Entwicklung und Handhabung des deutschen Ausnahmestandsrechts bis 1918. Frankfurt/Main [u. a.] 1994, hier S. 229–234. Zum Belagerungszustand im Deutschen Kaiserreich sowie zu Funktion und Kompetenzen der Militärbefehlshaber vgl. ebd., S. 127–224; daneben: Hans *Boldt*: Rechtsstaat und Ausnahmestand. Eine Studie über den Belagerungszustand als Ausnahmestand des bürgerlichen Rechtsstaates im 19. Jahrhundert. Berlin 1967; Wilhelm *Deist*: Voraussetzungen innenpolitischen Handelns des Militärs im Ersten Weltkrieg. In: *ders.*: Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte. München 1991, S. 103–152, hier v. a. S. 117–126 (Abschnitt „Der Kriegszustand nach Art. 68 der Reichsverfassung. Ausführungsbestimmungen der militärischen Führung“) und S. 126–138 (Abschnitt „Aufgaben und Kompetenzen der Militärbefehlshaber“); Peter *Mertens*: Zivil-militärische Zusammenarbeit während des Ersten Weltkrieges. Die „Nebenregierungen“ der Militärbefehlshaber im Königreich Sachsen. Leipzig 2004. Eine Aufstellung der Militärbefehlshaber findet sich bei *Schudnagies*, S. 130 f. Zur Übernahme der vollziehenden Gewalt durch die Militärbefehlshaber vgl. auch Anscar *Jansen*: Der Weg in den Ersten Weltkrieg. Das deutsche Militär in der Julikrise 1914. Marburg 2005, hier bes. S. 292–499.

57 Vom übrigen Reichsgebiet unterschieden waren die Verhältnisse in Bayern. Hier koordinierte das Kriegsministerium die Maßnahmen der Militärbefehlshaber; vgl. hierzu zusammenfassend Lothar *Saupe*: Kriegszustand, 1914–1918/19. In: Historisches Lexikon Bayerns, URL: [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44753](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44753) (mit weiterer Literatur).

58 Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851, § 4.

59 Das Gouvernement Stuttgart hatte nach dem 30. September 1913 keinen Kommandanten mehr. Zur Festung Ulm vgl. Otmar *Schäuffelen*: Die Bundesfestung Ulm und ihre Geschichte. Europas größte Festungsanlage. Ulm 1980; Simon *Palaoro*: Stadt und Festung. Eine kleine Geschichte der Bundesfestung Ulm. Ulm 2009 (= Kleine Reihe des Stadtarchivs Ulm, Bd. 6). Stellvertretende Gouverneure der Festung Ulm während des Ersten Weltkrieges waren: Königlich-Bayerischer Generalmajor Huller (ab 3. September 1914), Königlich-Bayerischer Generalmajor z. D. Götz (ab 10.10.1914).

60 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/2 Bü 453.

61 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/2 Bü 942. Militärischer Nachlass: HStAS, M 660/121.



*Kriegsminister und General der Infanterie Otto von Marchtaler (1854–1920)  
(Signatur: HStAS, M 703 R170N18a)*

General der Infanterie Otto von Marchtaler (1854–1920)<sup>62</sup>, schließlich bis Kriegsende General der Infanterie a. D. Paul von Schaefer (1856–1924)<sup>63</sup>. Die Militärbefehlshaber standen an der Spitze des immobilien Stellvertretenden Generalkommandos des XIII. Armeekorps, das seinen Dienstsitz in Stuttgart hatte<sup>64</sup>. Stabschef dieser Einrichtung war während der gesamten Kriegszeit Generalmajor Theodor von Stroebel (1856–1929)<sup>65</sup>.

62 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/2 Bü 1354. Militärischer Nachlass: HStAS, M 660/027. Günter Cordes: Marchtaler, Otto von. In: Neue Deutsche Biographie 16 (1990), S. 117–118.

63 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/2 Bü 1795.

64 Vgl. Stellvertretendes Generalkommando XIII. (Königl. Württ.) Armeekorps (wie Anm. 26), S. 11–15 (Einleitung).

65 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/2 Bü 2146. Militärischer Nachlass: HStAS, M 660/226.



*General der Infanterie Paul von Schaefer (1856–1924)  
(Signatur: HStAS, M 703 R191aN27)*

Der Aufgabenbereich der Militärbefehlshaber, die während des Ersten Weltkrieges im Deutschen Kaiserreich amtierten, war – zumindest sofern es sich um Stellvertretende Kommandierende Generale handelte – sehr weitreichend<sup>66</sup>. Er umfasste alle Funktionen der aktiven Generalkommandos in Friedenszeiten. Den Stellvertretenden Kommandierenden Generalen waren vor allem die im Befehlsbereich befindlichen Truppenteile unterstellt. Darüber hinaus hatten sie zahlreiche kriegsspezifische Aufgaben zu erfüllen. Sie trugen die Verantwortung für die Sicherstellung des Personal- und Materialbedarfs für das Feldheer. Daneben oblag ihnen die Gewährleistung der inneren Sicherheit im Korpsbereich. Vor dem Hintergrund dieser weitgehenden militärischen und sicherheitspolitischen

<sup>66</sup> Vgl. neben der in Anm. 56 genannten Literatur Markus Pöhlmann: Generalkommando, Stellvertretendes. In: *Hirschfeld / Krumeich / Renz* (wie Anm. 11), S. 525–526.

Kompetenzen erlangte die Bekämpfung von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage für die Militärbefehlshaber bereits in der ersten Kriegsphase eine große Bedeutung.

Beim Stellvertretenden Generalkommando des XIII. Armeekorps wurde nach Kriegsbeginn ein Geschäftsbereich für militärische und öffentliche Sicherheit eingerichtet<sup>67</sup>. Der organisatorische Zuschnitt dieses Ressorts veränderte sich in den Jahren nach 1914 mehrmals. Nach einem Geschäftsverteilungsplan vom April 1915 lagen die Spionageabwehr, die Überwachung des Post-, Fernsprech- und Telegrammverkehrs sowie Fragen der öffentlichen Ordnung und des Vereinswesens in der Zuständigkeit der Abteilung IId, an deren Spitze Rittmeister Federer stand. Die Abteilung bearbeitete darüber hinaus Presseangelegenheiten; die Koppelung von Nachrichtendienst und Pressewesen folgte vermutlich dem Ressortzuschnitt beim Großen Generalstab<sup>68</sup>. Ab 1. Oktober 1915 war beim Stuttgarter Stellvertretenden Generalkommando zusätzlich zu IId die für Ausländerangelegenheiten zuständige Abteilung IIIc (Leitung: Kriegsgerichtsrat Heigelin) mit Fragen der Spionage befasst. Nachdem diese Geschäftsverteilung im Juli 1916 bestätigt worden war, nahm ab 20. November 1916 zusätzlich eine „Sicherungs-Abteilung“ (Iie) Aufgaben der Spionageabwehr wahr, z. B. im Bereich des Grenzschutzes<sup>69</sup>. Als Leiter dieser Abteilung fungierte der Major der Landwehr Leopold Hegelmaier<sup>70</sup>. Weitere organisatorische Veränderungen erfolgten im Sommer 1917 im Anschluss an die – noch zu behandelnde – Einrichtung einer Zentralpolizeistelle Württemberg. Die beim Stellvertretenden Generalkommando für Spionageabwehr zuständigen Offiziere verfügten ungeachtet ihrer geringen Zahl über einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Tätigkeit der zivilen polizeilichen Abwehrorgane, vor allem auf die Arbeit der Landespolizeizentralstelle. Die Zusammenarbeit zwischen dem Stellvertretendem Generalkommando und der zivilen Polizei erfolgte in Württemberg insgesamt ohne größere Reibungsverluste<sup>71</sup>.

Für die im April 1914 neu errichtete Landespolizeizentralstelle bedeuteten der Beginn des Ersten Weltkrieges und die Etablierung eines Militärbefehlshabers in

67 Geschäftsverteilungspläne des Stellvertretenden Generalkommandos: HStAS, M 1/4 Bü 1222.

68 Vgl. *Nicolai*, Nachrichtendienst (wie Anm. 17).

69 Die im November 1916 festgelegte Zuständigkeit im Bereich der Spionageabwehr wurde im Geschäftsverteilungsplan vom 1. Mai 1917 nicht verändert. Personalbestand der Sicherungs-Abteilung am 9. Juni 1917: 13 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, davon fünf Offiziere. (HStAS, M 77/1 Bü 945 Qu 128).

70 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/3 Bü 4358.

71 Vgl. hierzu auch die generelle Aussage von *Deist*, Voraussetzungen (wie Anm. 56), S. 131: „Im Königreich Württemberg hat sich ein solches Mitspracherecht [der zivilen Regierung, W.M.] durch eine intensive, seit Beginn des Krieges von beiden Seiten geübte Konsultation vor wichtigen Maßnahmen zwanglos ergeben [...] Entscheidend gefördert wurde diese Entwicklung dadurch, daß in den ersten Jahren des Krieges der württembergische Kriegsminister [Otto von Marchtaler, W.M.] gleichzeitig als stellv. kommandierender General die Funktionen eines Militärbefehlshabers übernommen hatte.“ Die zivil-militärische Kooperation in Württemberg während des Ersten Weltkrieges ist nur unzureichend erforscht. Zu Sachsen vgl. *Mertens* (wie Anm. 56).

Württemberg einen Einschnitt. Die allgemeine kriminologische Arbeit trat seit August 1914 gegenüber kriegsbedingten Aufgaben in den Hintergrund. Letztere bestanden zum einen in der Erfüllung sicherheitspolitischer Funktionen, zum anderen wurde der Landespolizeizentralstelle zum 1. November 1916 ein Kriegswucheramt angegliedert<sup>72</sup>. Die Obliegenheiten zur Aufrechterhaltung der inneren Sicherheit, die der staatlichen Polizei in Württemberg übertragen wurden, waren sehr vielfältig und arbeitsintensiv. Sie umfassten zum Teil auch Dienstgeschäfte, die in anderen Bundesstaaten des Deutschen Reiches durch militärische Stellen wahrgenommen wurden<sup>73</sup>. Ihre Erledigung wurde in der Abteilung Zentralstelle der Landespolizeizentralstelle gebündelt. Dieser Organisationsseinheit gehörte auch vom Stellvertretenden Generalkommando abkommandiertes militärisches Personal an<sup>74</sup>. Die Abteilung wurde von Behördenleiter Rudolf Klaiber geführt.

Die Zuständigkeiten und Tätigkeitsfelder militärischer und ziviler Stellen auf dem Gebiet der Spionageabwehr wiesen in Württemberg in den ersten Kriegsjahren in einigen Bereichen Überschneidungen auf. Ein Beispiel hierfür ist die Durchführung der Grenzüberwachung am Bodensee, die auch Aufgaben der Spionageabwehr einschloss<sup>75</sup>. Die Kontrolle der württembergischen Bodenseegrenze an Land oblag zwei Institutionen: dem Kommando der militärischen Grenzbewachung unter der Leitung eines Grenzschutzkommandeurs sowie der Grenzpolizeistelle in Friedrichshafen, die sowohl der Landespolizeizentralstelle als auch der Königlichen Hafendirektion nachgeordnet war<sup>76</sup>. Aufgrund *der häufigen Berührungspunkte und des mannigfachen Ineinandergreifens beider Stellen*, d. h. der militärischen und zivilen Grenzbewachung, regte der Grenzschutzkommandeur Oberstleutnant Levering Anfang 1916 eine Unterstellung der

72 Zur Tätigkeit des Kriegswucheramts vgl. den Bericht von Amtsrichter Lauer vom 4. Juli 1918 in HStAS, E 151/03 Bü 846, Qu 364.

73 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 23, Schreiben des Innenministers Karl von Fleischhauer vom 7. August 1916.

74 Die zur Landespolizeizentralstelle kommandierten Militärangehörigen werden genannt in HStAS, E 151/03 Bü 846, zu Qu 344, Schreiben von Rudolf Klaiber vom 9. März 1917.

75 HStAS, M 1/4 Bü 1221; HStAS, M 77/1 Bü 648–656.

76 Die Grenzpolizeistelle hatte drei Funktionen: Sie nahm primär Aufgaben der Finanzverwaltung im Bereich des Zollschutzes wahr. Daneben fungierte ihr Leiter Finanzamtmann Klein als Grenzkommissar und damit als Leiter der Spionageabwehr im Grenzgebiet. Schließlich war Klein Führer der württembergischen Gruppe der Bodenseeflotte.

Zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben war der Grenzpolizeistelle auch militärisches Personal zugewiesen. Dieses wurde vor allem zur Passkontrolle und zur Bahnhofs- und Hafenüberwachung verwendet. Dem Kommandeur der militärischen Grenzbewachung und dem Leiter der staatlichen Grenzpolizeistelle war ein Zusammenwirken zur Pflicht gemacht. Bei Meinungsverschiedenheiten sollte der militärische Befehlshaber das entscheidende Wort haben (vgl. hierzu HStAS, M 1/4 Bü 1221, bes. Qu 35, Schreiben vom 14. August 1915).

Für die Grenzbewachung zur See war die Österreichisch-Deutsche Bodenseeflotte zuständig. Vgl. hierzu: Friedrich *Facius*: Die Österreichisch-Deutsche Bodenseeflotte 1915–1918. Seegrenzschutz und Hoheitsfrage auf dem Bodensee im Ersten Weltkrieg. In: ZWLG 26 (1967), S. 432–458.

Grenzpolizei unter sein militärisches Kommando an<sup>77</sup>. Er hob dabei hervor, dass die bisherige Organisation nicht optimal sei und das Funktionieren der Grenzbewachung vor allem durch ein *gutes Einvernehmen* zwischen beiden leitenden Funktionsträgern, d. h. zwischen ihm und dem Leiter der Grenzpolizeistelle, Finanzamtmann Klein, garantiert werde. Zudem verwies Levering auf die militärische Organisation des Grenzschutzes am Bodensee in Baden, in Bayern und in Österreich. Dem Antrag Leverings, der stark persönliche Motive trug, wurde jedoch vom Stellvertretenden Generalkommando nicht stattgegeben<sup>78</sup>. Militärbefehlshaber General Schaefer verwies lapidar auf das gute Funktionieren der bisherigen Regelung.

Die in Württemberg primär mit der Spionageabwehr befassten Behörden, das Stellvertretende Generalkommando und die Landespolizeizentralstelle, standen im Austausch mit der von Walter Nicolai geführten nachrichtendienstlichen Abteilung IIIb beim Großen Generalstab bzw. mit der entsprechenden Abteilung des Berliner Stellvertretenden Generalstabs<sup>79</sup>. Obwohl der Generalstab bis 1917 über keine Weisungsbefugnis gegenüber den regionalen Behörden verfügte, kam in der Realität des Krieges seiner koordinierenden Tätigkeit für die Bekämpfung von Spionage und Sabotage im Reich eine wichtige, im Detail allerdings wissenschaftlich noch nicht näher beleuchtete Rolle zu. Ein wichtiges Instrument zur Abstimmung der Maßnahmen im Bereich der Spionageabwehr waren Konferenzen, zu denen der Generalstab Repräsentanten der jeweils zuständigen Einrichtungen im Reich einlud<sup>80</sup>.

### 3.1.2 Die militärische Zentralpolizeistelle Württemberg (1917 bis 1918)

In den Jahren 1916/17 wurde die deutsche Spionageabwehr reformiert. Ziel dieser Reformen war eine Effizienzsteigerung<sup>81</sup>. Die Neuorganisation der Abwehrorgane führte zur Entstehung einer hierarchisch gegliederten und reichsweit nach einheitlichen Prinzipien konzipierten Spionageabwehr, die in den Vorkriegsjahren von verschiedener Seite angestrebt, jedoch nicht realisiert worden war. Die Zuständigkeit für die Abwehr von Spionage, Sabotage und Geheimnisverrat lag im Deutschen Reich in den letzten beiden Kriegsjahren nicht mehr bei der zivilen Polizei, sondern war bei der Armee konzentriert.

77 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 9, Schreiben Leverings vom 2. Februar 1916.

78 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 13, Entscheidung des Stellvertretenden Generalkommandos vom 10. Februar 1916.

79 Nicolai, Nachrichtendienst (wie Anm. 17); ders., Geheime Mächte (wie Anm. 6); Richter (wie Anm. 32), bes. S. 2–7; Markus Pöhlmann: German Intelligence at War, 1914–1918. In: ders. (wie Anm. 21), S. 25–54; Jürgen W. Schmidt: Against Russia: Department IIIb of the Deputy General Staff in Berlin – Intelligence, Counter-intelligence and Newspaper Research, 1914–1918. Ebd., S. 73–89; Hanne Hieber: “Mademoiselle Docteur”: The Life and Service of Imperial Germany’s Only Female Intelligence Officer. Ebd., S. 91–108.

80 HStAS, M 77/1 Bü 950, E 151/03 Bü 561.

81 Vgl. auch Altenhöner, Total War (wie Anm. 22), S. 67 ff.

Die organisatorischen Veränderungen nahmen ihren Ausgang von Preußen<sup>82</sup>. Im November/Dezember 1916 wurde die dortige Spionageabwehr durch die Schaffung von Zentralpolizeistellen West (Kassel) und Mitte (Berlin) auf eine neue Grundlage gestellt. Die beiden Zentralpolizeistellen unterstanden dem Stellvertretenden Generalstab der Armee. Sie waren jeweils für die Abwehr feindlicher Agententätigkeit in mehreren Korpsbereichen zuständig. Ihr organisatorisches Vorbild war die bereits früher – ursprünglich als Formation des Oberbefehlshabers Ost – eingerichtete Zentralpolizeistelle Ost (Allenstein), die neben den beiden neu gegründeten militärischen Polizeistellen weiter bestand. Außer den drei Zentralpolizeistellen zeichnete in Preußen für die Abwehr im Küstengebiet zusätzlich ein Feldpolizeidirektor Küste verantwortlich.

Die Reform der Spionageabwehr in Preußen strahlte auf die süddeutschen Bundesstaaten aus. In den Königreichen Württemberg und Bayern wurden 1917 ebenfalls militärische Zentralpolizeistellen eingerichtet. In Württemberg, das die Neukonzeption der Spionageabwehr nur widerstrebend umsetzte, entstand durch Verfügung des Kriegsministers Otto von Marchtaler zum 1. April 1917 für die Kriegszeit eine „Zentralpolizeistelle Württemberg“ mit Sitz in Stuttgart<sup>83</sup>. Die Dienststelle war an das württembergische Kriegsministerium angegliedert und sowohl dem Stellvertretenden Generalstab der Armee als auch – in territorialer Zuständigkeit – dem Stellvertretenden Generalkommando des XIII. Armeekorps unterstellt. Um Verwechslungen aufgrund der Ähnlichkeit der Behördenbezeichnungen zu vermeiden, wurde in Württemberg mit der Einrichtung der militärischen Zentralpolizeistelle die bisherige Landespolizeizentralstelle in „Landespolizeiamt“ umbenannt<sup>84</sup>.

Die Neuorganisation der Abwehrbehörden in den Jahren 1916/17 steht im Kontext von grundlegenden Veränderungen in der politischen Verfassung des Deutschen Reiches, die sich in den Jahren 1914 bis 1918 vollzogen<sup>85</sup>. Auf zwei Entwicklungen sei an dieser Stelle hingewiesen. Zum einen kam es aufgrund der langen Dauer des Ersten Weltkrieges und des spezifischen Charakters dieses Konflikts nach 1914 zu einer erheblichen Ausweitung der Zuständigkeit des Mi-

82 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 27 und 28, „Denkschrift über die Errichtung der Z. St. Westen und Mitte“.

83 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 35, 53, 57 und 58, Schreiben des Kriegsministers Otto von Marchtaler vom 14. Februar und vom 31. März 1917; HStAS, M 1/4 Bü 1620, Qu 148–165 (Dokumentation des Entscheidungsprozesses zur Einrichtung der Zentralpolizeistelle Württemberg); HStAS, E 151/03 Bü 846, Qu 344–350. Entgegen den württembergischen Interessen und Absichten wurden kurze Zeit nach der Einrichtung der Zentralpolizeistellen im Reich Planungen für die Organisation der Spionageabwehr nach Kriegsende angestellt. Diese sahen vor, die im Krieg durchgesetzten Reformen, vor allem die zentralistische Organisationsstruktur, zu bewahren; vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1621, Qu 297–245; HStAS, E 130b Bü 3801, Qu 65–69, bes. das Schreiben General Erich von Ludendorffs vom 25. Mai 1917 (Qu 65); HStAS, E 40/72 Bü 318, Qu 107.

84 Regierungsblatt für das Königreich Württemberg vom Jahr 1917. Stuttgart 1917, S. 18.

85 Zum Folgenden vgl. *Deist*, Voraussetzungen (wie Anm. 56) sowie ausführlich Ernst Rudolf *Huber*: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. V: Weltkrieg, Revolution und Reichserneuerung 1914–1919. Stuttgart [u. a.] 1978.

litärs<sup>86</sup>. Nicht zuletzt die Stellvertretenden Generalkommandos erfüllten neben militärischen Funktionen in immer stärkerem Maße Aufgaben, die im Frieden von zivilen Behörden wahrgenommen wurden. Der Personalbestand dieser Behörden erfuhr dadurch eine erhebliche Aufstockung<sup>87</sup>. Zu wichtigen und arbeitsintensiven Aufgaben der Stellvertretenden Generalkommandos zählten beispielsweise die Betreuung der Kriegsgefangenen, die Überwachung der Presse durch die Zensur, propagandistische Maßnahmen, umfangreiche kriegswirtschaftliche Dispositionen sowie in den letzten Kriegsjahren zunehmend auch die Kontrolle des politischen Lebens. Die Übernahme der polizeilichen Aufgabe, Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage zu verhindern, durch das Militär fügt sich in diese allgemeine Entwicklung.

Zum anderen steht die in den Jahren 1916/17 durchgeführte Reform der Spionageabwehr auch in Einklang mit Tendenzen zur Bündelung von Entscheidungskompetenzen bei zentralen Stellen, die in verschiedenen Bereichen der Verwaltung des Deutschen Reichs sichtbar werden. Die Militärbefehlshaber konnten während des Ersten Weltkrieges ihre Unabhängigkeit zwar im Grundsatz und in vielen Handlungsfeldern, aber nicht vollständig wahren<sup>88</sup>. Tendenzen zur Zentralisierung von Verwaltungsprozessen lassen sich verstärkt nach der Bildung der dritten Obersten Heeresleitung unter Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff im August 1916 feststellen. Sie zeigen sich insbesondere bei der Handhabung von Zensur und Propaganda, bei der Lebensmittelbewirtschaftung und in der Wirtschaftspolitik. Darüber hinaus wirkte die dritte Oberste Heeresleitung seit Frühjahr 1917 auch verstärkt auf einen einheitlichen Umgang mit politischen Gegnern, insbesondere den radikalen Sozialdemokraten, hin.

Zum Leiter der im April 1917 gegründeten Zentralpolizeistelle Württemberg wurde der bisherige Chef der Landespolizeizentralstelle Rudolf Klaiber ernannt<sup>89</sup>. Klaiber wurde vor seiner Amtsübernahme bei gleichzeitiger Beförderung zum Hauptmann zum Militärdienst einberufen<sup>90</sup>. Er behielt zusätzlich zu seiner neuen Funktion seine zivile Dienststellung. In der Leitung des Landespolizeiamts vertrat ihn für die Kriegszeit Amtsrichter Lauer<sup>91</sup>. Klaiber war es je-

86 Zur Rolle des Militärs während des Ersten Weltkrieges vgl. zusammenfassend auch Wilhelm *Deist*: *The German army, the authoritarian nation-state and total war*. In: John *Horne* (Hg.): *State, society and mobilization in Europe during the First World War*. Cambridge 1997, S. 160–172.

87 Zum württembergischen Stellvertretenden Generalkommando traten 1914 zunächst sieben Offiziere und vierzehn Unterbeamte über. 1917 umfasste der Personalbestand derselben Behörde bereits 134 Offiziere.

88 Die Ende 1916 erfolgte Ernennung eines Obermilitärbefehlshabers hatte kaum Einfluss auf die Verfassungswirklichkeit im Reich. Der preußische Kriegsminister, der das Amt bekleidete, erhielt keine Weisungsbefugnis gegenüber den Militärbefehlshabern.

89 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 35, Schreiben des Kriegsministers Otto von Marchtaler vom 14. Februar 1917.

90 Militärische Personalakte: HStAS, M 430/3 Bü 5732.

91 Lauer war im August 1916 der Landespolizeizentralstelle zugewiesen worden; vgl. HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 23, Verfügung des Innenministers Karl von Fleischhauer vom 7. August 1916 (auch in HStAS, M 1/4 Bü 1620, Qu 18).

doch vorbehalten, *jederzeit einzelne Gegenstände aus dem Geschäftskreis des Landespolizeiamts zu persönlicher Entscheidung an sich zu ziehen*<sup>92</sup>.

Die neue militärische Polizeibehörde bestand aus der Zentrale in Stuttgart sowie drei Zweigstellen, so genannten Militärpolizeistellen, die in Stuttgart, Rottweil und Friedrichshafen angesiedelt waren<sup>93</sup>. Die Zuständigkeit der Militärpolizeistellen war räumlich in folgender Weise abgegrenzt: Die Militärpolizeistelle Stuttgart hatte die Zuständigkeit für den Neckar- und den Jagstkreis, zudem für einen Teil der Oberämter des Schwarzwaldkreises (Herrenberg, Nürtingen, Reutlingen, Tübingen, Urach) und des Donaukreises (Blaubeuren, Geislingen, Göppingen, Kirchheim, Münsingen, Ulm). Nebenstellen bestanden in Ulm, Böblingen und auf dem Truppenübungsplatz Münsingen. Die Militärpolizeistelle Rottweil war zuständig für die Oberämter des Schwarzwaldkreises, die nicht von Stuttgart aus bearbeitet wurden. Nebenstellen wurden in Oberndorf und Ebingen eingerichtet<sup>94</sup>. Die Militärpolizeistelle Friedrichshafen verwaltete die verbleibenden Oberämter des Donaukreises. Ihr waren fünf Nebenstellen zugeordnet: Langenargen, Kressbronn, Ravensburg, Manzell und Weingarten.

Die Zentralpolizeistelle Württemberg verfügte als Vollzugsorgan des Stellvertretenden Generalkommandos über umfassende Kompetenzen auf dem Gebiet der Abwehr von Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage. Konkret wurden die Funktionen der militärischen Polizei durch Erlass des Militärbefehlshabers Paul von Schaefer am 24. April 1917 wie folgt festgeschrieben:

1. *Die Spionagebekämpfung, insbesondere die Sicherung des militärischen Geheimnisse gegen Ausspähung, der Schutz militärisch wichtiger Einrichtungen und Betriebe gegen Anschläge, die kriminalpolizeiliche Verfolgung einzelner Fälle<sup>95</sup> von Verdacht der Spionage und des Landesverrats.*
2. *Die Leitung des Grenzschutzes, die Nachprüfung des Pass- und Meldewesens und des Fremdenverkehrs und der Eisenbahnüberwachungsdienst.*
3. *Der Nachrichtendienst zur Ergreifung entwichener Kriegsgefangener, der Erkennungsdienst gegenüber Kriegsgefangenen und die Mitwirkung beim Flugnachrichtendienst<sup>96</sup>.*

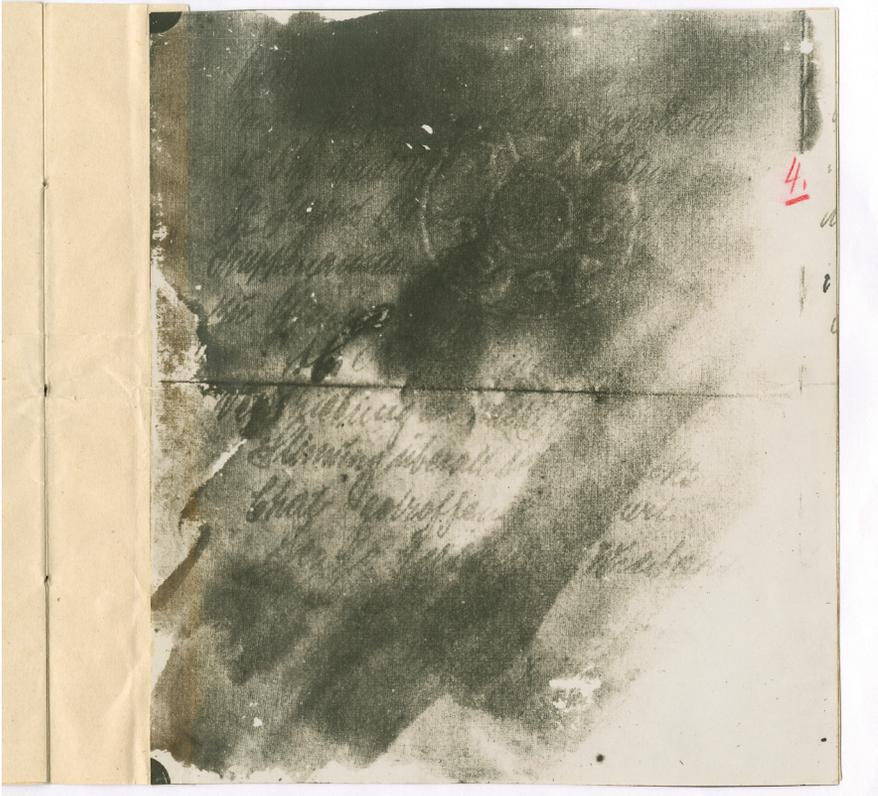
92 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 63, Verfügung des Innenministers Karl von Fleischhauer vom 31. März 1917 (auch in HStAS, E 151/03 Bü 846, Qu 350).

93 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 35 und Qu 65, Schreiben des Kriegsministers Otto von Marchtaler vom 14. Februar und vom 17. Mai 1917.

94 Zu Ebingen vgl. den Vorgang in HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 39–52.

95 Vgl. dazu auch die im Frühjahr/Sommer 1917 geführte Diskussion um die Frage, ob die Zentralpolizeistelle Württemberg für alle (wie im Erlass des Kriegsministeriums vom 31. März festgelegt) oder nur für einzelne (wie von Stellvertretenden Generalkommando bestimmt) Fälle von Spionage im Korpsbereich zuständig sei (HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 75–81; daneben: HStAS, M 1/4 Bü 1621, Qu 242–260). Die unklare Formulierung des Erlasses vom 24. April 1917 wurde schließlich Anfang August 1917 berichtigt (vgl. Anm. 97).

96 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 59, 62, Verfügung des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer vom 24. April 1917 (auch in HStAS, E 40/72 Bü 593).



*Brief mit Geheimschrift, Juli 1917 (Signatur: HStAS, M 77/1 Bü 678)*

Wie bereits im Falle der Landespolizeizentralstelle praktiziert, waren der Zentralpolizeistelle Württemberg alle im Korpsbereich vorkommenden Fälle von militärischer Spionage, Geheimnisverrat und Sabotage zur Kenntnis zu bringen. Die neue Behörde konnte dann selbstständig entscheiden, ob sie die polizeilichen Ermittlungen selbst durchführen wollte oder nicht<sup>97</sup>. Die Zentralpolizeistelle sollte in Württemberg jedoch zu keinem Zeitpunkt die Funktion einer politischen Polizei erfüllen. Für Delikte des nichtmilitärischen Landesverrats nach § 89 Strafgesetzbuch, zu denen etwa politische Demonstrationen, „Agitation“ von radikalen Sozialdemokraten sowie Aufrufe zu Streiks in kriegswichtigen Betrieben gezählt wurden, verblieb die Zuständigkeit bei der zivilen Polizei, d. h. vor allem beim Landespolizeiamt<sup>98</sup>. In der Praxis arbeiteten jedoch in Württemberg

97 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 80, 81, Verfügung des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer vom 3. August 1917.

98 Zur Abgrenzung der polizeilichen Zuständigkeiten vgl. bes. HStAS, E 151/03 Bü 846, zu Qu 344, Schreiben Rudolf Klaibers vom 9. März 1917; HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 63, Verfügung des

Geheim! Zu Stellv. Generalkommando XIII. (K.V.) Armeekorps Abt. IIIe Abwies.

Mahnricht Monat September

	P r ü f u n g										B. d. Prüfungsstelle gefunden und Klartext festgestellt.	An II e Abwies eingesandt was Versucht a. Gen Schrift	XIII	XIV	
	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X					
Zahl d. zu prüfenden Stücke	Optisch	mit Jod	mit Al	mit Amekl. deren Mit-	Sch. teiln	Entsch. ferge. Schrif-	Verbin- gung v. II u. VII	Versteck- te Schrif- ten	Entwick- l. Schrif- tautref-	Schr. unstr.	Schr. unstr. fünd	Schr. unstr. von I u. XI.	Verbin- dung	Spu- ren	Son- st.
1) P. U. St. Stuttgart	435000	485000	480000	435000	122150	6	-	-	6	-	3	1	2	-	389
2) P. D. St. Friedrichshf.	62700	62700	62700	62700	62700	-	-	-	-	4	-	1	-	1	
3) P. P. St. Gef. Lg. Stuttgart	117707	11707	117253	79993	37260	-	-	-	1	-	-	3	-	32	
4) P. P. Fr. Offz. Gef. Lg. Stgt.	3100	3100	3100	3100	455	-	-	-	4	1	5	17	2	-	
5) P. P. Gef. Lg. Ulm a. D.	54192	52644	47547	47094	28313	-	-	-	-	-	-	-	-	-	
6) P. P. C. L. Mün- singen a. russisch u. franz.	13765 87498	11891 52739	11046 52900	11046 52900	6923 25620	-	-	-	-	-	-	-	-	8	
7) P. P. Gef. Lg. Ellwangen	26748	24964	24737	19556	10406	1	-	-	-	-	13	11	-	-	
8) P. P. Gef. Lg. Eglosheim	59738	59738	59920	56580	14460	-	-	-	-	-	2	1	-	4	
9) P. P. Gef. Lg. Hohensaperg	28902	28902	28902	22714	7074	-	-	-	5	-	-	-	-	-	

Statistik über die Postüberwachung in Württemberg, September 1918  
(Signatur: HStAS, M 77/1 Bü 770)

das Stellvertretende Generalkommando sowie die militärische und zivile Polizei im Bereich der politischen Überwachung eng zusammen. Die Zentralpolizeistelle Württemberg war beispielsweise gehalten, dem Landespolizeiamt die Ergebnisse ihrer Ermittlungsarbeit zur Verfügung zu stellen und die Zivilbehörde bei ihrer Tätigkeit zu unterstützen<sup>99</sup>. Sicherergestellt wurde eine reibungslose Zusammenarbeit von Zentralpolizeistelle und Landespolizeiamt nicht zuletzt dadurch, dass Rudolf Klaiber als Amtsvorstand beider Behörden fungierte.

Per Verfügung des württembergischen Kriegsministers Otto von Marchtaler vom 17. Mai 1917 wurde die Personalstärke der Zentralpolizeistelle Württemberg

Innenministers Karl von Fleischhauer vom 31. März 1917 (auch in E 151/03 Bü 846, Qu 350); Bü 786, Qu 21, Schreiben Rudolf Klaibers vom 27. Oktober 1917. Zur Praxis vgl. auch den Bericht des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer an den Stellvertretenden Generalstab der Armee vom 12. Juli 1918 (HStAS, M 77/1 Bü 681, ohne Qu). Zur Tätigkeit der Landespolizeizentralstelle bzw. des Landespolizeiamts im Weltkrieg vgl. den im Juli 1918 angefertigten Bericht von Rudolf Klaiber in HStAS, E 151/03 Bü 846, Qu 365. Der Text von § 89 St.G.B. lautete: (1) [1] Ein Deutscher, welcher vorsätzlich während eines gegen das Deutsche Reich ausgebrochenen Krieges einer feindlichen Macht Vorschub leistet oder der Kriegsmacht des Deutschen Reichs oder der Bundesgenossen desselben Nachtheil zufügt, wird wegen Landesverraths mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren oder mit Festungshaft von gleicher Dauer bestraft. [2] Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Festungshaft bis zu zehn Jahren ein. (2) Neben der Festungshaft kann auf Verlust der bekleideten öffentlichen Ämter, sowie der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte erkannt werden.

<sup>99</sup> Vgl. bes. HStAS, M 77/1 Bü 681, ohne Qu, Schreiben des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer vom 12. Juli 1918.

und ihrer Zweigstellen festgelegt<sup>100</sup>. Nach den vom Kriegsministerium in diesem Zusammenhang angefertigten Aufstellungen waren in Württemberg im Frühjahr 1917 insgesamt 197 Personen im militärischen Polizeidienst tätig. Davon waren 13 Offiziere bzw. Obere Beamte, 160 Unteroffiziere bzw. Gemeine Unterbeamte und 24 – zum Teil weibliche – Hilfskräfte. Die Zentrale in Stuttgart verfügte insgesamt über 43 Mitarbeiter, darunter befanden sich acht Offiziere. Die Personalstärke der einzelnen Militärpolizeistellen war höchst ungleich. Die Dienststelle in Friedrichshafen, die Aufgaben des Grenzschutzes im Bodenseeraum wahrnahm, verfügte mit weitem Abstand über den größten Personalkörper<sup>101</sup>. Hier arbeiteten 130 Personen, d. h. fast zwei Drittel der insgesamt in der Zentralpolizeistelle Württemberg Beschäftigten. Demgegenüber fielen die Militärpolizeistellen in Stuttgart mit 10 und Rottweil mit 14 Mitarbeitern kaum ins Gewicht.

Die reichsweite Koordination und Vereinheitlichung der Spionageabwehr, die mit den Reformen von Ende 1916/ Anfang 1917 einen Durchbruch erfahren hatten, wurde im Sommer 1917 durch weitere organisatorische Veränderungen ergänzt<sup>102</sup>. Bei einer „Abwehrbesprechung“ am 23. Juli 1917, an der als Vertreter Württembergs Major Hegelmaier sowie Hauptmann Kläiber teilnahmen, wurde die Errichtung von einheitlich strukturierten Abwehrabteilungen bei den Stellvertretenden Generalkommandos beschlossen. Diese Abteilungen sollten alle mit der Abwehr von Spionage und Sabotage zusammenhängenden Aufgaben bearbeiten, also auch für Fragen des Grenzschutzes, der Postüberwachung und der Beschäftigung ausländischer Arbeiter zuständig sein. In Württemberg wurde dem Beschluss der Berliner Besprechung vom 23. Juli mit einer Vergrößerung und Reorganisation der Abwehr- und Sicherheitsabteilung IIe Rechnung getragen<sup>103</sup>. Die für die Abwehr von Spionage und Sabotage verantwortliche Organisationseinheit umfasste in der neuen Geschäftsverteilung vom 27. August 1917 vier Unterabteilungen mit folgenden Arbeitsschwerpunkten: Grenz- und Objektschutz, Spionage/Sabotage, Ausländerangelegenheiten/Passwesen, Kriegsgefangenenwesen.

Mit den organisatorischen Änderungen vom Frühjahr und Sommer 1917 hatte die Spionageabwehr in Württemberg im Wesentlichen ihre bis zum Kriegsende bestehende Form gefunden. Eine letzte Reform erfolgte Anfang 1918. Durch Erlass des württembergischen Kriegsministeriums vom 18. Januar 1918 wurde eine Militärpolizeistelle Ulm geschaffen<sup>104</sup>. Ziel dieser Maßnahme war es, den

100 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 65, Schreiben des Kriegsministers Otto von Marchtaler vom 17. Mai 1917 (auch in HStAS, E 40/72 Bü 593). Zum Personal vgl. auch HStAS, M 77/1 Bü 682.

101 Vgl. auch HStAS, M 554 (Kriegsstammrollen).

102 HStAS, M 77/1 Bü 950. Zur Abwehrorganisation vgl. auch die Karten in HStAS, M 1/4 Bü 1235, Qu 69, 70.

103 HStAS, M 77/1 Bü 944, 945, 950; HStAS, M 1/4 Bü 1222.

104 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 96–107; zahlreiche weitere Unterlagen in HStAS, M 1/4 Bü 1235 (bes. Qu 1–17).

Bereich des Gouvernements Ulm in die im Bereich des XIII. Armeekorps bestehende Organisation der Spionageabwehr einzubeziehen<sup>105</sup>. Die Einrichtung der neuen Polizeidienststelle ging auf eine Empfehlung des preußischen Kriegsministeriums zurück. Die Militärpolizeistelle Ulm war nach ihrer Gründung dem Gouvernement Ulm unterstellt, wurde jedoch der Zentralpolizeistelle Württemberg als Zweigstelle angegliedert.

Die Personalentwicklung der im Frühjahr 1917 gegründeten Zentralpolizeistelle Württemberg war sehr dynamisch<sup>106</sup>. Dies geht aus einer „Stärkenachweisung“ vom 16. April 1918 hervor<sup>107</sup>. Demnach arbeiteten in der Zentralpolizeistelle Württemberg im Frühjahr 1918, also fast genau ein Jahr nach ihrer Gründung, 303 (1917: 197) Personen. Dies bedeutete, dass sich der Personalbestand der Zentralpolizeistelle innerhalb von elf Monaten um über 50 Prozent erhöht hatte. Die Personalstruktur der Behörde entsprach in etwa derjenigen von 1917. Von den Beschäftigten waren 17 (13) Offiziere bzw. Obere Beamte, 257 (160) Unteroffiziere bzw. Gemeine Unterbeamte und 29 (24) Hilfskräfte. Die Zahl der in den einzelnen Dienststellen Tätigen blieb sehr unterschiedlich: Die Zentrale in Stuttgart verfügte 1918 über insgesamt 64 (43) Mitarbeiter, darunter befanden sich zehn (acht) Offiziere. In der Militärpolizeistelle Friedrichshafen arbeiteten im Frühjahr 1918 200 (130) Mitarbeiter, in Stuttgart und Rottweil jeweils 15 (10 bzw. 14), in Ulm 9 Beschäftigte. Dies bedeutet, dass von der Aufstockung des Personalbestandes zwischen Mai 1917 und April 1918 vor allem die Zentrale in Stuttgart sowie die Militärpolizeistelle in Friedrichshafen profitierten.

### 3.2 Funktionsbereiche der Abwehrgorgane

Die militärischen und polizeilichen Behörden, die in Württemberg federführend mit der Abwehr von Spionage und Sabotage befasst waren, d. h. das Stellvertretende Generalkommando sowie die Landespolizeizentralstelle bzw. die Zentralpolizeistelle Württemberg, weiteten ihr Aufgabenfeld im Verlauf des Ersten Weltkrieges sehr stark aus. Sie erfüllten vor allem in den späteren Kriegphasen ein breites Spektrum an Funktionen. Sechs zentrale Aufgaben der in Württemberg bestehenden Abwehrgorgane lassen sich unterscheiden:

Erstens oblag Militär und Polizei die Fahndung nach feindlichen Agenten, die im Land mutmaßlich aktiv waren<sup>108</sup>. Sie versuchten zum einen spionageverdächtige Personen aufzuspüren, deren Verweilen im Reich als wahrscheinlich galt, deren genauer Aufenthaltsort aber unbekannt war. Zum anderen überwachten sie alle

105 Die Unabhängigkeit des Gouvernements Ulm vom Stellvertretenden Generalkommando des XIII. Armeekorps war vom Reichsgericht mit Entscheidungen vom 14. Dezember 1916 und vom 8. Februar 1917 bestätigt worden; vgl. *Schudnagies* (wie Anm. 56), S. 131–132.

106 Allgemein zur organisatorischen und personellen Entwicklung der Zentralpolizeistelle Württemberg vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1235.

107 HStAS, M 77/1 Bü 681, Qu 117.

108 HStAS, M 77/1 Bü 672–678, 680; M 1/4 Bü 1616–1623, 1628.

Personen mit bekanntem Wohnsitz in Württemberg, gegen die sich ein konkreter Spionageverdacht richtete. Die Informationen über vermeintliche oder tatsächliche Agenten kamen aus sehr unterschiedlichen Quellen: von militärischen oder polizeilichen Dienststellen, von Behörden, von Unternehmen oder von Privatpersonen. Eine große Zahl an Personenfahndungen ging auf Anzeigen zurück, die von außerhalb Württembergs stammten, z. B. vom Stellvertretenden Generalstab aus Berlin oder von nichtwürttembergischen Polizeiorganen übermittelt wurden. Die überlieferten Akten des Stellvertretenden Generalkommandos des XIII. Armee Korps lassen erkennen, dass die Polizeibehörden Ausländer, die sich in Deutschland aufhielten, generell der Spionage verdächtigten und aus diesem Grund verstärkt überwachten<sup>109</sup>. Dabei gerieten neben ausländischen Reisenden, etwa Geschäftsreisenden, auch die im Deutschen Reich in größerer Zahl tätigen Zivilarbeiter ins Visier der Abwehrbehörden. Um die Personengruppe der ausländischen Zivilisten, aber auch die einheimische Bevölkerung besser überwachen zu können, wurde im Reich während des Ersten Weltkrieges der Reiseverkehr beschränkt und kontrolliert. Von Abwehrmaßnahmen betroffen war vor allem der Eisenbahnverkehr<sup>110</sup>. Bahnhöfe wurden bewacht, Unteroffiziere mit den Befugnissen von Polizeibeamten führten zudem regelmäßig so genannte „Eisenbahnüberwachungsreisen“ durch. Das Ziel dieser Überwachungsreisen bestand darin, die Kommunikation der Reisenden zu kontrollieren, um auf diese Weise den Verrat militärischer Geheimnisse zu unterbinden und gegnerische Agenten abzuschrecken. Des Weiteren verschärfte die Behörden die Passpflicht bei Reisen<sup>111</sup>. Das Mitführen eines Passes, der seit Dezember 1914 jeweils ein Foto enthalten sollte, war während des Krieges für Ausländer auch bei Reisen innerhalb Deutschlands erforderlich<sup>112</sup>. Besondere Schwierigkeiten im Kontext des Passwesens bereiteten Fälschungen sowie die Verwendung von entwendeten Pässen deutscher Staatsangehöriger durch feindliche Nachrichtendienste. Pässe, die abhanden gekommen waren, wurden daher registriert. Konkrete Personenfahndungen nach mutmaßlichen Spionen wurden in Württemberg nach Eingang bei der Landespolizeizentralstelle bzw. der militärischen Zentralpolizeistelle Württemberg an das Stellvertretende Generalkommando und an die Ortspolizeien sowie – zumindest in den ersten Kriegsmonaten – auch an das Kriegsministerium weitergeleitet. Der Fahndungsauftrag war in der Regel mit einer Beschreibung, öfters auch mit einem Lichtbild der gesuchten Person versehen. Bei

109 HStAS, M 77/1 Bü 817–864. Auch Deutsche und Staatsbürger neutraler Staaten, die früher einem feindlichen Staat angehört haben, sollten grundsätzlich verstärkt überwacht werden, vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1619, Qu 140, Schreiben des Reichsamts des Innern vom 26. Februar 1916.

110 HStAS, M 77/1 Bü 592–606; HStAS, M 1/4 Bü 1624–1625; HStAS, E 151/03 Bü 561. Hierzu ausführlich den auf der Grundlage vor allem württembergischer Archivalien verfassten Aufsatz von Florian *Altenhöner*: Totaler Krieg und Kommunikationskontrolle am Beispiel deutscher Eisenbahnüberwachungsreisen im Ersten Weltkrieg. In: *Journal for Intelligence, Propaganda and Security Studies* 1 (2007), Nr. 2, S. 61–69.

111 Vgl. v.a. HStAS, M 77/1 Bü 693–699.

112 Vgl. hierzu HStAS, E 151/03 Bü 228 Qu 1–14; HStAS, M 1/4 Bü 1617, Qu 163–172.

bestehendem Spionageverdacht gegen Personen mit bekanntem Wohnsitz in Württemberg wurde häufig eine Überwachung von deren Telegramm-, Brief- und Paketverkehr angeordnet. Teilweise wurden zudem Ein- und Ausreiseverbote oder – sehr selten – Schutzhaft verfügt<sup>113</sup>.

Eine wichtige Sondergruppe der im Deutschen Reich befindlichen ausländischen Personen, gegen die sich kontinuierlich ein Spionageverdacht richtete, bildeten Zivil- und Kriegsgefangene<sup>114</sup>. Die Sicherheitsbehörden gingen davon aus, dass die gegnerischen Nachrichtendienste in den Gefangenenlagern im Reich jeweils Vertrauensleute platziert hatten, die Informationen, etwa solche, die sie von neu eintreffenden Gefangenen erhalten hatten, an ihre Heimatstaaten weitergaben<sup>115</sup>. Besonders im Frühjahr 1917 richteten sich gegen die in Deutschland internierten Kriegsgefangenen vielfältige Verdächtigungen. Die staatlichen Abwehrorgane argwöhnten, die Gefangenen stünden untereinander in konspirativer Verbindung, planten eine Massenflucht und führten im Auftrag feindlicher Geheimdienste regelmäßig Spionage- und Sabotageakte in Deutschland durch. Die erhobenen Anschuldigungen, die zum Teil im Kontext der schwierigen Ernährungslage im Winter 1916/17 zu sehen sind, waren in der Sache vielfach ebenso willkürlich wie schlecht begründet. Beispielsweise wurde bereits eine schleppende Erledigung von übertragenen Arbeiten als Sabotage gewertet. Als Abwehrmaßnahme wurden in den Gefangenenlagern ab Februar 1917 so genannte „Verbindungsoffiziere“ oder „Abwehroffiziere“ eingesetzt<sup>116</sup>.

Zweitens führten die Abwehrorgane unabhängig von bestehenden Verdachtsmomenten gegen einzelne Personen eine umfangreiche Überwachung der Telekommunikation württembergischer Bürgerinnen und Bürger durch<sup>117</sup>. Der Kontrolle unterworfen war der Brief- und Paketverkehr in die Frontgebiete<sup>118</sup>, die Korrespondenz mit deutschen Soldaten, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, der Postverkehr von in Deutschland befindlichen ausländischen Zivil- und Kriegsgefangenen, ferner die sonstige private und geschäftliche Korrespondenz sowie der Telegramm- und Fernsprechverkehr mit dem Ausland. Bei der Auslandskorrespondenz sollte die ausgehende Post möglichst vollständig, die eingehende Post stichprobenartig überprüft werden<sup>119</sup>. Für die Durchführung dieser Kontroll-

113 Zur Schutzhaft vgl. HStAS, M 77/1 Bü 685.

114 HStAS, M 77/1 Bü 895–923. Zum Folgenden vgl. Uta *Hinz*: Gefangen im Großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921. Essen 2006, hier S. 144–149.

115 Vgl. *Nicolai*, Geheime Mächte (wie Anm. 6), S. 137–141.

116 HStAS, M 77/1 Bü 898–901.

117 HStAS, M 77/1 Bü 715–776; zahlreiche Unterlagen auch in HStAS, M 1/4 Bü 1581–1590, 1616–1622, 1628 sowie in HStAS, E 40/72 Bü 548. Vgl. *Nicolai*, Geheime Mächte (wie Anm. 6), S. 143–146.

118 Vgl. u. a. Nikolaus *Buschmann*: Der verschwiegene Krieg. Kommunikation zwischen Front und Heimat. In: Gerhard *Hirschfeld* / Gerd *Krumeich* / Dieter *Langewiesche* / Hans-Peter *Ullmann* (Hgg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Essen 1997, S. 208–224.

119 Vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1618, Qu 52, Schreiben des Chefs der Obersten Heeresleitung Erich von Falkenhayn vom 1. Juni 1915.

aufgaben waren im Bereich des XIII. Armeekorps zwei so genannte Militär-Postüberwachungsstellen zuständig. Sie wurden 1914 in Stuttgart und Friedrichshafen eingerichtet<sup>120</sup>. Darüber hinaus bestanden Postprüfungsstellen in den Kriegsgefangenenlagern. Statistiken lassen erkennen, dass in Württemberg gegen Ende des Krieges monatlich über 850.000 Briefe überprüft wurden, etwa die Hälfte davon in der Militär-Postüberwachungsstelle Stuttgart<sup>121</sup>. Die Rechtsgrundlage für die umfangreichen Verletzungen des Briefgeheimnisses unbescholtener Bürgerinnen und Bürger durch die staatlichen Abwehrbehörden war mehr als zweifelhaft<sup>122</sup>. Die Postüberwachung sollte grundsätzlich in einer Weise erfolgen, welche die Öffnung der Briefe durch die polizeilichen Stellen nicht erkennen ließ. Lediglich eindeutig spionageverdächtige Sendungen wurden von den Überwachungsstellen beschlagnahmt und an die Landespolizeizentralstelle bzw. an die Zentralpolizeistelle Württemberg zur weiteren polizeilichen Bearbeitung weitergeleitet. Berichte über die Ergebnisse der Postüberwachung wurden an den Stellvertretenden Generalstab in Berlin übersandt<sup>123</sup>. Die Postüberwachungsstellen suchten in der ins Ausland gesandten Post nicht nur nach Dokumenten, die militärische Geheimnisse enthielten, sondern auch nach solchen, die in unerwünschter Weise über die politische, soziale und wirtschaftliche Lage im Reich sowie über die Stimmung in der Bevölkerung Auskunft gaben. Des Weiteren versuchte man, durch die Öffnung aus dem Ausland eingehender Briefe ein Bild über dortige Situation zu gewinnen. Die Überwachung der Telekommunikation von Privatpersonen warf eine Reihe von praktischen Schwierigkeiten auf: Als zentrales Problem erwies sich die riesige Menge der zu kontrollierenden Sendungen, die lediglich die Überprüfung einer Auswahl erlaubte. Von den ausgehenden Schreiben wurden beispielsweise im September 1917 nur *ungefähr 1/3 bis 1/4* überprüft<sup>124</sup>. Eine andere Schwierigkeit bestand in der Tatsache, dass feindliche Agenten oft Geheimtinten verwendeten, die lediglich mit Hilfe spezieller optisch-chemischen Verfahren sichtbar gemacht werden konnten. Um solche Post auszuwerten, wurde auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums im Dezember 1917 in Stuttgart eine Zentralstelle für die gesamte chemische Postprüfung im Bereich des XIII. Armeekorps eingerich-

120 In Stuttgart bestanden zwei Postüberwachungsstellen, eine für Briefe und eine für Telegramme. Die Postüberwachungsstelle in Friedrichshafen wurde Ende 1914 eingerichtet (HStAS, M 77/1 Bü 762). Zu den württembergischen Postüberwachungsstellen vgl. auch HStAS, M 1/4 Bü 1595, 1596, 1603; HStAS, M 326.

121 HStAS, M 77/1 Bü 770, Qu 187.

122 Das Brief- bzw. Postgeheimnis zählte nicht zu den acht im § 5 des Preußischen Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 genannten, im Kriegsfall von den Militärbefehlshabern zu suspendierenden Rechten. Seine Verletzung ließ sich allenfalls als „Maßnahme des übergesetzlichen Staatsnotstands“ rechtfertigen. Die Zulässigkeit dieser Argumentation war jedoch stark umstritten; vgl. *Huber* (wie Anm. 85), S. 61–62 (Zitat S. 62). Daneben: *Schudnagies* (wie Anm. 56), S. 82–83.

123 HStAS, M 77/1 Bü 772–775 (Berichte ab Dezember 1916).

124 HStAS, M 77/1 Bü 770, Qu 1d, Schreiben vom September 1917 betr. Erweiterung der Postüberwachungsstelle (ohne exaktes Datum).

tet<sup>125</sup>. Der Zentralstelle oblag vor allem die Aufgabe, bei den Postüberwachungsstellen sowie bei den Postprüfungsstellen der Kriegsgefangenenlager ermittelte verdächtige Briefe mit verfeinerten wissenschaftlichen Methoden zu kontrollieren und auf diese Weise der polizeilichen Auswertung zugänglich zu machen<sup>126</sup>. Die von gegnerischen Agenten aus dem Reichsgebiet ins Ausland versandte Post bediente sich ferner zum Teil geheimer Codes, die nur schwer zu entziffern waren. Weitere, ebenfalls polizeilich nur mit großem Aufwand zu verfolgende Methoden der nachrichtendienstlichen Informationsübermittlung bestanden darin, Mitteilungen Warensendungen beizulegen oder mit Hilfe von Druckschriften zu übersenden, die den Postsendungen hinzugefügt wurden. Um die Erfolgchancen der Postüberwachung zu erhöhen, wurden bei den württembergischen Polizeibehörden umfangreiche Verzeichnisse mit Decknamen vermeintlicher Spione geführt sowie Listen mit Deckadressen, an die spionageverdächtige Post gesandt wurde<sup>127</sup>. Schließlich versuchten die Abwehrorgane im Rahmen der Kommunikationsüberwachung Wege der Nachrichtenübermittlung außerhalb der üblichen Post- und Telekommunikationswege zu verschließen. Zu den in diesem Zusammenhang ergriffenen Maßnahmen zählten Kontrollen auf unerlaubte Postbeförderung durch Grenzgänger sowie die Überwachung des Briefftaubeneinsatzes im Reichsgebiet<sup>128</sup>. Die Pressezensur hatte auch die Aufgabe zu verhindern, dass nachrichtendienstlich relevante Informationen in deutschen oder ausländischen Presseorganen veröffentlicht wurden, z. B. im Rahmen von Zeitungsannoncen<sup>129</sup>.

Drittens bildete die Kontrolle des Warenverkehrs mit dem Ausland eine wichtige Aufgabe der in Württemberg mit der Abwehr von Spionage und Sabotage befassten Behörden<sup>130</sup>. Das Deutsche Reich war während des Ersten Weltkrieges aufgrund des Wegfalls der Handelsbeziehungen zu den Entente-Staaten sowie aufgrund der britischen Seeblockade dringend darauf angewiesen, den Geschäftsverkehr mit verbündeten und neutralen Staaten fortzuführen bzw. zu intensivieren. Für die württembergische Wirtschaft, die vor 1914 in einem hohen Maße vom Import von Rohstoffen und Halbfabrikaten abhängig war, hatte die

125 HStAS, M 77/1 Bü 726, 727, 760, 770.

126 HStAS, M 77/1 Bü 770, Qu 13, Aufgabenkatalog vom 24. November 1917.

127 HStAS, M 77/1 Bü 722, 733, 750, 751–755, 757, 762.

128 Zum Briefschmuggel vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1616, Qu 198 und 199, Bekanntmachung des Stellvertretenden Generalkommandos vom 19. Dezember 1914; HStAS, M 77/1 Bü 715, 725. Zum Einsatz von Briefftauben vgl. HStAS, M 77/1 Bü 779–781. Zur Unterbindung des Briefschmuggels erließ das Stellvertretende Generalkommando mehrere Verordnungen; vgl. Handbuch der während des Krieges ergangenen Verordnungen des stellv. Generalkommandos XIII. (Kgl. Württ.) Armeekorps mit Einschluß nicht veröffentlichter Erlasse. Nach dem Stand vom 31. Januar 1918. Stuttgart 1918, S. 100. Zum Einsatz von Briefftauben durch Nachrichtendienste vgl. auch Heidrun *Jahn* / Jürgen W. *Schmidt*: Zum militärischen und zivilen Briefftaubenwesen in der Provinz Westpreußen in den Jahren von 1889–1918. In: Westpreußen-Jahrbuch 56/57 (2006), S. 55–66.

129 Vgl. *Handbuch* (wie Anm. 128), S. 93–94 (Bekanntmachung vom 29. Januar 1917). Vgl. auch HStAS, M 77/1 Bü 436, 444.

130 HStAS, M 77/1 Bü 797–816.

Offenhaltung von Grenzen eine besondere Bedeutung. Die Handelsaktivitäten deutscher Unternehmen bargen jedoch aus der Sicht der Abwehrbehörden erhebliche Risiken. Daher galten während des Krieges im Deutschen Reich für den Warenverkehr mit dem Ausland strenge Vorschriften. Vermieden werden sollte insbesondere, dass kriegswichtige Rohstoffe und Güter sowie technisches Know-how in die Hände der Kriegsgegner gelangten. Die Kontrolle des Warenverkehrs war administrativ aufwendig. Das preußische und das württembergische Kriegsministerium sowie das Stellvertretende Generalkommando des XIII. Armeekorps stimmten die für Württemberg zu beachtenden Vorschriften ab. Für die Bewilligung von Exporten wurden zudem sehr häufig Gutachten der Zentralstelle für Gewerbe und Handel angefordert. Da Württemberg lediglich am Bodensee an einen ausländischen Staat – die neutrale Schweiz – angrenzte, bildete die Überwachung des Austauschs mit eidgenössischen Stellen, Unternehmen und Personen einen Schwerpunkt bei der Kontrolle des Warenverkehrs durch die Abwehrbehörden<sup>131</sup>.

Ein wichtiges Feld bei der staatlichen Kontrolle des Imports und Exports von Waren stellte die Überwachung von Druckschriften dar<sup>132</sup>. Die württembergischen Sicherheitsbehörden fürchteten, dass vor allem aus der Schweiz in großem Umfang Propagandamaterial nach Deutschland gebracht werde, das den deutschen Wehrwillen schwächen, süddeutsche Aversionen gegen die preußische Dominanz im Reich schüren und schlimmstenfalls politische Unruhen provozieren sollte<sup>133</sup>. Sowohl die Einfuhr als deutschfeindlich eingestuft oder politisch missliebiger Druckschriften sollte unterbunden werden als auch die Ausfuhr entsprechender Werke in andere Staaten, zum Beispiel in das verbündete Österreich-Ungarn.

Viertens erfüllten Militär und Polizei in Württemberg in größerem Umfang Aufgaben des Objektschutzes<sup>134</sup>. Gegen Ausspähung und Sabotage schützenswerte Einrichtungen waren in Schwaben wie andernorts vor allem militärische Anlagen, kriegswichtige Betriebe und Eisenbahnverbindungen. Das Netz von Militärpolizeistellen und Nebenstellen, das im Frühjahr 1917 im Zuge der Gründung der Zentralpolizeistelle Württemberg eingerichtet wurde, diente nicht zuletzt dazu, die Aufgaben des Objektschutzes zu erleichtern. Durch Nebenstellen von Militärpolizeistellen wurden die Truppenübungsplätze Münsingen und Heuberg (soweit württembergisches Territorium betroffen war) gesichert, des Weiteren der Flughafen in Böblingen sowie die Munitionsanfertigungsstelle in Ebingen.

131 Zu den Beziehungen zwischen Württemberg und der Schweiz vgl. bes. HStAS, E 40/72 Bü 703.

132 HStAS, M 77/1 v.a. Bü 434, 438–440, 727, 797–799. Vgl. auch *Handbuch* (wie Anm. 128), S. 91–98.

133 *Nicolai*, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 148. Vgl. HStAS, M 1/4 Bü 1616–1622 (vor allem die aus den Jahren 1917/18 stammenden Akten sind ergiebig), Bü 1627.

134 HStAS, M 77/1 Bü 569–587. Zum Schutz von Fabriken vgl. auch HStAS, M 1/4 Bü 1626. Militärischer Bahnschutz: HStAS, M 77/1 Bü 595–606.

Wichtige und speziell schützenswerte Rüstungsbetriebe in Württemberg waren vor allem die Waffenfabrik Mauser in Oberndorf am Neckar, die Köln-Rottweiler Pulverfabrik in Rottweil, die Daimler-Werke in Sindelfingen und Stuttgart-Untertürkheim sowie mehrere Unternehmen der Luftfahrt und Motorenindustrie in bzw. in der unmittelbaren Umgebung von Friedrichshafen (Flugzeugbau Friedrichshafen, Luftschiffbau Zeppelin, Maybach Motorenbau)<sup>135</sup>. Auch den Versorgungsbetrieben des Landes kam eine kriegswichtige Bedeutung zu. Der Schutz der Rüstungs- und Versorgungsbetriebe war im Kontext der von den württembergischen Militär- und Polizeibehörden durchgeführten Abwehrmaßnahmen eine besonders schwierige Aufgabe. Fragen des klassischen Objektschutzes waren hier eng verknüpft mit anderen Sicherheits- und Schutzaufgaben, etwa mit Problemen des Luftschutzes, mit Präventivmaßnahmen gegen Streiks und politische Mobilisierung, aber auch mit den Schwierigkeiten der Überwachung von Kriegs- und Zivilgefangenen, die in diesen Betrieben als Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Die Verknüpfung verschiedener Tätigkeitsfelder zeigte sich etwa, als auf den Standort Rottweil der Köln-Rottweiler Pulverfabrik am 12. Oktober 1916 ein Luftangriff durchgeführt wurde<sup>136</sup>. Die staatlichen Abwehrorgane schöpften nach dem Angriff den Verdacht, Kriegsgefangene könnten Informationen über die Lage von Produktionsstätten an feindliche Agenten weitergegeben haben. Man befürchtete, dass dem militärischen Gegner auf dem Wege über Kriegsgefangene detaillierte Angaben über den Erfolg des Fliegerangriffes zukommen könnten und auf der Grundlage dieser Informationen neue Luftüberfälle drohten.

Fünftens bestand ein wichtiges Aufgabenfeld der württembergischen Spionageabwehr in der Überwachung des Grenzverkehrs am Bodensee<sup>137</sup>. Die deutsche Außengrenze zur Schweiz, an der Württemberg einen verhältnismäßig kleinen Anteil hatte, war aus nachrichtendienstlicher Sicht eine sehr wichtige Grenze. In der neutralen Schweiz hatten zahlreiche Agenten der Entente-Mächte, vor allem Mitarbeiter des französischen Nachrichtendienstes, Fuß gefasst und versuchten, nach Süddeutschland einzudringen bzw. zu dort operierenden Spionen Kontakt zu halten<sup>138</sup>. Die Überwachung der Bodenseegrenze durch die württembergischen Abwehrorgane umfasste eine Fülle an Aufgaben und Maßnahmen. Dies waren zum einen allgemeine Tätigkeiten wie die Kontrolle der im Deutschen Reich geltenden Einreise-, Ausreise- und Passvorschriften<sup>139</sup>, daneben jedoch speziellere Aufgaben wie die Überwachung von individuellen Genehmigungen

135 Auflistung der kriegswichtigen Betriebe in Württemberg: HStAS, M 77/1 Bü 789, Anlage 1.

136 HStAS, M 77/1 Bü 678, Schreiben vom Oktober und November 1916 (ohne Qu).

137 HStAS, M 77/1 Bü 692–714; zahlreiche Unterlagen auch in HStAS, M 1/4 Bü 1616–1622, 1628. Militärische Grenzbewachung und Bodenseeflotte vgl. HStAS, M 77/1 Bü 648–656. Vgl. auch *Handbuch* (wie Anm. 128), S. 104–113.

138 *Nicolai*, *Geheime Mächte* (wie Anm. 6), S. 59–64.

139 HStAS, M 77/1 Bü 693–699.

und Verboten der Ein- und Ausreise<sup>140</sup>, die Gewährung von Reiseerleichterungen für bestimmte Personengruppen, wie zum Beispiel die in der Schweiz lebenden Ehefrauen deutscher Soldaten<sup>141</sup>, sowie die Betreuung eines Befragungsdienstes, der an den Grenzüberwachungsstellen eingesetzt wurde und der der nachrichtendienstlichen Informationsgewinnung diente<sup>142</sup>.

Sechstens übernahmen das Stellvertretende Generalkommando des XIII. Armeekorps sowie die ihm unterstehenden Polizeibehörden im Verlauf des Krieges zunehmend Funktionen einer politischen Polizei<sup>143</sup>. Die Entwicklung in Württemberg entsprach im Grundsatz derjenigen im gesamten Deutschen Reich. Die Ursache für die Ausweitung des Tätigkeitsfeldes der Sicherheitsorgane auf das Feld der Politik wurde bereits genannt: Vor allem seit Herbst 1917 führten die militärischen Entscheidungsträger im Generalstab, aber auch die Militärbefehlshaber in den Korpsbereichen die mit zunehmender Kriegsdauer schwieriger werdende politische Situation im Reich maßgeblich auf die nachrichtendienstliche Tätigkeit der Entente zurück<sup>144</sup>. Man fürchtete, feindliche Dienste unterminierten systematisch die politische Stabilität des Reiches, etwa durch die Einschleusung und Verbreitung von Propagandamaterial, gegebenenfalls sogar durch die Provokation oder Unterstützung von Streiks in kriegswichtigen Betrieben sowie von inneren Unruhen. Aufgrund dieser Bedrohungsszenarien wurde beim Stellvertretenden Generalstab in Berlin im November 1917 eine Sektion „Abwehr X“ eingerichtet, die Aufgaben der politischen Polizei wahrnahm<sup>145</sup>. Die Stellvertretenden Generalkommandos im Reich waren angehalten, die Berliner Stelle nach Kräften zu unterstützen.

140 HStAS, M 77/1 Bü 700–708.

141 HStAS, M 77/1 Bü 709–714.

142 HStAS, M 77/1 Bü 692.

143 HStAS, M 77/1 Bü 786–796. Zum Folgenden vgl. bes. *Deist*, Voraussetzungen (wie Anm. 56), v.a. S. 138–152 (Abschnitt „Zur innenpolitischen Tätigkeit der Obersten Heeresleitung“); *Buse* (wie Anm. 19); *Altenhöner*, Total War (wie Anm. 22), S. 67–69. Verordnungen des Stellvertretenden Generalkommandos XIII. Armeekorps bis Januar 1918: *Handbuch* (wie Anm. 128), S. 36–37; zur politischen Entwicklung in Württemberg während des Ersten Weltkriegs vgl. zusammenfassend Hans *Wicki*: Das Königreich Württemberg im Ersten Weltkrieg. Seine wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Lage. Bern [u. a.] 1984, hier S. 151–164; Eberhard *Naujoks*: Württemberg 1864–1918. In: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte. Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien. Stuttgart 1992, S. 333–432, hier S. 415–432 (mit weiterer Literatur); Paul *Sauer*: Württembergs letzter König. Das Leben Wilhelms II. Stuttgart 1994, hier bes. S. 261–289; Thomas *Schnabel*: Geschichte von Baden und Württemberg 1900–1952. Stuttgart [u. a.] 2000, hier S. 43–82; Bernhard *Mann*: Kleine Geschichte des Königreichs Württemberg 1806–1918. Leinfelden-Echterdingen 2006, hier S. 237–258; Paul *Sauer*: Württemberg im Kaiserreich. Bürgerliches Freiheitsstreben und monarchischer Obrigkeitsstaat 1871 bis 1918. Tübingen 2011, hier S. 278–357; Daniel *Kuhn*: Als der Krieg vor der Haustür stand. Der Erste Weltkrieg in Baden und Württemberg. Tübingen 2014.

144 Vgl. hierzu die Bemerkung von *Nicolai*, Geheime Mächte (wie Anm. 6), S. 160–161.

145 Wilhelm *Deist* (Hg.): Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914–1918. 2 Bde. Düsseldorf 1970, hier Bd. 2, S. 1098–1100 (Dokument Nr. 409).

In Württemberg setzte die politische Überwachung bereits im November 1914 ein<sup>146</sup>. In einem ersten Schritt wurden die unter Führung radikaler Sozialisten stehenden „Freien Jugendorganisationen“, die bereits in der Vorkriegszeit im Visier der Sicherheitsbehörden gestanden waren, der staatlichen Beobachtung unterworfen<sup>147</sup>. Seit März 1915 unterlagen politische Versammlungen in Württemberg generell einer Meldepflicht<sup>148</sup>. Diese Maßnahme richtete sich in erster Linie gegen die Anhänger des radikalen Flügels der Sozialdemokratie<sup>149</sup>. Ab 1916, vor allem jedoch in den beiden letzten Kriegsjahren, erlangten präventive Maßnahmen des Militärbefehlshabers Paul von Schaefer gegen innere Unruhen und Streiks signifikante Bedeutung. Sie erfolgten vielfach in Abstimmung mit der Obersten Heeresleitung sowie den preußischen Militärbehörden, aber auch mit den zuständigen württembergischen Instanzen, vor allem mit dem Ministerium des Innern. Im Juli 1916 ließ Schaefer in den einzelnen Standorten des Korpsbereichs Offiziere bestimmen, deren politische Loyalität als gesichert erschien<sup>150</sup>. Auf dieses Personal sollte im Fall von innenpolitischen Problemen zurückgegriffen werden. Ab dem Jahr 1917 wurden wiederholt Verhaltensmaßregeln für das Heer bei eventuellen politischen Unruhen ausgearbeitet<sup>151</sup>. Die Vorgaben zielten vor allem darauf ab, unter keinen Umständen zur Eskalation von brisanten Situationen – etwa durch zu raschen Gebrauch der Schusswaffe – beizutragen. Jedoch sollte in Konfliktsituationen, in denen keine andere Möglichkeit bestand, eine als gefährlich empfundene Lage zu beruhigen, rasch und entschlossen durchgegriffen werden. Anstifter von Unruhen, etwa von Streiks in kriegswichtigen Betrieben, sollten hart bestraft werden. Eine ins Kalkül gezogene Methode, *Rädelsführer* und *Hetzer* zu neutralisieren, bestand zudem darin, sie *unauffällig* zum Militärdienst einzuberufen. Seit 1917 wurde die Kontrolle des politischen Lebens in Württemberg wie überall im Reich nochmals deutlich verschärft. So beobachteten die Abwehrorgane unter anderem Konflikte in Betrieben, die nun

146 Zum Folgenden vgl. den Überblick des Militärbefehlshabers Paul von Schaefer über die Maßnahmen der politischen Überwachung in Württemberg: HStAS, M 77/1 Bü 791, Qu 3b, Schreiben vom 11. September 1917.

147 *Deist*, Militär und Innenpolitik (wie Anm. 145), Bd. 1, S. 209 (Dokument Nr. 89). Von Mai bis Ende August 1914 war die „Freie Jugendorganisation“ Stuttgart verboten gewesen.

148 Handbuch (wie Anm. 128), S. 96, Verordnungen vom 23. März und vom 21. April 1915. Vgl. dazu die aus der Zeit nach August 1917 stammenden Unterlagen in HStAS, M 77/1 Bü 791 und 792.

149 *Deist*, Militär und Innenpolitik (wie Anm. 145), Bd. 1, S. 230–232 (Dokument Nr. 99). Bereits Ende Dezember 1914 hatten das württembergische Ministerium des Innern und der Stellvertretende Kommandierende General Otto von Marchtaler Zwangsmaßnahmen gegen radikale Sozialdemokraten erörtert; vgl. ebd., Bd. 1, S. 211–213 (Dokument Nr. 91). Zur Überwachung der Sozialdemokratie in Württemberg vgl. HStAS, E 150 Bü 7300, 7302–7315. Grundlegend zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie zwischen 1914 und 1918: Susanne Miller: *Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*. Düsseldorf 1974.

150 HStAS, M 77/1 Bü 786, Qu 3, 3a, 3b und Bü 787, Qu 33, Schreiben des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer vom 27. Juli 1916.

151 Vgl. bes. HStAS, M 77/1 Bü 789, Anlage 8, „Verhalten des stellv. Generalkommandos während innerer Unruhen und Streiks“ vom August 1918.

häufiger auftraten, aufmerksam im Hinblick auf eventuelle politische Hintergründe<sup>152</sup>. Die Überwachung der im April 1917 gegründeten Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, war in Württemberg sehr rigide<sup>153</sup>. Ein geordnetes Parteileben war angesichts der strengen Vorgaben des Stuttgarter Stellvertretenden Generalkommandos, die reichsweit Aufsehen erregten, kaum zu organisieren. Die USPD beschwerte sich im Sommer 1917 gegen ihre Behandlung beim Reichskanzler Georg Michaelis. Der württembergische Militärbefehlshaber Schaefer wies Aufforderungen der Reichsleitung zu einer Änderung des behördlichen Vorgehens gegen die USPD im Bereich des XIII. Armeekorps jedoch zurück<sup>154</sup>. Die Militärbehörden fühlten sich in ihrer harten Vorgehensweise gegen mutmaßliche Auführer durch das Ausbleiben größerer politischer Schwierigkeiten in Württemberg bis in die letzten Kriegswochen bestätigt.

#### **4. Auf dem Weg in den Überwachungsstaat: Die historische Bedeutung der Abwehr von Spionage und Sabotage im Ersten Weltkrieg**

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass in der aktuellen wissenschaftlichen Forschung Konsens darüber herrscht, dass die Aktivitäten der Nachrichtendienste keinen entscheidenden Einfluss auf den Verlauf und den Ausgang des Ersten Weltkrieges ausübten<sup>155</sup>. Die Niederlage der Mittelmächte im Herbst 1918 war auf eine Reihe von Faktoren zurückzuführen, die von den Geheimdiensten und den militärischen und polizeilichen Abwehrorganisationen nicht zu beeinflussen waren: auf die in vieler Hinsicht ungünstige militärische Ausgangslage, auf die im Vergleich zu den Entente-Mächten geringere ökonomische Stärke sowie auf die – aufgrund der politischen Strukturen – limitierten Möglichkeiten zur Mobilisierung der verfügbaren personellen und materiellen Ressourcen.

Die unabhängig von der Frage nach der Bedeutung von Spionage und Sabotage für den Kriegsverlauf wichtige Frage nach der Effizienz der deutschen Nachrichten- und Abwehrdienste lässt sich kaum befriedigend beantworten. Hierzu wären zum einen fundierte Kenntnisse über die tatsächliche Bedrohung des Deutschen Reiches, d. h. vor allem über die Zahl und die Qualität der von den Entente-Staaten im Deutschen Reich eingesetzten Agenten erforderlich. Zum anderen wäre zu klären, welcher reale Schaden Deutschland während des Ersten Weltkrieges

152 Vgl. bes. HStAS, M 77/1 Bü 789 und 790 (Streiks bei Daimler in Untertürkheim, in der Maschinenfabrik Esslingen sowie in Friedrichshafen 1918).

153 HStAS, M 77/1 Bü 791, Qu 3, Schreiben des Reichstagsabgeordneten Haase vom 20. August 1917.

154 HStAS, M 77/1 Bü 791, Qu 3b, Schreiben des Stellvertretenden Kommandierenden Generals Paul von Schaefer vom 11. September 1917.

155 Vgl. z. B. *Altenhöner*, Total War (wie Anm. 22), S. 71 f.

durch Spionageaktivitäten der Kriegsgegner entstanden ist. Wissenschaftlich tragfähige Informationen zu diesen beiden Sachverhalten fehlen<sup>156</sup>.

Lediglich einen sehr vagen Anhaltspunkt zur Abschätzung der Gefahren, die dem Deutschen Reich während des Ersten Weltkrieges durch Spionage drohten, bilden die in vielen Publikationen genannten Zahlen über die erfolgten Verurteilungen wegen Verstoßes gegen die Gesetze des Kriegs- und Landesverrats. Nach Walter Nicolai wurden zwischen 1914 und 1918 in Deutschland 411 Personen, darunter 235 Deutsche, wegen Verstoßes gegen die genannten Gesetze verurteilt. Abgesehen davon, dass Rückschlüsse von diesen Statistiken auf die Zahl und Qualität der im Reichsgebiet operierenden Agenten der Entente nicht möglich sind, werfen die Erhebungen selbst zahlreiche Interpretationsprobleme auf. Da die erwähnten Gesetze zur Verhinderung von Kriegs- und Landesverrat nicht allein Spionage unter Strafe stellten, bleibt die Zahl der Verurteilungen feindlicher Agenten unklar. Ein anderes Problem zeitgenössischer Statistiken besteht darin, dass im Deutschen Reich als Sabotageakte jeweils alle Unfälle gewertet wurden, in denen keine Unglücksursache festgestellt werden konnte.

Für Württemberg lassen sich aus den Akten des Stellvertretenden Generalkommandos ebenfalls Informationen über die im Bereich des XIII. Armeekorps wegen Spionage- und Sabotagedelikten eingeleiteten Gerichtsverfahren entnehmen<sup>157</sup>. Hierbei fällt auf, dass die Zahl der nachgewiesenen Strafverfahren gering ist. Spektakuläre Spionagefälle wurden in Württemberg nicht aufgedeckt. Dieser Befund weist darauf hin, dass den erheblichen behördlichen Anstrengungen zur Abwehr von Spionage und Sabotage insgesamt spärliche Ermittlungsergebnisse gegenüber standen. Die Feststellung einer Diskrepanz zwischen behördlichem Aufwand und Resultat reicht jedoch nicht aus, um fundierte Rückschlüsse auf die Effizienz der Abwehrorgane in Württemberg zu ziehen. Die geringen Ermittlungserfolge der Sicherheitsbehörden könnten sich auch dadurch erklären, dass die Gefahren, die Württemberg durch die Nachrichtendienste der Entente drohten, insgesamt eher gering gewesen sind.

Hatte die Tätigkeit der deutschen Abwehrdienste im Ersten Weltkrieg auch keine größere militärische Relevanz, so kommt ihr doch eine nicht zu unterschätzende historische Bedeutung zu. Die Überwachung der deutschen Gesellschaft durch Militär und Polizei erreichte in den Jahren zwischen 1914 und 1918 ein bisher nicht bekanntes Ausmaß<sup>158</sup>. Staatliche Organe kontrollierten erstmals flächendeckend Post- und Telekommunikationsverbindungen der Bürgerinnen und Bürger und überwachten große Bereiche des Reise- und Güterverkehrs. Auch das politische Leben war vor allem gegen Ende des Krieges einer rigiden behördlichen Kontrolle unterworfen. Die während des Ersten Weltkrieges im Deutschen Reich

156 Die Dissertation von *Lahaie* (wie Anm. 32) über die Aktivitäten des französischen Nachrichtendienstes im Ersten Weltkrieg, die für den deutschen Südwesten besonders wichtig gewesen sein dürfte, war mir nicht zugänglich.

157 HStAS, M 77/1 Bü 679.

158 *Altenhöner*, *Total War* (wie Anm. 22), S. 70–71.

realisierten behördlichen Praktiken zur gesellschaftlichen Überwachung entsprachen zwar noch nicht denjenigen, die zwanzig Jahre später während der Zeit des Nationalsozialismus Wirklichkeit wurden. Sie zeichneten den Weg in den totalitären Staat des „Dritten Reiches“ jedoch vor.

# Schwäbisch Hall 1914–1918: Wirtschaft und Alltag einer Oberamtsstadt im Ersten Weltkrieg

VON ARMIN MÜLLER

## 1. Einführung: Fragen der Wirtschaftsgeschichte an den Ersten Weltkrieg

Wirtschaftsgeschichte und Erster Weltkrieg gehörten bislang nicht unbedingt zusammen. Weder standen bei Darstellungen und Analysen zum Weltkrieg üblicherweise wirtschaftshistorische Fragestellungen im Mittelpunkt, noch konnte bislang ein besonderes Forschungsinteresse der Wirtschaftsgeschichte für die Kriegsjahre 1914–18 beobachtet werden. Diese Einschätzung gilt mindestens für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft. Sicherlich gab es schon vor Jahrzehnten einige wichtige und wegweisende, an ökonomischen Fragestellungen zum Ersten Weltkrieg ausgerichtete Studien, erinnert sei an Jürgen Kocka mit seiner sozialgeschichtlichen Arbeit zur „Klassengesellschaft im Krieg“ (1973) oder an Gerald A. Feldman mit seiner grundlegenden Analyse der deutschen Kriegswirtschaft (1966)<sup>1</sup>. Nur wenige neuere Publikationen erweiterten seitdem unsere Sicht auf die deutsche Wirtschaft im Ersten Weltkrieg<sup>2</sup>.

Das Hauptinteresse galt aber damals wie heute den militärischen und politischen Dimensionen dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“<sup>3</sup>. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen damit einerseits die Frontlinien und Kriegsschauplätze, andererseits die politischen Zentren und die Entscheidungsprozesse der politisch-militärischen Eliten. Im Schatten der Analysen steht damit die Bevölkerung in den deutschen Provinzen, Bürger, Unternehmer, Arbeiter und Bauern, d. h. die eigentlichen Träger, Akteure, Profiteure und Leitragende der Kriegswirtschaft<sup>4</sup>.

1 Vgl. Jürgen Kocka: *Klassengesellschaft im Krieg*. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918. Frankfurt/M. 1988 (Original 1973); Gerald D. Feldman: *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914–1918*. Bonn und Berlin 1985 (Original 1966).

2 Genannt sei beispielhaft Stefanie *van de Kerkhof*: *Von der Friedens- zur Kriegswirtschaft*. Unternehmensstrategien der deutschen Eisen- und Stahlindustrie vom Kaiserreich bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Essen 2006.

3 Vgl. Ernst Schulz: *Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts*. In: Wolfgang Michalka (Hg.): *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München 1994, S. 3–27.

4 Vgl. Nils Freytag: *Neuerscheinungen zum 1. Weltkrieg*. Einführung. In: *sehepunkte* 14 (2014), Nr. 7/8 [15.07.2014], URL: <http://www.sehepunkte.de/2014/07/forum/neuerscheinungen-zum-1-weltkrieg-178/>

Eine der wenigen Ausnahmen bildet hier die Studie von Roger Chickering<sup>5</sup> zur Stadt Freiburg im Ersten Weltkrieg, die aber durch ihre hohe Qualität durchaus als wegweisend und grundlegend für alle Folgeprojekte zur Alltagsgeschichte einer Stadt im Krieg bezeichnet werden kann.

Im runden Jubiläumsjahr ist es vor allem den vielen regionalen Ausstellungsprojekten zu verdanken, dass unser Wissen über den Kriegsalltag der Menschen hinter der Front um neue Sichtweisen und Erkenntnisse erweitert wurde<sup>6</sup>. Der vorliegende Text greift die alltags- und wirtschaftshistorische Perspektive auf und wendet sich der nordwürttembergischen Oberamtsstadt Schwäbisch Hall<sup>7</sup> zu. Im Mittelpunkt steht der Blick auf die durch den Krieg ausgelösten Veränderungen für die Menschen, ihren Alltag und ihre wirtschaftliche Situation.

Die zentralen empirischen Vorarbeiten für diese Analyse liegen schon über 20 Jahre zurück und wurden vom Autor im Rahmen eines Schulprojekts zum Ersten Weltkrieg in der eigenen Heimatstadt Schwäbisch Hall durchgeführt. Damals wurden alle im Haller Stadtarchiv und Kreisarchiv vorhandenen Bestände, insbesondere das Archiv des „Haller Tagblatts“ sowie Protokolle und Akten des Gemeinderats und der Kommunalbehörden ausgewertet. Die Ergebnisse wurden im Jahrbuch 1992 der Zeitschrift „Württembergisch Franken“ veröffentlicht<sup>8</sup>. Für diese Neubearbeitung des Themas wurde das eigene Quellenmaterial um die seitdem stattgefundenen Publikationen ergänzt beziehungsweise abgeglichen und unter einer klaren wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellung neu strukturiert. Der vorliegende Text nimmt somit die zentralen Wirtschaftssubjekte und Akteursgruppen in den Blick und fragt nach ihrer wirtschaftlichen, sozialen und – mit Abstrichen – kulturellen Lage in Stadt, Umland und den hier verortbaren Märkten (vgl. Abbildung 1). Wichtig ist der Hinweis darauf, dass wir uns in der Phase der Hochindustrialisierung befinden, in der diese Akteure und ihre Rollen im Wirtschaftsprozess gerade erst in unserem modernen Verständnis formiert oder einer grundlegenden Neudefinition unterzogen wurden. Eine moderne, liberale Markt- und Wettbewerbswirtschaft in unserem heutigen Verständnis war zu Beginn des 20. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich, sondern in Deutschland erst eine Generation zuvor entstanden<sup>9</sup>.

5 Vgl. Roger *Chickering*: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914–1918. Paderborn 2009.

6 Allein für die Grenzregion am Oberrhein sind für 2014 insgesamt 25 Ausstellungen angekündigt, und im weiteren Baden-Württemberg sind ebenfalls zahlreiche regionalgeschichtliche Projekte zum Ersten Weltkrieg zu sehen. Wichtig ist sicherlich die Landesausstellung „Fastnacht der Hölle“ im Haus der Geschichte in Stuttgart.

7 Bis 1934 hieß die Stadt offiziell „Hall“, danach erst erhielt sie den vollen, bis heute offiziellen Namen „Schwäbisch Hall“. Im Text wird deswegen in der Regel nur von Hall gesprochen.

8 Vgl. Armin *Müller*: Schwäbisch Hall 1914–1918. Eine Oberamtsstadt im Spiegel des 1. Weltkrieges. In: WFr 76 (1992), S. 275–284.

9 Grundlegend hierzu Clemens *Wischer*, Anne *Nieberding*: Die institutionelle Revolution. Eine Einführung in die deutsche Wirtschaftsgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2004.



Abbildung 1: Zentrale Rollen und Akteursgruppen im Wirtschaftsprozess.

Nach einigen Rahmendaten zum sozioökonomischen Umfeld der Stadt Hall und dem Gebiet des Oberamts Hall wird die Darstellung mit der Gruppe der Konsumenten und Haushalte beginnen. Als Verbraucher in einer Situation zunehmender Versorgungsengpässe sind sie die Gruppe, die in der bisherigen Alltagsgeschichte zum Ersten Weltkrieg am häufigsten thematisiert wurde. Dann wird nach den Unternehmern und ihren Unternehmen gefragt, wobei sowohl der städtische als auch der ländliche Raum in den Blick genommen werden. Dritte Gruppe werden die Arbeiter und Angestellten sein, also die wichtigste Gruppe der abhängig Beschäftigten. Damit eng verbunden sind Themen wie Arbeitslosigkeit beziehungsweise Arbeitskräftemangel sowie die veränderten Geschlechterrollen im Wirtschaftsprozess. Letzte Gruppe werden die staatlichen Akteure mit ihrer stark steigenden Bedeutung und Einflussnahme in den Kriegsjahren sein. Mit dem Blick auf eine Provinzstadt werden es hier vor allem die kommunalen Behörden und Institutionen sein. Wer von Institutionen spricht, der kann von Medien und Märkten kaum schweigen. Deshalb wird abschließend auch ein Blick auch auf dieses Feld geworfen, ohne es wirklich befriedigend beschreiben oder gar beurteilen zu können.

Mit einem wirtschaftshistorischen Ansatz kommen zwei sehr unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen zusammen. Aus einer eher theoriegeleiteten Wirtschaftswissenschaft kann eine solche Analyse lernen, dass Wirtschaftssubjekte immer in eine institutionelle Umwelt eingebettet sind, die Regeln und Rechte, Anforderungen und Beziehungen vordefinieren und damit wesentlich Verhaltens- und Denkmuster der Akteure vorprägen. Aus einer eher quellenorientierten Geschichtswissenschaft geht es darum, die Spuren und Folgen dieser Umwelt in der historischen Mikro-Analyse wiederzuentdecken, um damit letztlich Auswirkungen und Veränderungen beschreiben und einschätzen zu können. Im abschließenden Fazit wird diese Fragestellung aufgegriffen und auf ihren Mehrwert zum Verständnis einer Stadt im Ersten Weltkrieg überprüft.

## 2. Wirtschaftliches Umfeld Schwäbisch Halls

Die ehemals Freie Reichsstadt Hall gehörte seit der Napoleonischen Zeit zum Königreich Württemberg. Als Sitz eines Oberamtes war die Stadt ein mittleres Zentrum im ländlichen Raum, das aber im Verlauf des 19. Jahrhunderts eher durch Prozesse der Stagnation und des Rückschritts gekennzeichnet war. Auch in den Jahrzehnten des Kaiserreichs blieb die ökonomische und soziale Entwicklung hinter der allgemeinen Industrialisierung im Königreich zurück: „Als um 1880 in Württemberg die ‚goldenen Jahre‘ der Industrie begannen, sanken in Hall die Einwohnerzahlen, und als die Städte aufblühten, war Hall unter allen größeren Orten Württembergs der einzige, der zeitweise nicht einmal einen Geburtenüberschuss aufweisen konnte.“<sup>10</sup> Die Zahl der industriellen Betriebe und Arbeitsplätze hielt sich damit in Grenzen, sodass die Stadt auch noch in den 1910er Jahren eher handwerklich als industriell geprägt war. Nichtsdestotrotz gab es die neue, kapitalistische Wirtschaftswelt der Fabriken und ihrer Arbeiter, der arbeitsteiligen Massenfabrikation für nationale und internationale Märkte, der Werbung und neuer Konsumgüter auch in der württembergischen Provinz. Eines der großen Haller Industrieunternehmen, die Firma Grossag, wird weiter unten noch vorgestellt.

Insgesamt war aber der Anschluss an die großen gesellschaftlichen Umwälzungen infolge der Industrialisierung etwas verloren gegangen. Ablesbar ist dies beispielsweise an den Einwohnerzahlen. Im Jahr der Reichsgründung 1871 hatte Hall 9.539 Einwohner, 1910 zählte man 9.321 Einwohner. Im Gegensatz zu den stark wachsenden Industriestädten in den Kernregionen Württembergs stagnierte Hall und musste sogar geringfügige Einwohnerverluste verbuchen. Erst ab den

10 Wolfgang Kromer: Abseits der industriellen Welt. Das Hohenloher Land. In: Peter Schiffer (Hg.): Wasserrad und Dampfmaschine. Beiträge einer Arbeitstagung des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim, des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Bildungshauses des Klosters Schöntal im Jahr 1997. Stuttgart 2000, S. 71–79, hier S. 73.

1920er und 1930er Jahren erreichten der Strukturwandel und damit verbundene wirtschaftliche Wachstumsprozesse Hall, Hall lag aber weiterhin unter den durchschnittlichen Wachstumswerten anderer Städte in Württemberg<sup>11</sup>.

Das Oberamt Hall war ganz überwiegend von einer ländlich-bäuerlich-traditionellen Wirtschafts- und Sozialstruktur geprägt. Die Einwohnerzahl lag insgesamt bei rund 43.000 mit rückläufiger Tendenz. Von Ausbruch der Industrialisierung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs gingen etwa 7–8 Prozent der Bevölkerung der Region verloren, sie waren überwiegend in die Städte des Landes abgewandert. Wolfgang Kromer hat vor einigen Jahren diese Position des Hällisch-Hohenloher Landes mit dem Begriff „Abseits der industriellen Welt“ sehr treffend beschrieben<sup>12</sup>.

### 3. Alltag, Haushalte und Konsumenten

Vor diesem Hintergrund sind die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen beziehungsweise Entwicklungen während der Kriegsjahre einzuordnen und zu interpretieren. Zunächst soll die erste Akteursgruppe, die privaten Haushalte, die Konsumenten und ihr Alltagsleben, betrachtet werden. Der unmittelbare Kriegsbeginn 1914 hatte hier direkte Auswirkungen: Mit der Mobilmachung wurde ein großer Teil der männlichen Bevölkerung in den Militärdienst eingezogen. Die fein abgestimmten Rädchen der Mobilmachungspläne griffen ab dem 1. August ineinander. Jeder Ortsvorsteher verfügte über ein „*Mobilmachungsbüchlein*“, in dem alle Details über die Mobilmachung der Reserve, die Aushebung des Landsturms, Lazarettbildung usw. nachlesbar waren. Im Haller Tagblatt wurde eine umfangreiche Zensurverordnung veröffentlicht, es folgten zahlreiche Verordnungen, Beschränkungen und Verbote zu fast allen Bereichen des Alltags.<sup>13</sup> Einige davon betrafen den Warenverkehr, so wurden beispielsweise ein Exportverbot für kriegswichtige Güter und Rohstoffe verhängt, der Ausschank von Alkohol und der Handel damit waren stark eingeschränkt. In dieser Situation forderte der Haller Stadtschultheiß die Bevölkerung auf *Ruhe und Ordnung zu bewahren, [...], damit der gute Ruf der Stadt sich auch in schwerer Zeit nicht minder wie in festlichen Tagen bewähre*.<sup>14</sup>

Die Haller Reservisten waren zum einen im III. Bataillon des Reserve-Infanterieregiments Nr. 121 organisiert. Dessen Soldaten wurden am 11. August in einem feierlichen Feldgottesdienst auf dem Haller Marktplatz verabschiedet und rückten mit 1.023 Mann, 25 Offizieren und 60 Pferden in Richtung Elsaß aus.

11 Vgl. Martina *Bauch*: Schwäbisch Hall im Ersten Weltkrieg. Eine lokalgeschichtliche Untersuchung mit Überlegungen zur Unterrichtspraxis. Abschlussarbeit PH Freiburg 1999, S. 2 f. und *Kromer* (wie Anm. 10), S. 76.

12 Vgl. *Kromer* (wie Anm. 10), S. 76.

13 Vgl. *Müller* (wie Anm. 8): S. 275 f. und *Bauch* (wie Anm. 11): S. 4–8.

14 Haller Tagblatt Nr. 177, 1.9.1914, S. 4

Zum anderen füllten die Reservisten aus dem Oberamt Hall zusammen mit Backnang, Öhringen und Weinsberg das Württembergische Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 39, das sich am 21./22. August auf dem Haller Unterwöhrd sammelte. Der Landsturm wurde erst ab der zweiten Kriegshälfte unmittelbar an der Front eingesetzt. Bis 1916 übte er Besatzungsaufgaben in Belgien aus. Die Folgen der Kriegshandlungen für die Stadt Hall sind bekannt. Sie lag weitab der Fronten und Kampfhandlungen, trotzdem musste sie einen hohen Blutzoll entrichten. Insgesamt zählte Hall 303 tote und 13 vermisste Soldaten. Ihre Namen können alle auf dem Kriegerdenkmal auf dem Nikolaifriedhof nachgelesen werden. Für das Oberamt ist keine übergreifende Gefallenenstatistik veröffentlicht. Rechnet man die Zahlen der Stadt aber hoch, dann kommt man auf deutlich über 1.000 tote Soldaten für die im Oberamt lebenden Familien.

Wirtschaftlich wirkte sich der Kriegsbeginn sofort durch beginnende Maßnahmen zur Rationierung von Energierohstoffen aus<sup>15</sup>. Der Haller Gemeinderat beschränkte die Abgabe von Koks pro Person auf 20 Zentner, Gebäudebesitzern mit Erdölheizungen riet man, auf Gasheizungen umzusteigen, der kommunale Forst wurde für Eichelsammler freigegeben und die Straßenbeleuchtung wurde eingeschränkt. Gerüchte über Preistreibereien und Lebensmittelknappheit gab es seit der Julikrise und verstärkt in den Tagen des Kriegsausbruchs. Unmittelbar reagierten die Behörden hier nicht. Die ersten staatlichen Eingriffe durch zentrale Preisfestlegungen für Grundnahrungsmittel folgten erst gegen Ende des Jahres. Betroffen waren vor allem Kartoffeln, Brot, Mehl aber auch Ammoniak als Grundstoff für Kunstdünger. Beim Brot gab es nicht nur Preisregelungen, sondern auch genaue Verordnungen zum Mengenverhältnis der Zutaten. Weizenbrot wurde mit Roggenmehl und Roggenbrot mit Kartoffelmehl gestreckt.

Für alle diese Maßnahmen der Kriegspolitik unter Einbeziehung der gesamten Zivilbevölkerung kannten auch schon die Zeitgenossen seit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 den Begriff „Heimatfront“. Damit meinte man die gesamte geistige und materielle Ausrichtung der Menschen auf den Krieg. Die geistig-kulturelle Mobilisierung fand vom ersten Kriegstag an auch in Hall statt. Neben Vertretern von Stadt und Parteien waren in Hall vor allem Lehrer und Pfarrer an vorderster „Heimatfront“ engagiert. Parallel fand die materielle Mobilisierung statt. Zu den wichtigsten Maßnahmen zählten neben der genannten Rohstoff- und Lebensmittelbewirtschaftung vor allem die Bereiche „Liebesgaben“ für die Front, die Verwundetenversorgung sowie – u. a. damit einhergehend – Mobilisierung von Frauen und Jugendlichen.

Mit dem Thema der Verwundetenversorgung und der Einrichtung von Lazaretten u. a. in Hall beschäftigt sich ein anderer Artikel dieses Bandes, sodass hierauf kein spezieller Fokus gelegt wird. Zentral für alle Jahre war das Thema „Liebesgaben“. Unter „Liebesgaben“ für die Front verstand man Warensammlungen und Warensendungen für die eigenen Familienangehörigen oder organisierte

15 Vgl. Müller (wie Anm. 8), S. 277; Bauch (wie Anm. 11), S. 30f.

Sammlungen für Soldaten aus Hall und Umgebung. Die Sammlungen wurden hauptsächlich über die Ortsgruppen des Roten Kreuzes organisiert. Versendet und oft auch eigens produziert wurden Kleidung, Rauchwaren, Bücher, Zeitungen und Postkarten. Es ging also einerseits um die Versorgung mit Luxuswaren, andererseits um die Versorgung mit Informationen aus der Heimat.

Getragen wurden diese Hilfsaktionen an der Heimatfront häufig von Schülern und Jugendlichen. Deren Lebenssituation hatte sich durch den Krieg deutlich verändert. Zu Kriegsbeginn war zunächst der ordentliche Schulbetrieb in Hall gestört. Im Oberamtsbezirk waren von 66 Lehrern 20 zu den Waffen gerufen worden und die Schüler wurden vielerorts als Erntehelfer oder als Sammler und Hilfskräfte beim Roten Kreuz eingesetzt. An Stelle des Werkunterrichts verbrachten die 12–14jährigen Schüler ihre Zeit bei Ernteeinsätzen im Umland, unterstützten die Bauern bei der Obsternte und konnten dabei gesammeltes Obst an Verwundete und Soldaten weiterreichen. Für das Rote Kreuz sammelten Mädchen und Jungen der Haller Schulen allein im ersten Kriegsjahr 1.550 kg Wollreste, bei Metallsammlungen kamen Messing, Zinn, Zink Blei und Staniol mit einem Gesamtgewicht von 1.484 kg zusammen. Des Weiteren wurden von den Schülern Lebensmittelspenden organisiert: 200 l Saft und Marmelade, 17 Zentner Kartoffeln, 36 Pfund Butter und Schmalz und 8.000 Eier wurden in diesem Zeitraum dem Roten Kreuz übergeben<sup>16</sup>.

Hinzu kamen geschlechtsspezifische Arbeiten und Aufgaben. So wurden die Mädchen mit Handarbeiten und Stricken betraut: Im ersten Jahr konnte der Schulbezirk Hall 2.147 Paar Socken, 685 Paar Handschuhe, 300 Leibbinden, 379 Ohrenschützer und 473 Sturmhauben für die Ausstattung der Truppen beitragen<sup>17</sup>. Für die Folgejahre wurden ähnliche Mengen an Liebesgaben für die Front gesammelt beziehungsweise erzeugt.

Die Jungen hingegen wurden zusätzlich in der „Jugendwehr“ organisiert. Männliche Jugendliche im Alter von 16–20 Jahren sollten damit auf ihre militärischen Aufgaben vorbereitet werden. Im Oktober 1914 wurde auch in Hall ein Arbeitsausschuss der württembergischen Jugendwehr gegründet. Die Haller Jugendwehr stand unter dem Befehl des militärischen Bezirkskommandeurs Oberstleutnant Hirzel, jeden Mittwoch und Sonntagnachmittag sollten Übungen auf den Haller Weilerwiesen stattfinden<sup>18</sup>. Anfangs taten sich die Initiatoren der Jugendwehr in Hall etwas schwer, offenbar war die Beteiligung der Jugendlichen nicht zufriedenstellend. Dies sollte sich erst im Laufe des Jahres 1915 verbessern, sodass am 7. November 1915 eine erste große Manöverübung der Jugendwehr stattfinden konnte, bei der die Haller Gruppe gegen die Jugendwehr Backnang antrat<sup>19</sup>. Zusätzlich zu den Wehrübungen fanden sportliche Wettkämpfe der

16 Haller Tagblatt Nr. 188, 14. August 1915, S.5 und Nr. 126, 3. Juni 1915, S. 4.

17 Haller Tagblatt 126, 3. Juni 1915, S. 4.

18 Vgl. *Bauch* (wie Anm. 11), S. 27–29.

19 Vgl. Haller Tagblatt Nr. 262, 9. November 1915, S. 4.

Jugendwehren statt, mit denen die *turnerische Leistungsfähigkeit nach militärischen Gesichtspunkten* dargelegt werden sollte. Für den September 1916 sind Berichte über entsprechende Wettkämpfe auf den Haller Weilerwiesen überliefert: die Jungen maßen sich in Disziplinen aus den Bereichen Turnen und Leichtathletik. Neben zivile Sportarten wie Reck, Barren oder Hochsprung traten paramilitärische Wettbewerbe wie Hindernisläufe, *Robben-Strecken* und Handgranaten-Weitwurf<sup>20</sup>. Die Haller Jugendwehr war die komplette Kriegszeit bis zum Friedensschluss im November 1918 aktiv, danach löste sie sich wieder auf.

Die Versorgungslage bei zentralen Lebensmitteln und anderer Konsumartikel für Menschen in einer Kleinstadt wie Hall war im Wesentlichen durch den Vorrang militärischer Interessen und der auf Autarkie ausgerichtete Politik bestimmt. Für die Konsumenten verschlechterte sich die Versorgungslage im Kriegsverlauf immer weiter, sodass die große Masse der (städtischen) Bevölkerung von den massiven Auswirkungen einer Mangelwirtschaft getroffen wurde<sup>21</sup>.

Von der Brennstoffrationierung ab August 1914 und der Preisregulierung für Lebensmittel ab Dezember 1914 war schon die Rede. Ab Frühjahr 1915 wurde dieses Bewirtschaftungssystem weiter ausgebaut. Zu den Festpreisregelungen kam schrittweise ein System von Lebensmittelkarten hinzu. Im März 1915 wurden Brot- und Mehlkarten ausgegeben. Im März 1916 folgten Lebensmittelkarten für Butter, im April 1916 für Fleisch, im Mai 1916 für Grieß, Kartoffeln, Teigwaren und Zucker. Das betraf nicht nur den Konsum im privaten Haushalt, sondern auch Besuche in Gaststätten. Für den Besuch in Wirtshäusern musste man von nun an das Brot selbst oder zumindest Brotmarken mitbringen. Hinzu kam, dass die pro Kopf ausgegebenen Mengen stetig abnahmen. Lag die tägliche Pro-Kopf-Ration im Frühjahr 1916 noch bei 200 g Mehl, wurde die Menge im April 1917 auf 170 g und im Mai 1918 sogar auf 160 g Mehl abgesenkt.

Dazwischen lagen in Deutschland zwei Hungerwinter, deren Zentren sicherlich eher in den großen Industriezentren in Nord- und Westdeutschland lagen, deren Auswirkungen und Folgen aber auch in Hall spürbar waren. Der Hungerwinter 1916/17 ging auch als „Steckrübenwinter“ oder „Kohlrübenwinter“ in die Geschichtsbücher ein, er war durch Kälterekorde und einen drohenden Zusammenbruch der Lebensmittel- und Energieversorgung gekennzeichnet. Ländliche Regionen wie Nordwürttemberg waren sicherlich weniger hart getroffen als die großen Städte. In der Haller Presse schlug sich die verschärfte Situation vor allem in Meldungen über Brennstoffengpässe nieder. So beschloss der Haller Gemeinderat im Februar 1917, die Kohleabgabe auf einen Zentner pro Familie zu reduzieren, was einem Bruchteil dessen entsprach, was noch zu Kriegsbeginn gewährt worden war. Zusätzlich wurden auf zentrale Anordnung durch die württembergischen Militärstellen öffentliche Einrichtungen wie Kinos, Theater,

20 Vhl. Haller Tagblatt Nr. 225, 26. September 1916, S. 3.

21 Vgl. *Bauch* (wie Anm. 11), S. 30–35.

Konzertsäle, aber auch Schulen und der Haller Solbadbetrieb über viele Woche geschlossen. Anfangs war nur von einer Unterbrechung des Bäderbetriebs von zwei Wochen die Rede, in Wirklichkeit öffnete das Solbad erst wieder Mitte Juni.

Buttermenge pro Kopf	500 g	400 g	225 g	180 g
Zeitraum	April 1916	Oktober 1916	Dezember 1916	Juni 1917

*Abbildung 2: Entwicklung der monatlichen Buttermenge pro Kopf*

Abbildung 2 zeigt, wie dramatisch sich die Versorgungslage im ersten Hungerwinter auch in der Fettversorgung verschlechterte. Die monatliche Buttermenge sank innerhalb eines Jahres von 500 auf 180 g pro Person und damit auf unter 40 Prozent der Ausgangsmenge. Gleichzeitig stiegen die staatlichen Höchstpreise weiter an. Der offizielle Markt wurde vollständig über die Stadtgemeinde reguliert. Die Konsumenten konnten an Markttagen zwischen 9 und 10 Uhr in der Vorhalle des Rathauses anstehen, später wurden Kundenlisten eingeführt. Jeder Kunde musste sich eine Woche vorher schriftlich anmelden, ansonsten wurde er von der Ausgabe der Buttermengen ausgeschlossen<sup>22</sup>.

Trotzdem schlugen sich die Auswirkungen dieser Notsituation erst im zweiten Hungerwinter stärker in der Haller Öffentlichkeit nieder. Angesichts der Erfahrung mit stundenlangem Anstehen an Ausgabestellen für Lebensmittel, dem Gedränge an Verteilungsstellen und den dramatischen Kürzungen der Nahrungsmittelrationen, hielten die Bürger nun nicht mehr still und drängten die Behörden auf Abhilfe. Schwarz- und Tauschhandel hatten sich breitgemacht und schlugen vor allem auf die Stimmung der Stadtbewohner. Das Haller Tagblatt kommentierte die Versorgungslage als trostlos, als es in den Tagen nach Weihnachten 1917 zu offenem Aufruhr vor dem Rathaus kam. Wütende Haller Hausfrauen versammelten sich am 27. Dezember 1917 vor der städtischen Ausgabestelle und protestierten gegen die Butterknappheit. In der Folge wandten sich 200 Haller Hausfrauen mit einer Eingabe an den eigentlich zuständigen Kommunalverband und ein neu gegründeter Hausfrauenverein begann mit Versuchen, die Butterversorgung eigenständig besser zu koordinieren. Die Haller Butterproteste erregten zwar Aufmerksamkeit, trotzdem blieb die Versorgungslage katastrophal<sup>23</sup>. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass es im Frühjahr 1918 eher schlimmer wurde. Ein Leserbrief im Haller Tagblatt vom 14. Juni 1918 beschrieb die Situation folgendermaßen: [...] heute sind es 26 Tage, seit wir das letzte Mal Butter erhielten. Verteilungsfristen von 3–4 Wochen scheinen zur Regel zu werden und das zur gegenwärtigen Jahreszeit und in einem Bezirk, in dem, wie genau bekannt

<sup>22</sup> Vgl. *Bauch* (wie Anm. 11), S. 32.

<sup>23</sup> Vgl. *Müller* (wie Anm. 8), S. 283.

*ist, reichlich Butter erzeugt wird, so dass es ein Leichtes sein müsste, unsere Stadt ordnungsgemäß mit Butter zu versorgen. Aber ebenso bekannt ist leider auch, daß ein großer Teil der erzeugten Butter auf Schleichwegen da und dorthin wandert, statt ordnungsgemäß an die Sammelstellen abgeliefert zu werden. (...) Mögen die zuständigen Behörden endlich einmal geeignete Maßnahmen treffen, um den Schleichhandel auch in unserem Bezirk zu bekämpfen*<sup>24</sup>. Zur tatsächlichen Unterversorgung traten also auch Effekte der Fehlallokation. Das staatliche System der Lebensmittelverteilung erwies sich als äußerst ineffizient. Der Alltag der Haller Bürger war im Kriegsverlauf also zunehmend von Mangel- und Noterfahrungen geprägt. Nicht einmal die grundlegende Versorgung mit Lebensmitteln und Brennstoffen war sichergestellt, sodass 1917/18 in den Wintermonaten auch ein großer Teil des öffentlichen Lebens zum Stillstand kam.

#### 4. Unternehmer und Unternehmen

Fragt man nach Unternehmern und Unternehmen in einer Provinzstadt im ländlichen Württemberg Ende des Kaiserreichs, dann muss man sicherlich zwischen Stadt und Land unterscheiden. Der städtische Raum ist mit dem Aufstieg von Industrie- und Handelsunternehmen in unserem modernen Sinne verbunden, während für den Haller Raum sicherlich Landwirte und ihre landwirtschaftlichen Unternehmen mindestens von gleicher Wichtigkeit waren. Eine systematische Erhebung hierzu gibt es bislang nicht, sodass sich die vorliegende Darstellung mit einigen, beispielhaften Schlaglichtern begnügen muss<sup>25</sup>. Zum einen ermöglicht die vorliegende Unternehmensgeschichte zu einem der großen Haller Fabrikbetriebe, der Grossag<sup>26</sup>, einen Blick auf Industrieunternehmen, zum anderen werden zentrale Rahmenbedingungen genannt, unter denen bäuerliche Betriebe gerade auch im Haller und Hohenloher Land wirtschaften mussten.

Die spätere „Eisengießerei, Bügeleisen- und Beschlägfabrik Friedrich Gross jr.“ (Grossag) war eine typische Neugründung im Industrialisierungsprozess, sie war infolge der Einführung der vollen Gewerbefreiheit (1862) entstanden. Der Unternehmensgründer Friedrich Gross jr. (1838–1896) war Sohn eines Schlossers und Eisenwarenhändlers sowie Mitglied einer alten Haller Familie. Die Herkunft aus einer wohlhabenden Handwerkerfamilie ermöglichte ihm die Gründung einer eigenen „Beschlägfabrik“, die Schritt um Schritt den Weg in Richtung industrielle Fabrikfertigung ging. Als zentrales Erfolgsprodukt erwiesen sich bald die Herstellung und der Vertrieb von Kohle-, später gasbetriebener Bügeleisen. Die Produktionsfabrik hierfür wurde in den 1870er Jahren in der

24 Haller Tagblatt, 14.6.1918.

25 Vgl. Kuno *Ulshöfer*: Schwäbisch Hall und die Industrialisierung im 19. Jahrhundert. In: WFr 62 (1978), S. 486–511.

26 Vgl. Sabine *Ehrhardt*, Armin *Panter* (Hg.): Grossag: Qualität in jedem Gerät. Ein Haller Industriebetrieb seit 1863. Schwäbisch Hall 1997.

Haller Blendstadt errichtet und um die Jahrhundertwende um eine eigene Eisen gießerei auf einem Grundstück vor der Stadt ergänzt (heute Auwiese). Der Sohn des Gründers mit gleichem Namen Friedrich Gross jr. (1869–1942) hatte die Geschäfte des Vaters weiter ausgebaut und den erfolgreichen Export der eigenen Bügeleisen in alle Welt vorangebracht. Neben den europäischen Märkten war die Grossag auch in Afrika und Südamerika präsent.

Zum Kriegsausbruch beschäftigte die Grossag rund 200 Mitarbeiter in den beiden Haller Werken. Unmittelbar mit der Mobilmachung und dem Beginn der Kriegshandlungen ging es der Grossag ähnlich wie den meisten anderen Betrieben. Ein Großteil der Arbeiter und Angestellten wurde zum Militärdienst eingezogen und die Nachfrage im In- und Ausland brach kurzfristig zusammen. Chickering hat auf das kurze Phänomen der Arbeitslosigkeit in den ersten Kriegswochen verwiesen und als „Preis für einen kurzen Krieg“ bezeichnet: „Doch als der Krieg nicht, wie erhofft, im Herbst 1914 endete, veränderte sich die Dynamik von Produktion, Verbrauch und Beschäftigung erneut. Eine große Nachfragerwelle setzte ein, die üblicherweise auch als ‚Kriegsstoß‘ beschrieben wird. Die Arbeitslosigkeit begann zu schwinden. Der Grund war einfach: das deutsche Heer konnte nicht mehr von den Vorräten leben, die es in Friedenszeiten angehäuft hatte. Sein riesiger Güterbedarf belebte von jetzt an die örtliche Wirtschaft, bevor er später ihren Produktionskapazitäten erdrückende Belastungen aussetzte.“<sup>27</sup>

Durch die außenwirtschaftliche Isolierung fielen für die komplette Kriegszeit vor allem die Exportmärkte für das Unternehmen Grossag weg<sup>28</sup>. Auf dem Binnenmarkt hingegen passte sich die Grossag schrittweise an die neue Nachfrage nach Militärgütern, das damit verbundene System der Rohstoffkontingentierung und der staatlichen Steuerung an. Die Bügeleisenproduktion wurde stark verringert, aber in den gesamten Kriegsjahren nie ganz eingestellt. Für den deutschen Markt war der Vertrieb dieser rohstoffintensiven Produkte ab 1915 verboten, nur für das befreundete oder neutrale Ausland konnten noch Bügeleisen gefertigt werden. Ab Frühjahr 1915 wurde die Produktion zunächst auf Beschläge für Unterstände und Militärbaracken sowie Minendielen umgestellt, im nächsten Schritt wurden Rohlinge für Eierhandgranaten und Nabenbüchsen für Heeresfahrzeuge hergestellt. Eine nach Einführung des staatlichen Hindenburgprogramms 1916 möglich gewordene Stilllegung des Betriebs wurde auf diese Weise vermieden. In der Belegschaft ist parallel ein zeittypischer Wandel zu beobachten. An die Stelle männlicher Facharbeiter traten schrittweise Frauen und ungelernte Kräfte, um die Produktion aufrecht zu erhalten.

27 Chickering (wie Anm. 5), S. 117.

28 Vgl. Sabine Ehrhardt: Von der Dampfkraft zum „elektrischen Säkulum“. Die Geschichte der Grossag. In: Sabine Ehrhardt, Armin Panter (Hg.): Grossag: Qualität in jedem Gerät. Ein Haller Industriebetrieb seit 1863. Schwäbisch Hall 1997, S. 12–45, hier S. 25 f.

Für die Leitungs- und Eigentümerstruktur ergaben sich in den beiden letzten Kriegsjahren Veränderungen. Die Rahmenbedingungen hatten sich soweit verändert, dass Friedrich Gross sich gezwungen sah, neues Kapital zu beschaffen. Dies wurde im April 1917 durch eine Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft vorbereitet. Als zusätzliche Aktionäre wurden Persönlichkeiten aus Stuttgart aufgenommen: dazu gehörten mehrere Bankiers, Kaufmänner und Ingenieure. Möglicherweise stand die Umwandlung in eine Kapitalgesellschaft auch im Zusammenhang mit dem Wunsch des Unternehmers, sich persönlich aus der operativen Leitung zurückzuziehen oder diese Verantwortung zumindest zu teilen. Für die Kriegsjahre und ersten Jahre der Weimarer Republik sind mehrfach Versuche von Friedrich Gross dokumentiert, das Amt des Vorstandsvorsitzenden abzugeben. Dazu kam es aber nicht, Gross übte die Unternehmensleitung bis 1936 aus. Für die „Friedrich Gross jr. AG“ entwickelten sich die Geschäfte als Rüstungsbetrieb sehr positiv. 1917/18 konnte hohe Dividendenzahlungen und außerordentliche Gewinnausschüttungen geleistet werden. Insgesamt wurde damit eine sehr typische Unternehmensentwicklung im Ersten Weltkrieg beschrieben. Schäfer hat auf Basis seiner Untersuchungen zur badischen Wirtschaft ein entsprechendes Fünf-Phasen-Modell aufgestellt<sup>29</sup>, das sehr gut auf die Ereignisse der Grossag übertragbar ist. In der kurzen ersten Phase des Kriegsbeginns 1914 bestimmten Umsatzeinbrüche und Arbeitskräftemangel die Unternehmen. In der zweiten Phase 1915/16 stellten sich die Unternehmen auf die neue Nachfragesituation ein und stellten ihre Produktion auf Rüstungsaufträge um. Die Verabschiedung des Hindenburgprogramms und des Hilfsdienstgesetzes in der zweiten Jahreshälfte 1916 markierten den Übergang zur dritten Phase, in der die staatliche Wirtschaftssteuerung und die damit einhergehende Einschränkung der Handlungsfreiheiten und Verfügungsrechte von Unternehmen und Arbeitnehmern weiter voranschritt. In der letzten, der fünften Phase (1918) begannen viele Unternehmen, sich schon wieder auf die Friedensproduktion und damit freiere Märkte umzustellen. Gleichzeitig konnten viele Unternehmen die Kriegswirtschaft für die Generierung hoher Gewinne nutzen. Für Stadt und Oberamt Hall waren aber nicht Industriebetriebe, sondern handwerkliches Gewerbe und eine große Zahl an landwirtschaftlichen Betrieben typisch. Insofern können die Bauern sicherlich aus guten Gründen als wichtigste gesellschaftliche wie ökonomische Unternehmergruppe der Region bezeichnet werden. Diese Bedeutung spiegelte sich auch politischer Ebene wider. Mehrheitspartei des Oberamts war sowohl im Kaiserreich als auch bei allen Wahlen der Weimarer Republik der „Bund der Landwirte“ (BdL, später Württembergische Bauern- und Weingärtnerbund).<sup>30</sup> Politisch war der BdL eine Mischung aus

29 Vgl. Hermann Schäfer: Regionale Wirtschaftspolitik in der Kriegswirtschaft. Staat, Industrie und Verbände während des Ersten Weltkriegs in Baden. Stuttgart 1983, S. 359–371.

30 Vgl. Armin Müller: Zwischen Tugend und Gewalt. Die Haller Rechtsparteien in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25, in: WFr 77 (1993), S. 445–473, hier S. 469–472.

agrarischer Interessensvertretung und politischer Partei. Er gehörte in den Parlamenten zur Fraktion der Konservativen beziehungsweise Deutschnationalen. Seine politische Ausrichtung vermischte Agrarlobbyismus, Konservatismus und offenen Antisemitismus. Der BdL stellte über alle Jahrzehnte hinweg die Haller Abgeordneten für Landtag und Reichstag, dieses Mandat wurde von 1900 bis 1918 im Landtag und von 1903 bis 1930 im Reichstag vom Landwirt Wilhelm Vogt (1854–1938) ausgeübt.

Europa musste seinen Krieg noch zu einem erheblichen Teil über sein Verhältnis zur agrarischen Teilgesellschaft definieren. Dazu gehörten alle Fragen der Lebensmittelversorgung, die weiter oben schon unter dem Blickwinkel der Konsumenten und städtischen Haushalte thematisiert wurden, aber auch die in der Landwirtschaft beschäftigten Menschen. Noch war die Landwirtschaft weitgehend auf die Muskelkraft von Mensch und Tieren angewiesen, traditionelle Anbaumethoden dominierten, der Einsatz von modernen Maschinen war weitgehend Zukunftsmusik und die bäuerlichen Betriebe waren zum erheblichen Teil auf regionale Märkte, Selbstvermarktung und Selbstversorgung ausgerichtet. Für die Kriegsjahre spielte von Anfang an das Verhältnis der Stadt zu seinem agrarischen Umland eine zentrale Rolle: das städtische System der Fremdversorgung mit Lebensmitteln stand der ländlichen Selbstversorgungswirtschaft gegenüber. Zu Kriegsausbruch Anfang August 1914 hatte noch ein Großteil der Ernte eingebracht werden können, bevor die Bauernsöhne an die Fronten eingezogen wurden. Manche erklären deswegen die zeitliche Diskrepanz zwischen dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni und den Kriegserklärungen in den ersten Augusttagen damit, dass die Reservisten noch auf den Feldern der kriegsführenden Mächte gebraucht worden waren<sup>31</sup>.

Viele Bauernfamilien vermissten ihre Söhne sehr schnell aus rein ökonomischen Gründen. Der BdL gab dieser Kritik schon im August eine Stimme und appellierte an die Politik, den Arbeitskräftemangel ernst zu nehmen und an den bevorstehenden Winter 1914/15 zu denken. Mit Arbeitskräften waren aus dieser Sicht immer Mensch und Tier gemeint, so verwies der Haller BdL auf das Fehlen von Zugpferden, die möglichst schnell durch Zugochsen oder durch überschüssige Beutepferde ersetzt werden sollten.

Wir dürfen nicht vergessen, dass der Erste Weltkrieg noch unter erheblichen Einsatz von Pferden geführt wurde. Die europäische Gesellschaft befand sich noch mitten im „Pferdezeitalter“ (Reinhard Koselleck<sup>32</sup>), das erst nach dem Zweiten Weltkrieg infolge der Massenmotorisierung von Verkehr, Landwirtschaft und Militär endete. Das Thema Nutzpferde betraf sowohl die Landwirtschaft als auch das Militär, um ihren Einsatz wurde hart gerungen<sup>33</sup>. In den Armeen des

31 Vgl. Müller (wie Anm. 8), hier S. 277.

32 Vgl. Reinhart Koselleck: Das Ende des Pferdezeitalters, in: Süddeutsche Zeitung vom 25.9.2003, S. 18.

33 Vgl. Isabel Stettin: Wie Front-Hund Stubby zum Helden wurde. Tiere im Ersten Weltkrieg. In:

Ersten Weltkriegs waren Millionen von Pferden im Einsatz. Gesamtzahlen findet man leider nicht, aber auf Alliierten-Seite wurden insgesamt 8 Millionen tote Pferde und Maultiere gezählt und für die deutsche Seite ist die Zahl von 1,25 Millionen verwundeter Pferde überliefert, die in eigenständigen Pferdelazaretten behandelt wurden. Dieser Blutzoll musste direkt und indirekt von der bäuerlichen Landwirtschaft getragen werden, es waren ihre Pferde, die für das Vaterland an und hinter der Front zum Einsatz kamen.

Die Versorgungslage spitzte sich im weiteren Verlauf des Kriegs zu, sodass der Druck auf die Landwirte wuchs. Sie standen immer unter Verdacht, Lebensmittel zurückzuhalten und nicht in das staatlich kontrollierte Bewirtschaftungssystem abzuliefern. Regelmäßig finden sich in der Haller Presse entsprechende Appelle von staatlichen Stellen, aber auch der Kirche, an die Bauern, ihre Erzeugnisse komplett abzuliefern. Gerade infolge des Hungerwinters 1916/17 wurde die Landwirtschaft verstärkt angegangen, ihre traditionellen Anbaumethoden durch moderne Methoden des Anbaus, z. B. mit Hilfe hochgezüchtetem Saatgut, zu ersetzen.

### **5. Arbeiter und Angestellte: die neue Rollen der Frauen**

Mit den gewerblichen und industriellen Betrieben traten zunehmend auch Arbeiter und Angestellte in ihren neuen Rollen auf. Für Hall gibt es hierzu keine gesonderte sozialgeschichtliche Untersuchung, sodass an dieser Stelle nur der Versuch gemacht wird, deren lokale Situation aus den allgemein überlieferten Entwicklungen abzuleiten und dies punktuell mit Haller Entwicklungen und Quellen zu unterlegen.

Im vorangegangenen Abschnitt zu den Unternehmen und zur Haller Grossag wurden die ersten Kriegswochen als kurze Phase der Arbeitslosigkeit und des Produktionsrückgangs charakterisiert. Danach folgte eine, durch das Militär ausgelöste Phase steigender Nachfrage, was wiederum einen anhaltenden Arbeitskräftemangel in Industrie und Landwirtschaft auslöste. Wie für die Grossag beschrieben, hatte dies Auswirkungen auf die Geschlechterrollen im Wirtschaftsprozess. Während ihre Männer an der Front standen, mussten sich die Frauen nicht nur um Haushalt und Kinder kümmern, sondern wuchsen in der Ausnahmesituation des Krieges auch in neue Rollen im Wirtschaftsprozess hinein. Die Zahl der erwerbstätigen Frauen in der Industriearbeiterschaft wuchs zwischen 1914 und 1918 um rund 50 Prozent an<sup>34</sup>.

Diese neuen Geschlechterrollen standen in Abhängigkeit ihres finanziellen und sozialen Status. Während vermögende und sozial abgesicherte Frauen vor allem

Süddeutsche Zeitung vom 20.4.2014.; Rainer *Pöppinghege*: Tiere im Krieg. Von der Antike bis zur Gegenwart. Paderborn 2009.

34 Vgl. *Kocka* (wie Anm. 1), S. 27.

ehrenamtliche Hilfsarbeiten übernahmen und damit ihren Beitrag an der „Heimatfront“ leisteten, waren Frauen aus ärmeren Verhältnissen gezwungen, selbst erwerbstätig zu werden, um sich und ihre Familie weiter versorgen zu können. Bestes Beispiel für die neue Rolle der vermögenden, bürgerlichen Frauen war der Haller Frauenverein. Dieser war schon vor dem Krieg im April 1914 gegründet worden. Gründerin und erste Vorsitzende war Sophie Merz, Ehefrau und später Witwe eines Professors. Der Frauenverein engagierte sich stark beim Thema „Liebesgaben“, er organisierte Kurse zur wirtschaftlichen Haushaltsführung, Koch- und Strickkurse, aber war auch in der politischen Bildung und als Stimme für mehr politische Rechte der Frauen engagiert.

Schon zu Kriegsbeginn regte der Frauenverein die Einrichtung eines kommunalen Kinderhorts an, damit Frauen, die nun einer Erwerbstätigkeit nachgehen mussten, Unterstützung fanden und ihre Kinder während der Arbeit in die Obhut dieser Einrichtung geben konnten. Dieser Vorschlag wurde in Hall aufgegriffen, sodass schon am 26. August 1914 der Kinderhort eröffnet werden konnte<sup>35</sup>. Untergebracht war er in Räumen der Keckenburg in der Haller Altstadt. Er war täglich von 7.00 bis 20.00 Uhr geöffnet, was den langen Arbeitszeiten in Industrie und Gewerbe entsprach, und seine Kapazitäten waren für rund 100 Kinder ausgerichtet. Betreut wurden Kinder vom Kleinkindalter (9 Monate) aufwärts bis zum 14. Lebensjahr. Betrieben wurde der Kinderhort von ehrenamtlichem Personal, überliefert ist die Zahl von 19 Helferinnen in der Haller Einrichtung. Der Haller Kinderhort belegt indirekt den großen Bedarf nach solchen Dienstleistungen schon ab Kriegsbeginn. Offenbar waren viele Haller Frauen dazu gezwungen, zusätzlich Geld zu verdienen und dafür eine Beschäftigung in Handel oder Gewerbebetrieben aufzunehmen. Am Beispiel der Grossag konnte dieser Strukturwandel der Belegschaft nachgezeichnet werden, als im Laufe der Kriegsjahre immer mehr Facharbeiter vom Militär eingezogen wurden und im Unternehmen von ungelerten Kräften, oft Frauen ersetzt wurden. Dieser Strukturwandel war zum einen von finanziell-wirtschaftlichen Zwängen, zum anderen aber von staatlichem Druck und gesetzlichen Maßnahmen herbeigeführt worden.

Der staatliche Druck auf die Arbeitnehmer stieg vor allem in der zweiten Kriegshälfte stark an. Mit Verabschiedung des Hilfsdienstgesetz Ende 1916 verordnete die deutsche Militäradministration einen faktischen Arbeitszwang für alle kriegsdienstfähigen Männer zwischen dem 16. und dem 60. Lebensjahr. Es folgte damit auch der überlieferten Maßgabe Paul von Hindenburgs: *Wer nicht arbeitet, sollte auch nicht essen*<sup>36</sup>. Erkauft wurde der Arbeitszwang mit Zugeständnissen an die Gewerkschaften und die offizielle Anerkennung von Betriebsräten

35 Vgl. Haller Tagblatt 198, 26. August 1914, S. 4.

36 Zitiert nach Wolfgang Kruse: Kriegswirtschaft und Kriegsgesellschaft, <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/ersterweltkrieg/155311/kriegswirtschaft-und-kriegsgesellschaft>, erstellt am 06.05.2013, aufgerufen am 15.06.2014.

in den Betrieben. Dies verhinderte aber nicht die Radikalisierung eines Teils der Arbeiterschaft und die daraus erfolgte Gründung der USPD als Partei der linken Kriegsgegner im April 1917. Für Hall hatte dies aber wenige Auswirkungen, Arbeiterproteste oder Streiks sind in den Quellen für die Kriegszeit nicht dokumentiert. Die revolutionäre Stimmung breitete sich bei Arbeitern außerhalb der industriellen Zentren kaum aus. Bei den ersten freien Wahlen der Weimarer Republik drückte sich dies in einer sehr geringen Stimmenzahl für Parteien links der SPD aus. Die USPD erreichte im Januar 1919 im Stadtgebiet wie im Oberamt Hall kaum 1 Prozent der Stimmen. Eine erste USPD-Ortsgruppe gründete sich erst im August 1919<sup>37</sup>.

## 6. Stadt und Staat

Im Zusammenhang der bislang analysierten Akteursgruppen sollte deutlich geworden sein, dass staatliche Akteure in der Kriegssituation einen wesentlichen Bedeutungszuwachs erfuhren. Schon die Wirtschaftsordnung des Kaiserreichs war keineswegs eine rein liberale Marktwirtschaft, in der der Staat nur als „Schiedsrichter“ im Wirtschaftsgeschehen auftaucht und sich ansonsten ein freies Spiel der Marktkräfte entfaltet. Vielmehr kannte das Kaiserreich ein marktwirtschaftliches System mit stark korporativen Zügen<sup>38</sup>. In früheren Jahrzehnten wurde hierfür auch der Begriff des „Organisierten Kapitalismus“ benutzt. An dieser Stelle reicht es festzuhalten, dass der Staat auch bis 1914 aktiv ins Wirtschaftsgeschehen eingegriffen hatte. Mit Ausbruch des Krieges veränderte sich diese Rolle aber noch einmal grundlegend. In der Kriegswirtschaft nahmen staatliche Akteure auf verschiedenen Ebenen Schlüsselpositionen ein. Für die uns interessante kommunale Ebene übernahmen staatliche Organisationen und Institutionen mehrere zentrale Aufgaben:

- 1) Sicherstellung der lokalen Versorgungsströme (Lebensmittel, Brennstoffe),
- 2) Rohstoffversorgung für die Kriegswirtschaft,
- 3) Kriegsfinanzierung: Zeichnung von Kriegsanleihen,
- 4) Lokale Währungsstabilisierung durch Ausgabe von Notgeld.

Diese vier Aufgabenfelder sollen im Folgenden an Haller Beispielen erläutert und weiter ausgeführt werden.

37 Vgl. Armin Müller: Zwischen Wahlkampf und Politik. Haller Parteien der Linken und der bürgerlichen Mitte in den Anfangsjahren der Weimarer Republik bis 1924/25. In: WFr 78 (1994), S. 483–511, hier S. 506.

38 Vgl. Wischermann, Nieberding (wie Anm. 9).

### *Sicherstellung der lokalen Versorgungsströme*

Das Thema Sicherstellung der lokalen Versorgungsströme wurde schon ausführlich aus Perspektive der Konsumenten und privaten Haushalte berichtet. Die Brennstoff- und Lebensmittelversorgung war ab 1914 einer immer weiter reichende staatlichen Regulierung unterworfen. Es wurden staatliche Höchstpreise verabschiedet und Rationierungen festgelegt. Operativ lagen diese Aufgaben in den Händen der Kommunen. Mit Einführung der Lebensmittelkarten im Frühjahr 1915 begann in Hall eine städtische *Kommission zur Beschaffung von Kartoffeln und Fischen* ihre Arbeit, um die Produkte zentral und koordiniert einzukaufen. Diese Nahrungsmittelkommission entwickelte sich Schritt um Schritt zu einer der zentralen städtischen Institutionen, deren Kompetenzen und Aufgabengebiete zunehmend ausgeweitet wurden. Über die Ineffizienz dieser Versorgungsstrukturen wurde schon berichtet.

### *Rohstoffversorgung als Kooperation von Staat und Wirtschaft*

Genauso wichtig für die deutsche Kriegswirtschaft war die Sicherstellung der Rohstoffversorgung. Da das Land von wichtigen Importquellen abgeschottet war, mussten möglichst viele inländische Rohstoffquellen aufgetan werden. Vor allem für die kriegswichtigen Metalle wurde ab 1915 ein kooperatives System von privatwirtschaftlicher Schwerindustrie und staatlichen Stellen eingerichtet, das Metallbestände im Inland der industriellen Verwertung zuführen sollte. Dieses System wurde als frühe Form einer Public-Private-Partnership in Deutschland beschrieben<sup>39</sup>.

Wie andere Kommunen auch richtete Hall 1915 Sammelstellen für Metallabfälle ein und setzte die verordnete Beschlagnahme aller Vorräte an Kupfer, Nickel, Zinn, Aluminium und Antimon um. Die Metalle wurden dann beispielsweise an die Metall-Mobilmachungsstelle/Kriegs-Metall AG weitergeleitet, eine der beschriebenen Public-Private-Partnership-Gesellschaften.

Der Bedarf des Militärs stieg im materialintensiven Krieg weiter an, sodass die staatlichen Stellen ihre Zugriffe im weiteren Verlauf weiter ausdehnen mussten. Besonders prägnant im Bereich der Rohstoffversorgung waren hier die hartnäckigen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche um die Beschlagnahme von Kirchenbesitz, vor allem von Kirchenglocken. Die Auseinandersetzungen begannen im Januar 1917, als die Zinnorgelpfeifen der Haller Nikolaikapelle beschlagnahmt wurden. Andere Glocken wurden in dieser Phase offenbar auf Grund ihres hohen kulturellen und künstlerischen Wertes zurückgestellt. Überlieferte Dokumente belegen, wie hartnäckig beide Seiten, Staat und

39 Vgl. Stefanie van de Kerkhof: Public-Private Partnership im Ersten Weltkrieg? Kriegsgesellschaften in der schwerindustriellen Kriegswirtschaft des Deutschen Reiches. In: Hartmut Berghoff (Hg.): *Wirtschaft im Zeitalter der Extreme. Beiträge zur Unternehmensgeschichte Deutschlands und Österreichs*. München 2010, S. 106–132.

Kirchengemeinden, die Auseinandersetzung führten. Schlussendlich wurden alle sechs Glocken der Großcomburg mit einem Gesamtgewicht von 4,375 Tonnen gerettet, während Glocken aus Tullau, Ilshofen, Michelfeld, Reinsberg, Cröffelbach, Westheim, Enslingen und Geislingen abgeliefert und damit der Metallverwertung zugeführt wurden<sup>40</sup>.

### *Kriegsfinanzierung: Zeichnung von Kriegsanleihen*

Beim Thema Kriegsfinanzierung spielte die kommunale Ebene in zwei Bereichen eine zentrale Rolle: zum einen bei der Platzierung der Kriegsanleihen, zum anderen bei der Ausgabe von eigenem Notgeld. Beide Themen hatten gravierende Folgen über das Kriegsende hinaus. Das Währungs- und Finanzsystem des Deutschen Reiches war auf Grund der schuldenfinanzierten Kriegskosten und den Kosten der Kriegsfolgen strukturell destabilisiert, was die junge Republik in ihren Gründungsjahren stark belastete<sup>41</sup>.

Zwischen 1914 und 1918 wurden insgesamt neun Kriegsanleihen ausgegeben. Die Bürger wurden dazu aufgerufen, die steigenden Kriegslasten mit ihrem Privatvermögen abzusichern. Die hierfür notwendigen Strukturen wurden auf kommunaler Ebene, in der Verantwortung der Oberämter, aufgebaut. Von Anleihe zu Anleihe erreichten die Verantwortlichen einen höheren Grad an Professionalität. In jeder Gemeinde waren Vertrauensleute eingesetzt, die Anleihen konnten bei allen Banken und Sparkassen gezeichnet werden, umfangreiches Werbematerial wurde entwickelt und ausgegeben. Die Oberämter sammelten Erfahrungsberichte, wie die Menschen am besten angesprochen werden konnten. Überdurchschnittliche Erfolge erreichten die Haller Werber über die Direktansprache einer „Haus-zu-Haus-Werbung“. Rückschläge wurden im Herbst 1917 notiert, als die Bürger ihren Unmut mit der Mangelwirtschaft offen äußerten und offenbar weniger Bereitschaft zeigten, ihr Vermögen in die Kriegsunterstützung zu investieren.

Ein weiteres Phänomen des Ersten Weltkriegs war die Ausgabe von kommunalem Notgeld, das einen erheblichen Umfang annahm. Im ganzen Deutschen Reich kam während des Krieges Notgeld im Wert von rund 23 Mrd. Mark in Umlauf. Offenbar gab es einen stetig steigenden Bedarf an Kleingeld, der nicht mehr über das vorhandene Münzgeld gedeckt werden konnte. Die Ursachen für diese Maßnahmen lagen sicherlich in mehreren Bereichen. Dass die Bürger Silbermünzen zur Geldanlage nutzten, ist sicherlich nur ein Nebenargument, offensichtlich begannen aber viele Bürger und Unternehmen auch damit, anderes Kleingeld als Wertanlage zu horten. Hinzu kam ein hoher Metallbedarf in der Kriegsindustrie und die staatlichen Festpreise, die oft in Pfennigpreisen ausge-

40 Vgl. Müller (wie Anm. 8), S. 280 f. und 284.

41 Vgl. Heike Knorz: Wirtschaftsgeschichte der Weimarer Republik. Eine Einführung in Ökonomie und Gesellschaft der ersten Deutschen Republik. Göttingen 2010, S. 35 f.

zeichnet wurden, wodurch der Münzbedarf insgesamt anstieg. In dieser Lage fruchteten einfache Appelle an die Bürger, ihr Münzgeld in Umlauf zu halten, nicht mehr, sodass die städtischen Behörden sich zum Handeln gezwungen sahen.

Die ersten Haller Notmünzen wurden ab Mai 1917 ausgegeben, sie waren aus Rohzink gefertigt und hatten eine achteckige Form. Es wurden Münzen im Nennwert von 5, 10 und 50 Pfennigen geprägt, insgesamt 29.000 Stück. Auf Grund der Verwechslungsgefahr der 50- und der 10-Pfennig-Stücke wurden die 50-Pfennig-Münzen wieder eingezogen und ersetzt. Insgesamt konnte damit aber den Bedarf nach Kleingeld nur kurzfristig gedeckt werden. Im September 1917 stand die Gemeinde wieder vor dem gleichen Problem und beschloss, weitere 30.000 Münzen in Umlauf zu bringen. Das Thema beherrschte die kommunale Wirtschaft bis 1919, die Stadt Hall musste mehrfach neues Notgeld in Umlauf bringen. Mit insgesamt 13 verschiedenen Kleingeldmünzen brachte Hall so viele Münzen in Umlauf wie keine andere Stadt Württembergs<sup>42</sup>.

## 7. Medien und Märkte

Für eine vollständige Geschichte von Wirtschaft und Alltag einer Stadt sind die Themen Medien und Märkte sicherlich unverzichtbar. Das moderne marktwirtschaftliche System funktionierte nur über das hohe Gute der Pressefreiheit und den damit entstehenden, leistungsfähigen Informationsmedien, die den freien Austausch von Nachrichten sicherstellten und die als Träger von Werbung und Marktkommunikation der Unternehmen in Richtung Kunden und Konsumenten dienten.

Leider liegt für die Haller Wirtschaft in dieser Zeit keine Studie oder Analyse vor, die sich beispielsweise mit Anzeigen und Wirtschaftsmeldungen in der Tagespresse oder mit Werbemedien und Werbestrategien Haller Unternehmen beschäftigt. Bei den eigenen Quellenstudien Anfang der 1990er Jahre spielte dieses Thema leider auch keine Rolle, sodass hierfür nur ein paar wenige Rahmendaten und Informationen genannt werden können.

Die stagnierende Wirtschaft der Stadt Hall ging in der Zeit des Kaiserreichs einher mit einer rückläufigen Pressesituation. Seit 1903 war das Haller Tagblatt die einzige verbliebene Tageszeitung der Region. Zum Kriegsausbruch lag ihre tägliche Auflage bei rund 5.300 Exemplaren. Stellt man dieser Auflage die Bevölkerungszahl des Oberamts gegenüber, dann hatte das Haller Tagblatt sicherlich eine sehr hohe Abdeckung. Man kann davon ausgehen, dass jeder Haushalt Zugriff auf die lokale Zeitung hatte. Für das Haller Tagblatt ging der Krieg mit gegenläufigen Entwicklungen einher. Zum einen stieg der Bedarf an Informatio-

42 Vgl. Ralf *Martius*: Notgeld und Notzeiten in Schwäbisch Hall 1914–1925. Begleitheft zur Ausstellung im Hällisch-Fränkischen Museum. Schwäbisch Hall 1994.

nen und aktuellen Nachrichten stetig an, was sich auch in steigenden Auflagenzahlen für die Zeitungen niederschlug. Trotz Mangel an Papier und Farbe, trotz Problemen mit Ersatzteilen für Maschinen und trotz steigender Kosten für Personal und Papier konnte der Verlag zu Kriegsende einen Aufwuchs um fast 19 Prozent auf 6.300 Exemplare pro Tag verzeichnen.

Zum anderen musste die Zeitung mit Zensur, gelenkter Berichterstattung und Einschränkung der Pressefreiheit umgehen. Schon in den Ausgaben der ersten Kriegstage 1914 wurden die entsprechenden Beschlüsse der staatlichen Zensurbehörden veröffentlicht. Insbesondere die Berichterstattung zu überregionalen Ereignissen wurde stark vom Militär und seinen Pressestellen gelenkt. Nicht umsonst gilt der Erste Weltkrieg als Geburtsstunde der modernen Propaganda und professioneller, staatlich gelenkter Öffentlichkeitsarbeit<sup>43</sup>. Dies hat auch weitreichende Auswirkungen auf unsere heutige Wahrnehmung dieses Krieges, insbesondere des uns zur Verfügung stehenden Bildmaterials zum Ersten Weltkrieg. Wenigen ist bewusst, dass der größte Teil des Bild- und Filmmaterials keine Originalaufnahmen sind, sondern Produkte der militärischen Öffentlichkeitsarbeit oder aus Spielfilmmaterial der Kriegs- und Nachkriegszeit entnommen sind. Medienhistoriker gehen davon aus, dass nur etwa 12–20 Prozent der Bilder Originalmaterial sind<sup>44</sup>.

Im Haller Tagblatt kam in den Kriegsjahren durchgängig eine patriotische, kriegsbefürwortende Grundstimmung zum Ausdruck. Für die letzten beiden Kriegsjahre bedeutete dies auch, dass der radikalen Rechten und deren Forderungen nach einem Sieg- und Rachefrieden sehr viel Platz eingeräumt wurde. Führende Vertreter der Haller Konservativen und die Politiker des BdL unterstützten den neu gegründeten Ortsverein der „Vaterlandspartei“, die auf der politischen Rechten die verschiedenen nationalen und völkischen Kräfte bündelte. Andererseits kommen auch erstmals kriegskritische Stimmen zu Wort. Erstmals konnte man im Januar 1917 einen Bericht über den Vortrag des SPD-Reichstagsabgeordneten Keil lesen, der sich mit den „Ursachen und Wirkungen des grauenvollen Blutvergießens“ beschäftigte und sich gegen jede Form von Eroberungspolitik aussprach<sup>45</sup>.

## 8. Schluss: Antworten an die Wirtschaftsgeschichte

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Situation Halls und ihrer Bürger typisch war für eine Provinzstadt in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Die Darstellung begann mit der Analyse der Veränderungen für Haushalte und Konsumenten-

43 Vgl. Frank Bösch: Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen. Frankfurt/M. 2011, S. 152–157.

44 Vgl. Rüdiger Suchsland: Erster Weltkrieg – fast alle Bilder sind falsch. In: Die Welt, 10.11.2008.

45 Vgl. Müller (wie Anm. 8), S. 280.

ten. Die hereinbrechende Mangelwirtschaft führte zu einer immer stärker voranschreitenden Regulierung von Preisen und Ausgabemengen, unter der vor allem die Stadtbevölkerung litt. Dies beförderte Schwarzmarkt-Strukturen, Hunger und Not wurden zur fast alltäglichen Erfahrung der Menschen. Die Notlage gipfelte in den Wintern 1916/17 und 1917/18 und verschaffte sich in Hall zuletzt in den beschriebenen „Butterprotesten“ Luft.

Die Akteursgruppe der Unternehmer und Unternehmen wurde zum einen am Beispiel des Haller Industriebetriebs Grossag und zum anderen an der Situation der Landwirte im Haller Umland analysiert. Die Grossag steht für ein typisches mittelständisches Unternehmen, das im Kaiserreich mit seiner Bügeleisenproduktion nationale und internationale Märkte erschlossen hatte. Der Kriegsausbruch, die damit wegfallenden Exportmärkte und die prekäre Versorgung mit fachlich qualifizierten Arbeitsplätzen zwangen das Unternehmen, sich den neuen Rahmenbedingungen anzupassen und die eigenen Geschäfte an denen vom Militär ausgehenden Anreizsystemen zu orientieren. In den Fabriken rückten vor allem ungelernete Frauen an die Stelle der eingezogenen Facharbeiter und an Stelle von ziviler Produktion nahm das Unternehmen Aufträge der Heeresführung an. Im Allgemeinen verdienten damit die Unternehmen nicht schlecht, sie gaben aber bis zu einem gewissen Grad ihre unternehmerischen Verfügungsrechte ab. Ihre Handlungsfreiheiten wurden durch ein klares staatliches Anreizsystem in Richtung Rüstungswirtschaft gelenkt und mit dem Hindenburgprogramm ab 1916 standen dem deutschen Militärstaat auch weitreichende Instrumente der direkten Intervention in Eigentumsrechte zur Verfügung, um die Unternehmen und ihre Produktionsprogramme zu beeinflussen.

Danach fiel der Blick auf die Landwirte des Haller Umlands, die sicher eine bedeutende Gruppe von Agrarunternehmern war. Mit dem System der Rohstoff- und Lebensmittelbewirtschaftung waren auch ihre Verfügungsrechte zunehmend staatlich reglementiert. Die kommunalen Behörden machten aber zu keinem Zeitpunkt den Eindruck, als hätten sie ihr Verteilungssystem gegenüber den Bauern wirklich durchsetzen können. Informelle Strukturen und Schwarzmärkte bestimmten das Bild im Alltag. Bis zuletzt erhielten sich die Haller und Hohenloher Bauern ihre unternehmerischen Handlungsspielräume.

Wer über die Landwirtschaft schreibt, kann von den Pferden nicht schweigen. In der traditionellen „Pferdegesellschaft“ hatten sie strategische Bedeutung für die Lebensmittelproduktion wie für das Militär. An den genannten, großen Opferzahlen im Weltkrieg kann man indirekt ermesen, welchen Einschnitt der Weltkrieg für die landwirtschaftlichen Betriebe bedeutete.

Die Arbeits- und Lebensbedingungen der erwerbstätigen Bevölkerung änderten sich ebenfalls. In der Analyse wurde vor allem die neue Rolle der Frauen betont. Infolge des allgemeinen Arbeitskräftemangels wurden nicht nur Haller Schüler und Diakonissen zu Arbeiten herangezogen, es waren vor allem die finanziell bedürftigen Frauen, deren Männer zum Militärdienst abgezogen wurden und die deshalb den Lebensunterhalt ihrer Familien selbst verdienen mussten. Gründun-

gen wie der erste Haller Kinderhort waren Folge und Ausdruck dieser neuen Konstellation.

Das letzte große Themenfeld betraf den Staat und damit die kommunale Verwaltung. Insgesamt erfuhren staatliche Akteure in verschiedenen Konstellationen in der Kriegswirtschaft eine erhebliche Aufwertung. An die kommunalen Behörden wurden hier zentrale operative Verantwortlichkeiten delegiert, es ging um die Sicherstellung der Lebensmittel- und Brennstoffversorgung an der „Heimatfront“, aber auch um die Rohstoffversorgung der Kriegswirtschaft aus lokalen Quellen, es ging um die Mobilisierung von kommunaler und privater Finanzen für das Militär und um die Stabilisierung der lokalen Wirtschaftskreisläufe. Diese neuen Aufgaben und die damit einhergehenden Probleme und Widersprüche im Alltag lassen sich sehr gut auf der kommunalen Ebene beobachten. Hier werden abstrakte Regeln und Gesetze wirksam und müssen sich ihrer Alltagstauglichkeit unterziehen. Die aufgezeigten Haller Beispiele zeigen dies sehr deutlich. Der Blick auf die verschiedenen Akteursgruppen ermöglicht es, die verschiedenen und unterschiedlichen Daten und Fakten zu bündeln, zu sortieren und zu bewerten. Auch wenn für viele Fragen keine umfassende oder systematische Auswertung vorliegt, wurde fassbar, wie der Krieg und die hieraus erwachsenen Anforderungen für Politik und Gesellschaft weitreichende Änderungen im Wirtschaftsprozess nach sich zogen. Die Menschen waren in ihren verschiedenen Rollen ganz neuen Anforderungen und Regeln unterworfen. Viele diese Veränderungen hatten auch mittel- und langfristige Folgen für die institutionellen Bedingungen der deutschen und der europäischen Wirtschaft. Staatliche Akteure spielten auch schon im Kaiserreich eine erhebliche Rolle in der korporatistischen Marktwirtschaft des Deutschen Reiches. Aber auch nach dem Krieg blieben viele ökonomische Aufgaben ungelöst und erforderten die Neujustierung gesetzlicher Regeln und das aktive Eingreifen staatlicher Akteure. Spätestens die Ursachen und die Reaktionen auf die Weltwirtschaftskrise von 1929 zeigten, dass die Wechselwirkungen von Wirtschaft und Politik zu einem wesentlichen Thema der Wirtschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert werden sollten.

# Das Elsass und die Elsässer im Ersten Weltkrieg

VON CLAUDE MULLER

Am 28. Juni 1914 geschieht in Sarajevo der Mord an Franz Ferdinand von Habsburg, dem Neffen und Thronfolger von Kaiser Franz Josef von Österreich-Ungarn. Einige Tage später schreibt der protestantische Winzer aus Reichenweier, Emil Hugel (1868–1950), in seinen Memoiren<sup>1</sup>, auf Französisch: „Ich habe der Revue des 14. Juli 1914 in Châlons-sur-Marne beigewohnt. Das war ein prachtvolles Spektakel und einmal mehr konnte ich diese schöne französische Armee bewundern“. Könnte diese Bemerkung die Meinung befestigen, dass die Elsässer mit Ungeduld auf die Rückkehr an Frankreich gewartet haben?<sup>2</sup>

## I. Kriegsbeginn (1914)

### *Die öffentliche Meinung im Elsass*

Im Jahr 1914 sind es 44 Jahre, also beinahe zwei Generationen her, dass das Elsass deutsch ist. Ein Fünftel der Bevölkerung sind Altdeutsche und die gemischten Ehen – altdeutsch / Elsässer – sind ziemlich zahlreich, speziell in Straßburg. Zu der Entwicklung der öffentlichen Meinung haben unter anderem drei Ereignisse beigetragen.

Als erstes sei die Dreyfusaffäre erwähnt, die wesentlich elsässisch ist, was man zu oft vergisst. Die Fakten: Alfred Dreyfus ist 1859 in Mülhausen geboren. Er begibt sich mit seiner Familie nach Paris, während sein Bruder die Geschäfte für die Familie im deutschen Mülhausen weiter betreibt. Als Offizier wird er 1898 zu Unrecht der Spionage zu Gunsten von Deutschland bezichtigt. Über die Staatslüge hinaus kann die jüdische Gemeinde im Elsass diese Haltung von Frankreich nicht anerkennen und wendet sich von Frankreich ab<sup>3</sup>. Als zweiter Punkt ist das Gesetz der Trennung von Kirche und Staat im Jahr 1905 zu nennen, das die öffentliche Meinung anspricht. So zögert Karl Sigwalt, Pfarrer von Runtzenheim (1879–1925), 1917 nicht zu schreiben: „Frankreich ist ein gottloser

1 André Hugel: *Chronique de la Grande Guerre à Riquewihr*. Riquewihr 2003, S. 17.

2 Claude Muller: *La patrie, mais quelle patrie ? L'Alsace, l'Allemagne et la France*. In: *Saisons d'Alsace* 58 (2014), S. 17–23. Siehe hauptsächlich Jean-Noël et Francis *Grandhomme*: *Les Alsaciens-Lorrains dans la Grande Guerre*, Strasbourg 2013 und Jean-Noël *Grandhomme* (Hg.): *L'Alsace et la Grande Guerre*. *Revue d'Alsace* 139 (2013).

3 Claude Muller: *Les Alsaciens (1870–1950). Une région dans la tourmente*. Paris 2013, S. 22 ff.

Staat und es ist schwierig für ein katholisches Volk, sich in die Hände eines gottlosen Staates zu begeben<sup>4</sup>.“ Gilt diese Meinung nur für den Schreiber oder den gesamten katholischen Klerus oder sogar für die katholische Volkspartei?

Und nun die dritte Sache: die Affäre von Zabern<sup>5</sup> im Jahr 1913. Elsässische Soldaten werden vom hochnäsigen deutschen Leutnant von Forstner als „Wackes“ bezeichnet. Lausbub oder Nichtsnutz? Beim Ruf des Leutnants kann es nur die zweite Bedeutung haben. Also wird ein Proteststurm in der Presse ausgelöst, in dem eine stark deutschfeindliche Meinung zum Ausdruck kommt. Das sind drei Ereignisse, welche die öffentliche Meinung beeinflussen, aber in welcher Richtung?

Als dann der Krieg ausbricht, ist die öffentliche Meinung im Elsass gespalten. Unter den französisch eingestellten Leuten bedauert der Kunstmaler Karl Spindler (1865–1938), dass seine Nachbarn davon sprechen, *dass endlich, einmal für alle, Schluss gemacht wird mit diesen Störenfriedern die es verhindern, dass Deutschland in friedlicher Ruhe die Früchte seiner Arbeit genießen können*<sup>6</sup>. Der Volksschullehrer Lechner, deutschsprachig und deutschfreundlich, hofft am 16. August 1914, dass die deutschen Armeen ihren Vormarsch siegreich weiterführen, *nicht aus Hass gegen Frankreich, sondern aus Liebe zu unserer Heimat, die es nicht verdient, verwüstet zu werden*. Für ihn ist kein Zweifel: *das Elsass liebt Deutschland*<sup>7</sup>. Lechner, der einen französischen Vater und eine deutsche Mutter hat, empört sich, dass gewisse Elsässer desertieren.

### *Der französische Angriff über die Vogesenpässe*

Bei Beginn des Krieges führt General Bonneau das 7. französische Armeekorps mit Infanterie- und Jäger-Regimentern und einer Kavallerie-Division<sup>8</sup>. Er erhält am 6. August den Befehl, in die Ebene des Ober-Elsass einzudringen, mit dem Ziel, sich der Rheinbrücken zu bemächtigen. Zu der Zeit befehligt General Dubail die 1. Armee. Am 7. August dringen die Franzosen ins Elsass ein über die Pässe von Odern und Bussang. Die Deutschen verlassen ihre Stellungen und ziehen sich auf Mülhausen zurück. Die Franzosen dringen nach Thann ein, das gewissermaßen die Hauptstadt des französischen Gebiets im Elsass wird. Staatspräsident Poincaré besucht Thann sechsmal, Regierungschef Clémenceau zweimal.

Nach Thann wird Altkirch eingenommen. Am 9. August tobt die Schlacht in Mülhausen<sup>9</sup>. Die Deutschen erobern die Stadt am 12. zurück. Der Elsässer, Do-

4 Bistumsarchiv Straßburg, casier Rountzenheim, Litt F.

5 Pierre *Vonau*: L'affaire de Saverne. Saverne 1993.

6 Charles *Spindler*: L'Alsace pendant la guerre 1914–1918. Nancy 2008, S. 18.

7 *Muller* (wie Anm. 3), S. 28 f.

8 Jean *Checinski*: Les poilus de Mulhouse à la crête des Vosges. Strasbourg 1999, und Jean-Paul *Claudel*: La bataille des frontières. Vosges 1914–1915. Nancy 1999.

9 Marie Claire *Mengès*: Mon journal de 1914–1918 sur le front d'Alsace. Strasbourg 2013.

minik Richert, betritt sie als deutscher Soldat. Er schreibt: „Die Einwohner verhalten sich ruhig, aber mir scheint, dass bei vielen der Gesichtsausdruck zum Ausdruck bringt, dass ihnen unsere Rückkehr nicht sehr erwünscht war“<sup>10</sup>. Betont sei das Wörtchen „unsere“, das Richert verwendet.

Die deutsche Gegenoffensive bringt Joffre dazu, eine Elsass-Armee von 50.000 Mann unter dem Befehl von General Pau zu bilden. Die französischen Truppen stürzen in die Vogesentäler, von Münster, Markirch, Weiler, Schirmeck<sup>11</sup>. Colmar<sup>12</sup> befindet sich zwischen den Tälern und bleibt sonderbarerweise verschont. Die deutsche Gegenoffensive zwingt Pau, das zweimal kurz nacheinander von den Franzosen eroberte Mülhausen und den Sundgau zu verlassen<sup>13</sup>. Er stellt seine Truppen der Hauptarmee zur Verteidigung von Paris zur Verfügung. Den Franzosen war klar geworden, dass der deutsche Hauptangriff im Norden durch Belgien hindurch erfolgte und dass die Franzosen nun in der Rheinebene quasi in der Falle saßen.

### *Grausige Kämpfe in den Vogesentälern*

Die Härte der Kämpfe zeigt sich deutlich in zwei auf Deutsch verfassten und bis heute unveröffentlichten Chroniken. Die erste ist das Werk von Leo Hausherr (1837–1917), Winzer in Egisheim, verheiratet mit Maria Rosa Rominger<sup>14</sup>. Der zweite Text ist die Chronik der Schwestern von Sankt Markus in Geberschweier, in der Nähe von Colmar<sup>15</sup>.

Die Mobilmachung bringt als erstes den schmerzlichen Abschied in der Familie Hausherr. *Am 1. August 1914 waren wir mitten in der Ernte, da wurde am Samstag Mobil gemacht. Am 2. August musste unser Victor fort von seiner Frau und von seinem Kind, das ein Jahr zählt. Er musste nach Muntzenheim, um Pferde zu holen für in den Krieg, gegen Breisach. Am Montag den 3. August musste der Leo fort von seiner Frau und zwei Kinder, das älteste von vier Jahr, ein Mädchen, und das zweite ein Knab von zwei Jahr. Er musste nach Straßburg. Am Mittwoch der 5. musste der Adolf fort nach Kolmar von seiner Frau und sieben*

10 Dominique Richert: Cahiers d'un survivant. Un soldat dans l'Europe en guerre (1914–1918). Strasbourg 1994, S. 35. Die ursprüngliche deutsche Fassung: Dominik Richert: Beste Gelegenheit zum Sterben. Meine Erlebnisse im Kriege 1914–1918. Hg. v. Angelika Tramitz und Bernd Ulrich. München 1989.

11 Gérard Leser: Munster pendant la Première Guerre mondiale. In: Annuaire de la Société d'histoire du Val et de la Ville de Munster 39 (1985), S. 67–119. Jean-Claude Fombaron und Jacques Horter: La Grande Guerre dans le Val de Lièpvre. Colmar 2004.

12 Paul André Have: Colmar dans la tourmente, juillet-décembre 1914. In: Jean-Noël Grandhomme (Hg): Boches ou tricolores. Strasbourg 2008, S. 119–134.

13 Bernard Burtschy: La Première Guerre mondiale sur le front d'Altkirch à Dannemarie. Riedisheim 2002 und ders.: 1914–1918. La Grande Guerre sur le front du Jura aux Vosges. Riedisheim 2008.

14 Privatarchiv Paul Ginglinger, Eguisheim.

15 Archiv der Schwestern von Sankt Markus in Geberschwihr, 2G2 und 2G9.

*Kinder. Diejenigen die sechs Kinder haben durften wieder nach Hause bis auf weitersch [= weiteres].*

Das tägliche Leben ist durcheinander gebracht: *An jeder Barire [Bahnübergang] steht ein Posten und ein Eisenbahnarbeiter. Bis an Allerheiligentag schaffen die Leute an allen Sonntagen wenn sie etwas heim zu holen hatten.* Die Schwestern von Sankt Markus notieren das Verbot, am 12. August 1914, die Glocken zu läuten. *Heute wird überall bekannt gemacht, dass das Läuten der Glocken verboten sei, angeblich weil der Sakristan von Horburg der ein wenig benebelt gewesen sein soll, um 3 Uhr morgens den Engel des Herrn geläutet und dadurch große Aufregung hervorgerufen, weil man das Läuten für ein Signal gehalten habe. Auch wir in unserer lieben Einsamkeit müssen uns diesem Verbot fügen und unser trautes Klostersglöcklein zum Sillschweigen verurteilen, dafür ist unsere alte Karfreitag-Ratsch zu Ehren gekommen, die uns jetzt zu den klösterlichen Übungen ruft, hoffen wir, dass unser liebes Glöcklein sein melodisches Läuten bald wieder in die weiten Berge erschallen lassen darf.*

Der Einbruch des Krieges zeigt sich bald bei Hausherr. *Am 15. August waren die ersten Gefechte. Bei Mühlhausen da haben die Deutschen Burzwiller verschossen und Reiningen verbrannt und da ist bei Sennheim der Schwob Leo verwundet worden an einer Brücke.* Die Schwestern stehen nicht zurück: *17. August 1914: Die Kriegsunruhen nehmen zu, es gehen namentlich in Kolmar die Gerüchte um: der Feind sei im Anzug, viele Leute gehen von Kolmar weg. Es werden dort sämtliche Lazarette geräumt und die Verwundeten nach Freiburg geschafft. Die Post wird geräumt und alles Wertvolle in Sicherheit gebracht. Die Briefe welche vom 2. August an nur offen befördert wurden, können nicht mehr abgehen, sie kommen von Geberschwihir wieder zurück [...]. Die Waren werden ihr vom Laden aus der hinteren Türe hinaus gegeben, da eine Masse Leute vor dem Hause steht, alle wollen zuerst bedient sein, sie drücken fast die Türen ein, welche wegen dem großen Andrang der Leute verschlossen werden mussten.*

Die Schrecken des Krieges werden sogleich von Hausherr niedergeschrieben: *Am Freitag den 18. August 1914 hat ein deutscher Soldat im Rufacher Förster seine Tochter erschossen. Sie hütete das Vieh auf den Weiden und weil sie ein roter Rock an hatte, so hat er sie für ein Franzos gehalten.* Den 5. September setzt der Chronist hinzu: *Beim Weißen See haben die Franzosen 200 Deutsche gefangen gemacht, aus Bayern. Da waren 90 Mann darunter die sich nicht haben wollen ergeben. Sie haben sich selbst in den See geworfen.*

Der Winzer schätzte bis dahin, dass die in Egisheim stationierten deutschen Soldaten sich gut aufführten. Doch trifft man hin und wieder Zeichen von Spannungen. Am 26. Oktober notiert Hausherr folgende Anekdote: *Es hatte eine Frau Vonarb in Wettolsheim, wo ihr Mann im Krieg ist, ihm geschrieben: wo dass die Franzosen in Wettolsheim waren, sie nichts verderbt haben. Es waren die Deutschen die den Schaden gemacht [haben]. Der Brief ist gelesen worden. Der nämliche Tag haben die Deutschen die Frau ins Gefängnis nach Kolmar gebracht wo sie drei Tage musste Absitzen.* Am 1. November marschieren die deut-

schen Truppen nach Marienkirch, wo eine blutige Schlacht stattfindet. *Da müssen sie zwölf Tage lang in den Schützengräben liegen. Drei Tage hatten sie nichts zu essen. Sie waren immer im Schnee, dass sie allen die Füße halb abgefroren.*

Was denkt sich Hausherr, wenn er zu Papier bringt, was am selben Tag einer seiner Söhne erlebt? *Am allerheiligen Tag ging unser Leo auf den Friedhof von Spincourt neben Verdun. Da war ein Massengrab von 19 Franzosen darin ruhen und ein Offizier. Da waren die Deutschen auf das Grab gezogen mit allerlei Kütsche, das man nicht annehmen darf. Was sie nur an Unreines auffinden können, das haben sie drauf geworfen. Der Leo konnte nicht mehr schweigen und sagte zu ihnen ob sie sich nicht schämen, so sich zu vergreifen an den Toten. Es sind auch Gatten von ihren Weibern und Väter von ihren Kindern wie wir. Jeder anständige Mensch müsste sich umdrehen um nicht zuschauen müssen.*

Die Kriegslage führt zu drakonischen Maßnahmen. *Es wird am Abend bekannt gemacht, dass wenn man nur ein Franzose sieht, so sollen alle Mannsleut von 16 bis 49 Jahr nach Kolmar. Dort wird man ihnen Kost und Logis geben, damit sie die Franzosen nicht mitnehmen können.* Hausherr ergänzt: *Den 18. Dezember haben die Glocken gelitten und die Leute sollen flaggen, aber nur die Ortsvorsteher haben es gemacht.* Dasselbe Ereignis wird auch von den Schwestern von Sankt Markus erwähnt: *18. Dezember 1914: weckte das Telephon und brachte eine Depesche, worin es hieß dass ein großer Sieg über Russland von den Deutschen erfochten worden sei. Aus diesem freudigen Anlass mussten an diesem Tag, mittags von 12 bis 1 Uhr die Glocken geläutet und auch die Häuser beflaggt werden. Auf einmal, als das Essen im Refektor vorüber war, fingen auch unsre trauten Klosterglöcklein an ihre liebe Stimme zu erheben. Die Klosterbewohner wussten noch nichts von dem Ereignis und glaubten, es wäre die Anzeige des Friedenschlusses. Leider verstummten nach einiger Zeit unsere Lieben Glocken wieder und wer weiß wie lange es noch dauern wird, bis der Friedensengel zur Erde nieder schwebt und den kämpfenden Völkern den längst ersehnten Frieden bringt.* Am Ende des Jahres schreibt Hausherr, dass die Deutschen den Elsässern misstrauen und dass sie befürchten, diese würden desertieren oder von den Franzosen mitgenommen werden. War das die allgemeine Meinung?

## II. Stellungskrieg und Ermattungsstrategie (1915–1918)

### *Die Drangsal des Krieges*

Abermals sei Dominik Richert zitiert<sup>16</sup>, ein Katholik aus Sankt Ulrich an der Schweizer Grenze. Nachdem er auf deutscher Seite am 8. August Mülhausen

16 Richert (wie Anm. 10), S. 36, 63, 271.

befreit hat, befindet er sich an der Front zu Frankreich. Er ist Zeuge eines Ereignisses, das ihn empört. Nach einer Schlacht bestimmt der Offizier Stenger, dass keine Gefangene gemacht werden, dass die Verwundeten „erledigt“ werden. Richert wagt es, das weiterzusagen, trotz Verbot seiner Vorgesetzten. Er verlässt bald darauf diese Front und begibt sich nach Freiburg. „Die Elsässer schimpfen wütend gegen die Preußen und man hörte Ausdrücke, die sich nicht sehr patriotisch anhörten“, schreibt er bevor er in die Karpaten, dann nach Russland verlegt wird.

Ende Oktober 1916 erhält er Urlaub. Aber er kann nicht nach Hause zurück, denn ein Stacheldrahtverhau zieht sich vom Rhein, von Sankt Ludwig bis Aubure und verhindert den Zugang. Seinen Urlaub verbringt er in der elsässischen Familie Matter aus Durlinsdorf, die in Eberbach im Neckartal Zuflucht gefunden hatte. Einen anderen Urlaub, als er sich in Riga befindet, verbringt er im September 1917 in Trier.

Ein weiterer Fall ist der von Georg Kohser, ein Protestant von Westhofen, geboren am 2. April 1896, Sohn von Georg Kohser und Lena Bader. Er wird am 17. November 1915 eingezogen und als Musketier in Wünsdorf, Kriegslager Zossen, südlich von Berlin, ausgebildet. Am 5. Mai 1916 befindet er sich an der Front von Verdun in den vordersten Linien, wo er an den harten Kämpfen vom Toten Mann und der Höhe 304 teilnimmt. Am 22. Mai wird er am Fuß verwundet und in Chappes in den Ardennen versorgt. Sein Regiment ist von der Front von Verdun abgezogen und an der Ostfront eingesetzt, wo er sich am 19. Juli 1916 befindet. Schließlich kämpft am 6. September 1916 in Rumänien. Ein Schrapnell explodiert am 17. Januar 1917 in der Luft, bevor es zu Boden fällt. Er erleidet eine Wunde am Kopf, wird im Krankenhaus von Sepsi-sat-Györy (Rumänien), vom 1. zum 13. Januar und in Csileszerada (Ungarn) vom 1. zum 13. Februar gepflegt. Er kommt an die rumänische Front zurück am 14. Februar 1917. Er überlebt den Krieg und stirbt in Westhofen am 17. Juli 1946.

Diese beiden Fälle lassen vermuten, dass die Elsässer zuerst an der Westfront und später an der Ostfront eingesetzt wurden. Aus Mangel an verlässlichen Zahlen kann dies nicht kontrolliert werden. Die Übersicht einiger Totenbücher der elsässischen Ortschaften scheint dies nicht zu bestätigen. Nehmen wir den Fall von Schirrhein nahe Hagenau. Im Jahre 1914 zählt man neun Gefallene, acht in Frankreich vom 6. September zum 22. November, einen am 26. Dezember 1914 in der Ukraine. Im Jahr 1915 finden elf Soldaten den Tod: fünf an der Westfront, sechs an der Ostfront. 1916: fünf Tote, drei in Frankreich, zwei in Russland. 1917: vier Tote: zwei in Frankreich, zwei in Russland. Schließlich im Jahr 1918: sechs Kriegsoffer, davon vier in Frankreich, zwei an der Ostfront. Bilanz: 22 gegen 13. Mehrere Stichproben zeigen, dass weit mehr Elsässer in Frankreich gefallen sind als an der russischen Front.<sup>17</sup>

17 Vgl. zu den Elsass-Lothringern in der deutschen Armee auch: Benjamin Ziemann: Gewalt im

*Menschenfresser: Hartmannsweilerkopf und Lingekopf*

Ende 1914 haben sich die Kämpfe in den Vogesentälern abgespielt. Im Jahr 1915 werden sie auf die Bergkämme verlegt, zuerst an den Hartmannsweilerkopf. Der Offiziersanwärter Martin schreibt: *Ich habe nirgends, auch nicht in Verdun, eine solche Anhäufung von Leichen auf einem so engen Gebiet gesehen.* Dieser Berg ist strategisch wichtig, da er einen Ausblick auf die Täler der Thur und Lauch bietet. Am 21. Januar 1915, nach heftigen Kämpfen, nehmen die Deutschen den Gipfel des Hartmannsweilerkopfs ein. Am 26. März werden sie von den Franzosen verdrängt und erst eine deutsche Gegenoffensive vom 25. April gewinnt die Bergkuppe zurück<sup>18</sup>.

Im Sommer werden die Kämpfe weiter nördlich, am Lingekopf – der Einfallstelle in das Münstertal – heftiger. Eine französische Offensive ist für den 8. Juli vorgesehen, wird auf den 12. verschoben, dann auf den 18. und schließlich auf den 20., aber die Deutschen ahnen etwas und sind vorbereitet. Über tausend Mann fallen in diesen Kämpfen, und das für einige Meter Schützengräben, die bei einem Gegenangriff wieder verloren werden. Vom 22. Juli bis zum 23. August 1915 wiederholen sich die Angriffe, bis zum deutschen Gegenangriff vom 31. August zum 16. Oktober. Insgesamt 10.000 deutsche Soldaten und ebenso viele französische Soldaten finden den Tod in diesen gnadenlosen Kämpfen.

Die Gefechtspause am Lingekopf darf das Aufflackern der Kämpfe am Hartmannsweilerkopf nicht in Vergessenheit geraten lassen. Am 9. September 1915 beginnt der deutsche Ansturm mit Flammenwerfern und Gasgranaten. Der französische Angriff vom 21. Dezember 1915 ist der wichtigste an dieser Stelle. Es werden 239 Geschütze und 16 Bataillone eingesetzt. Insgesamt sind 12.000 Deutsche und 10.000 Franzosen beteiligt.

Viele Dokumente zeigen das Zögern der Soldaten und die Zwangsmittel, die eingesetzt wurden um die Kriegsverweigerung zu brechen. So schreibt der Pfarrer von Hüsseren-Wesserling in der Nähe des Hartmannweilerkopfes, Eduard Moyses (1848–1924), dass am 8. Februar 1915 ein junger Franzose wegen „Hochverrat“ erschossen werden soll. Er fügt hinzu, dass eine seiner Schwestern Klosterschwester ist<sup>19</sup>. Mit derselben Begründung werden am 21. März drei Soldaten und am 7. April ein weiterer erschossen. In Egisheim gibt uns Leo Hausherr eine deutsche Version: *Am 11. Juli 1915 haben die Deutschen mit aufgefanzten Gewehr drei Offiziere nach Kolmar gebracht und haben sie ins Gefängnis geführt. Die Offiziere haben sich geweigert mit ihren Männern ins*

Ersten Weltkrieg. Töten – überleben – verweigern. Essen 2013, auf S. 111–118 das Kapitel „Die Desertion der Elsass-Lothringer und Polen“.

18 Capitaine E. Dupuy: *La guerre dans les Vosges*. Paris, 1936; Gaston d'Armau de Pouydraguin: *La bataille des Hautes Vosges*. Paris 1937; Clausel (wie Anm. 8); Armand Durlawanger: *Les grands orages sur les Vosges. Batailles pour le Tête des Faux, le Linge et l'Hartmannswillerkopf en 1914–1918*. Strasbourg 1969; Eric Balmier und Daniel Roess: *Scènes de tranchées dans les Vosges*. Mulhouse 2002.

19 Claude Muller: *La croix et la guerre*. In: *Saisons d'Alsace* 58 (2013), S. 66–73.

*Münstertal zu gehen um sich erschießen zu lassen.* Hausherr bezeichnet das Tal als *Todestal*.

### *Das Leben hinter der Front*

Greifen wir wieder zur unveröffentlichten Chronik von Leo Hausherr, die uns deutlich das Leben hinter der Front erschließt. Zuerst geht es darum, die deutschen Soldaten unterzubringen. *Am 13. Mai 1915 sind 10 000 Mann in die Umgegend kommen, Infanterie. Bayern. Wir bekamen 250 Mann, die logierten in den Schulhäusern und im Vereinssaal. Am 14. Mai ist der Lohmann von uns fort gekommen. Er war seit dem 10. März in Egisheim. Er war ein guter Kerl. Die Mutter war nämlich kränklich. Er brachte ihr Orangen, gekochtes Obst, eingemachte Mirabellen mit Zucker.* Das Essen steht im Zentrum der Sorgen: *Während dem Krieg haben die Deutschen im Münstertal ihr Fleischbedarf in Winzenheim aus dem Schlachthaus. Da haben die Bürger aus der Umgegend das geholt was die Soldaten nicht brauchen können.*

Dem frommen Winzer liegen die kirchlichen Belange besonders am Herzen: *Der Herr Pfarrer musste drei mal nach Kolmar auf die Kreisdirektion um anzuhalten, dass wir Prozession halten dürfen, denn in Winzenheim und Herrlisheim durften sie keine halten. Er hat die Erlaubnis erhalten. Die Leute welche die Altäre bereiten sollten, mussten bis Freitag abends arbeiten.*

Der Krieg, der sich im Münstertal verfestigt, bringt einen großen Zulauf von Flüchtlingen nach Colmar und Umgebung. Hausherr notiert am 8. Juli 1915: *Da kommen Flüchtlinge in Massen nach Egisheim, auch der Herr Pfarrer von Mühlbach und die Krankenschwestern. Der Herr Pfarrer logiert im Schloss in Egisheim bei der Kapelle. Auch von Bollwiller kam der Herr Pfarrer und noch eine sehr reiche Familie wo ihr Vater Ambassadeur gewesen und der Sohn war wirklich im Feld als Oberleutnant. Aber die Flüchtlinge aus dem Münstertal, die arm sind, werden alle auf Kolmar geliefert und dort nimmt man ihnen ihre Kinder weg und die kommen alle nach Deutschland in die Anstalten. Am 24. Oktober 1915 ist der Bischof von Straßburg gekommen um das heilige Sakrament der heiligen Firmung zu erteilen.*

Regelmäßig notiert Hausherr Todeszahlen. *In der letzten Dezemberwoche [1915] hat es im Elsass 1500 Deutsche gekostet und 1400 Franzosen.* Am 23. Januar 1916 mussten vor Mühlhausen alle Ortschaften geräumt werden wie Zillisheim, Illfurt, Fröningen, Brunstatt, Niedermorschwiller, Wahlheim, Ammerzwiller, Waldighoffen, Hellfranzkirch und Tagolsheim. *Sie müssen gehen wie sie stehen für den deutschen Soldaten Platz zu machen.*

Die Einschränkung der Freiheiten sehen wir am Fall eines Geistlichen im März 1916: *Der Vikar Horber von Egisheim, der in Mühlhausen in der Sankt Josef Pfarrei tätig ist, hat eine Predigt über den Krieg erlassen. Jetzt hat er vom Kriegsgericht fünf Monate Gefängnis erhalten wovon ein Monat von der Untersuchung abgehen.*

In keiner Chronik fehlen Gerüchte. So erzählt man anfangs April 1916, dass der Kaiser bei Verdun verunglückt sei. *Er liegt in einem Lazarett und kann nicht transportiert werden. Ob es wahr ist?* Und dann die Einschränkungen bei den Lebensmitteln, die alltägliche Sorge. *Wir bekommen jetzt nur noch ein Pfund Zucker in der Woche. Seife gibt es gar keine mehr. Die Bürger machen jetzt selbst Seife.* Hausherr fügt hinzu: *Seit dem 20. April 1916 ist das ganze Elsass gesperrt. Da gibt es kein Zucker, kein Salz, kein Kaffee, kein Chicorée, keine Seife, keinen Bougie und noch andere Sachen die man notwendig braucht.*

Das tägliche Leben der Schwestern von Sankt Markus in Geberschweier unterscheidet sich nicht von dem der gesamten Bevölkerung. Hier einige Details aus ihrer Chronik. Zuerst die Schwierigkeit, ihr Personal halten zu können. *Am 26. Dezember 1914: Nach drei Uhr nachmittags wird es auf einmal lebendig am Telephon. Auf den Anruf wer dort sei, war es ein Gendarm der mit Schwester Benedikte reden wollte. Er fragte wie viel Knechte wir hätten und was sonst für Arbeiter. Er erhielt die Antwort, dass wir nur einen Knecht haben, welcher bis zum 10. Januar 1915 beurlaubt sei vom Militär. Nachdem er noch eine Weile mit der Schwester herum gemarktet hatte, versprach er, unserem Knecht Hubert Weber einen Urlaub auszuwirken bis März 1915. Wenn er es zu Stande bringt, sind wir froh und dem lieben Gott dankbar.*

Eine andere Schwierigkeit besteht darin, mit den Schwestern im französischen Gebiet Kontakt zu haben. *Am 19. Oktober 1915 starb in Delle (Frankreich) unsere Schwester Alfreda ganz unerwartet schnell [...]. Wie schwer der Schlag für das Waisenhaus war, als Schwester Alfreda starb ist kaum zu ermessen, da eben sie es war, die mit den Behörden verkehrte, alle Korrespondenzen besorgte, denn Schwester Delphina war sehr schüchtern. Da aller Verkehr mit dem Elsass wegen des Krieges versperrt war, konnte das Mutterhaus nicht einmal der Schwester Delphine, die nun allein da stand, zu Hilfe zu kommen. Unsere Schwesterstation in Kruth war seit Kriegsbeginn französisch geworden. Dorthin wandten wir uns wegen einer Aushilfe für Schwester Delphine. Erst im Frühjahr 1916 wurde es möglich, eine dortige Schwester, Schwester Pascalline nach Delle zu schicken, nicht einmal brieflich konnte man mit der armen Schwester verkehren, nur spärliche Nachrichten ließen sich durch den Pater Paul (Benediktiner) der in der Schweiz eine Pfarrei angenommen hatte, vermitteln.*

Erwähnt sei die Zeremonie des Fahneneides in der Klosterkirche: *Am 15. Februar 1917: Heute wurde in Sankt Markus ein feierlicher Akt vollzogen, desgleichen sich in den stillen Klosterräumen seit ihrem Bestehen noch nicht ereignet hatte. In unserer trauten Klosterkirche wurde von einigen hundert Soldaten der Fahneneid geleistet welcher Feier ein protestantischer Feldgeistlicher vorstand, da das anwesende Militär zum größten Teil dieser Religion angehörte. Wir wohnten diesem Akte bei und konnten, über die Art und Weise, wie dieselbe vollzogen wurde, uns nur lobend und erbauend aussprechen. Auch ein Besuch des Grafen von Württemberg, des späteren kurzzeitigen Königs von Litauen.*

13. Juli 1917. Heute wurden wir durch den Besuch seiner Durchlaucht, Herzog Wilhelm Urach, Graf von Württemberg und einiger Offiziere beehrt. Mehrere Tage später schickte uns der Herzog einen Gesandten mit seiner Photographie und einer Empfehlung und Danksagungsschreiben als Anerkennung für die freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft, die ihm während seines Aufenthaltes, hier im lieben Kloster zuteil geworden ist.

Schließlich bleiben auch Krankheiten nicht aus. Die spanische Grippe wird erwähnt, die im Kloster, aber auch sonst auf dem ganzen europäischen Kriegsschauplatz herrschte. 5. September 1918: In der Zeit vom 10. bis Ende Oktober herrschte die spanische Grippe im Kloster. Beinahe dass ganze Noviziat und die jungen Professschwwestern lagen krank darnieder, einige davon bedenklich. Es erholten sich jedoch nach und nach alle wieder. Es kam in dieser Zeit kein Todesfall vor. Diese ansteckende Krankheit wurde vermutlich durch neu angekommene Kandidatinnen eingeschleppt.

#### *Der letzte Ansturm (1918)*

„Schandvertrag“ nannte Lenin den Vertrag von Brest-Litowsk, der am 3. März unterzeichnet wurde und der die Lage wesentlich veränderte. Deutschland besiegelte seinen Sieg über Russland und trennte damit Polen, die baltischen Staaten, Finnland und die Ukraine von Russland ab. Besonders aber gab der Vertrag den Deutschen die Möglichkeit, alle ihre Soldaten auf die Westfront zu verlegen.

Die Verlegung der Truppen in den Westen brachte es mit sich, dass das Elsass mehr in den Krieg einbezogen wurde. Viele Elsässer<sup>20</sup> sind in der zweiten Marneschlacht, vom 21. März bis zum 18. Juli 1918, eingesetzt. In seinem Tagebuch schreibt Eugen Birsinger<sup>21</sup> aus Neuweiler bei Hegenheim und spöttelt auf Deutsch: *Wie der Zug nach Paris am Kriegsanfang gescheitert ist so wird auch die Einnahme von Calais keine Erfolgchance haben.* Am 1. August zeigt sich sein Überdruß und seine Enttäuschung: *Wir kommen an das Ende eines weiten Kriegsjahrs, das vierte schon. Vier Jahre Hunger, Elend, astronomische Ausgaben nur um sich gegenseitig zu töten. Es wäre angebracht die unzähligen menschlichen Verluste aufzurufen. Mein Gott! Wie ist so etwas möglich in einer modernen, zivilisierten Welt?*

Zu gleicher Zeit befindet sich Dominik Richert an der Westfront<sup>22</sup>. Am 23. Juli beschließt er zu desertieren. Bei Nacht, im Niemandsland, das von Schützengräben aufgewühlt, von Granatentrichtern übersät ist, kriecht er durch Disteln, Dornen und verrosteten Stacheldraht, dann läuft er zur französischen Stellung. Ein

20 Claude Muller: La Grande Guerre en Alsace. Réflexions interprétations, questions. Vorwort von Pierre Perny: La guerre de 1914. Civils et militaires dans la Grande Guerre. Annuaire de la société d'histoire du Ried Nord 2013, S. 5–10.

21 Claire Lebailly-Birsinger: Eugène Birsinger, paysan sundgauvien, chroniqueur de la guerre. In: *Grandhomme* (wie Anm. 12), S. 89–101.

22 Richert (wie Anm. 10), S. 259–266.

Soldat stellt ihn. Er kann nur sagen „*Alsacien, déserteur*“ denn er spricht sonst kein einziges Wort französisch. *Alle Franzosen begrüßten uns mit einem freundlichen Wort, wovon ich allerdings kein einziges verstand.*

Richerts Entscheidung ist eine persönliche Angelegenheit. Aber darüber hinaus stellt sich die allgemeinere Frage von den patriotischen Gefühlen der Elsässer. Vaterland, aber welches Vaterland? Deutschland oder Frankreich? möchte man fragen. Wie verstehen wir die Bemerkung von Martin Wendel, aus Weiler bei Weißenburg, der in der Champagne, dann in Russland und später in den Ardennen und in Flandern eingesetzt war: *Die Elsässer hatten nicht immer das Recht in die vordersten Linien vorzudringen*<sup>23</sup>.

### *Der rote November im Elsass*

*Weder deutsch noch französisch, noch neutral. Die rote Fahne hat gesiegt. So lautet der Ruf des 9. November 1918 der Straßburg erreicht. Die Revolution ist in Kehl. Man hat sich geschlagen an der Rheinbrücke um zu verhindern, dass die Abgeordneten des Soldatenrates von Kehl herüber kommen. Aber die Meuterei hat gesiegt. Die Marinesoldaten sind auf dem Weg nach Straßburg schreibt Karl Spindler. Statt Franzosen werden wir nun Soldatenräte haben und Gott weiß, welche Unmäßigkeiten sie vollbringen werden.*

Am 10. geht Spindler durch die Straßen von Straßburg<sup>24</sup>. Er sieht Soldaten, die den Offizieren und Unteroffizieren die Abzeichen und Achselklappen abtrennen. In seiner Sicht ist die Revolution nichts anderes als *machiavellistische Ränke, von den Deutschen aufgebracht, um dem Waffenstillstand auszuweichen*. Die Regierung hat keinen Bestand mehr. Die öffentliche Macht ist auf das Volk von Elsass-Lothringen übergegangen. Die Bewegung ist nicht auf Straßburg beschränkt. Sie ist auch in Hagenau entwickelt.

In Schlettstadt notiert der Stadtschreiber Paul Hurstel (1851–1924) am selben 10. November 1918: *Die Soldaten haben die Offiziere degradiert, indem sie von ihnen verlangt haben die Abzeichen selbst zu entfernen. Dann haben sie die Pforten des Bürgergefängnisses geöffnet um die gefangenen Soldaten frei zu lassen und ihnen die Rückkehr in ihre Familien zu gestatten. Bei der Ansage der Ankunft der französischen Truppen löst sich alles auf. Mit der Ankunft der Franzosen wird jede Politik unmöglich. Die sozialistischen Kameraden, die über den Rhein zurückkehren, werden sich mit dem Gedanken trösten, dass sich die internationalistische Propaganda in Straßburg weiterhin verbreiten wird*<sup>25</sup>. Diese Hoffnung verwirklicht sich allerdings nicht.

23 G. Schlick: 1914–1918. Le journal de guerre de Martin Wendel. In: L'Outre-Forêt 144 (2008), S. 39–48.

24 Spindler (wie Anm. 6), S. 757–763.

25 Paul Hurstel: Journal des événement survenus à Schlettstadt. In: Annuaire des Amis de la Bibliothèque Humaniste de Sélestat 59 (2009), S. 181.

### *Frankreichs Sieg*

Tausende versperren die Straßen, befinden sich auf den Balkonen, Trikolore-Fahnen überall. Elsässerinnen in Tracht, die eine hübscher als die andere, Tanzveranstaltungen überall, ohne Ende. Die Zeugnisse sind einstimmig: Das Elsass empfängt die französischen Truppen mit offenen Armen. Bei Karl Spindler finden wir das Echo der jugendlichen Männer und Frauen, welche die Marseillaise anstimmen, von der sie die Melodie, aber kaum die Worte kennen. Thomas Seltz (1872–1959) ist beeindruckt von der unendlichen Ausdauer beim Warten der Volksmenge, die sich bis auf die Dächer drängt<sup>26</sup>.

In Sand, nahe von Benfeld, notiert der Ortspfarrer Eugen Hauss, dass Ende Oktober 1918 etwa 300 französische Gefangene noch anwesend sind. Sie werden sogleich befreit und die Bevölkerung drängt sich, diese Männer zu beherbergen. Bei näherem Zuschauen bemerken wir aber auch einige Misstöne in diesem Freudentaumel. In Neuweiler bei Hegenheim erwähnt Eugen Birsinger, dass die französischen Truppen vom Pfarrer empfangen wurde, der einzige, der des Französischen mächtig war<sup>27</sup>. In Weiler wird am 17. November 1918 die Ansprache nicht von einem Mann, sondern von einer Frau, Paulette Stemm, gehalten. Abschließend sagt sie: *In meiner Person verlangt das Elsass den Kuss, welcher die Rückkehr unseres Landes in das große Vaterland besiegelt*. Im Nachbarort Scherweiler versteht der Bürgermeister nicht das Französische. Die Begrüßung wird an Alphonse Frey übergeben, der mehrere Jahre in Versailles Hausangestellter war.

In Schlettstadt stellt man ein großes Durcheinander fest<sup>28</sup>. Als am Montag, den 11. November 1918, wie überall im Elsass, die französischen Flaggen an den Fenstern erscheinen, sind, wie ebenfalls überall im Elsass, noch deutsche Soldaten anwesend. Diese entfernen die Flaggen. Paul Hurstel sagt sich, *um Gewalttätigkeiten zu verhindern wäre es gut, dass die Franzosen kommen*, speziell weil viele beginnen, alles zu verkaufen, unter anderem *die in Frankreich von den Soldaten gestohlenen Gegenstände*. Als dann die Franzosen offiziell in Schlettstadt am 18. November einziehen, gibt es einen prachtvollen Empfang und einen Umzug, aber es sind auch deutsche Soldaten da, die sich ergeben.

Die Chronik der Sankt-Markus-Schwestern in Colmar unterscheidet sich von der in Geberschweier. Sie beschreibt eine andere Wirklichkeit. *Die deutsche Bevölkerung sah ich abziehen. Dies war sehr ergreifend und als wir Schwestern am 18. mittags aus der Kirche heimkehrten, sahen wir viele Lastwagen mit Großen Baschen [Planen] bedeckt, vor dem Vereinshaus beim Wasserturm stehen. Die Ausgewiesenen wurden dort streng untersucht, auch das Gepäck – pro Person 30 Kilos gestattet. Diese wurden ausgesucht und dann gleich in die Wagen geschafft: Person und Gepäck*.

26 Christian Baechler: Les Alsaciens et le Grand Tourant de 1918. Strasbourg 2008.

27 Lebailly-Birsinger (wie Anm. 21), S. 391.

28 Hurstel (wie Anm. 25), S. 181 f.

*Die Straßen und Plätze vor dem Vereinshaus waren dicht bevölkert, welche den Abzug sehen wollten. Die Jungen hockten auf den Bäumen, ein Hohn-Gejohle von einzelnen; so ein Junger warf einen Stein auf einen solchen Wagen. Der Stein schlug die Wagendecke durch, traf ein etwa sechs jährigen Jungen an der Wange. Jemand kam gleich heraus, holte mit einem Wasserbecken Wasser um das Blut abzuwaschen. Wir wollten nicht stehen bleiben, suchten durch einen Umweg aus dieser Menge heraus zu kommen und nur heim zum Brückleweg.*

*Viele hohe Beamte waren bei den Ausgewiesenen. Viele Lehrer oder auch hochgestellte Personen, wie zum Beispiel Herr Molitor, Oberlandesgerichtspräsident mit Familie. Der Herr recht kränklich (katholisch).*

*Nachdem alle Wagen fertig waren, fuhren dieselben gegen Breisach. Dieser Abzug bleibt unvergesslich. Auch ein anderer Nachbar, Herr Port. Diesem ging es nicht besser, auch die ganze Familie dabei. Eine Tochter von Herr Port bat uns schon früher doch eine Kiste von Aussteuerartikel mitzunehmen ins Badische. Was auch geschah. Als diese dann später herüber kam, schickte dieselbe ihre Adresse und sogleich ging die schwere Kiste an sie ab. Dieselbe schrieb dann ein schöner Dankbrief. Ohne unsere Hilfe hätte sie jetzt nichts.*

*Das Schlusswort, ein schreckliches, sei Philipp Husser überlassen. Am 23. November schreibt er: Nun geht es darum, dass jeder der beste Franzose gewesen sei. Wer auch nur über hundert Worte verfügt, ist überzeugt ein perfekter Franzose zu sein. Es ist lächerlich. Und der Wille der Vergeltung! Die Feigheit und Niederträchtigkeit! Sein Verdienstkreuz unter der Cocarde tricolore unterzubringen [...]. Es gibt keinen Elsässer. Es gibt nur den Hampelmann. Der elsässische Charakter ist total verdorben.<sup>29</sup>*

29 Siehe auch die Erlebnisse des protestantischen Pfarrers Teutsch von August 1914 bis Juni 1915. In: *Annuaire de la société d'histoire de Munster*, 20 (1965), S. 20: *Vorliegende Zeilen sind nicht ein Produkt späterer Erinnerungen nach überstandenem Leid, sondern sind Tagebuchaufzeichnungen mitten im Kriegsgewirr. Sie waren dazu bestimmt als ‚Münstertälchronik‘ im Buchhandel zu erscheinen, hatten auch schon willige Verleger gefunden, denen das Manuskript vorgelegt worden war, aber die Zensur des deutschen Oberkommandos fand die Ausführungen lange nicht patriotisch genug und verbot die Drucklegung. Im Text hatte ich doch das Mögliche getan bis an die Grenze des vom Gewissen Erlaubten, aber alles vermieden, was deutsche Gefühle verletzen konnte, alle Kritik, auch berechnigte Kritik unterblieb nach Möglichkeit, ebenso jedes Lob der Franzosen, aber dennoch vermisste das Oberkommando, was ihm als Hauptsache gilt. Durch rote Striche am Rande hatte es überdies im Manuskript die Stellen markiert, die dem deutschen Ansehen schaden könnten.*



# „Zwei Kriegsjahre“ (1914–1916) in Hall

## Ein bisher unbekannter Bericht eines Reserveoffiziers

vorge stellt von HANS PETER MÜLLER

Der leider allzu früh im Februar 2014 verstorbene Pfarrer Dr. Christoph Weismann, in vielfältiger Weise eng mit Schwäbisch Hall verbunden, erwarb vor einigen Jahren die bisher weitgehend unbekanntenen Kriegserinnerungen Hermann Aberts<sup>1</sup>. Dem Wunsch des „Entdeckers“ entsprechend, dem dieser Beitrag gewidmet sei, wird das kleine Büchlein nachstehend vorgestellt.

### Der Verfasser

Hermann (Josef) Abert wurde am 25. März 1871 als Sohn des Hofkapellmeisters Johann Josef Abert in Stuttgart geboren. Dort besuchte er neben dem Gymnasium auch das Konservatorium und wurde zudem vom Vater in das Musikleben eingeführt. Er studierte klassische Philologie in Tübingen, Berlin und Leipzig und promovierte 1897 über die Musikästhetik des klassischen Altertums. Anschließend studierte er drei Jahre Musikwissenschaft in Berlin um sich dann 1902 in Halle/Saale zu habilitieren. 1909 folgte dort die Ernennung zum Honorarprofessor, 1912 wurde er außerordentlicher Professor. Während dieser Jahre veröffentlichte er Arbeiten u. a. zur Musikgeschichte.

Abert hatte 1889/90 als Einjährig-Freiwilliger gedient. Zu Kriegsbeginn 1914 wurde er, inzwischen Hauptmann der Landwehr, als stellvertretender Adjutant zum Bezirkskommando der Landwehr (Schwäbisch) Hall kommandiert<sup>2</sup>. Sein Aufenthalt währte bis Anfang Oktober 1916. Dienstsitz war die Comburg, mit seiner Familie wohnte er im Solbadhotel<sup>3</sup>.

1 Zwei Kriegsjahre in einer kleinen süddeutschen Stadt. Halle/Saale o. J. – Das 48-seitige Bändchen ist nach Recherchen von C. Weismann wohl um 1918 als Privatdruck erschienen. Während die Stuttgarter Landesbibliothek die Schrift nicht besitzt, ist ein weiteres Exemplar in der Universitätsbibliothek Halle vorhanden.

2 Vgl. zu seiner Biographie Georg v. *Dadelsen*. In : NDB, Bd. 1, 1953, S. 18.

3 Kriegsjahre (wie Anm. 1), S. 5f, 45.

### Die Schilderung der Haller Verhältnisse

Aberts in dichterischer Sprache verfasster Bericht liefert nicht etwa eine nüchterne Chronik, sondern vielmehr Stimmungen und Gefühle und ergänzt diese mit Beobachtungen aus seiner dienstlichen Tätigkeit. So wird die kriegsbedingt gestörte kleinstädtische Idylle Halls besonders plastisch; die wirklichen Notjahre für die Bevölkerung folgten erst nach Aberts Abreise.

Zweifellos war der Autor von der damals etwa 9 300 Einwohner zählenden Oberamtsstadt – Steinbach mit der Comburg waren noch nicht eingemeindet – begeistert. Sie erschien ihm in Vollmondnächten mit ihrer Silhouette als „Märchenstadt“<sup>4</sup> und er schwärmte etwa von ihrer „altertümliche(n) Pracht“, dem „malerische(n) Gewirr alter Giebel“, von der Michaelskirche, dem „elegante(n) Rathaus“ oder dem Marktplatz – „einem der schönsten, die Süddeutschland aufzuweisen hat“<sup>5</sup>. Allerdings beklagte er auch, dass die „neueste Zeit“ z.T. „mit sehr täppischem Finger in das alte Stadtbild eingegriffen“ habe<sup>6</sup>. Auch für Halls Umgebung fand er bewundernde Worte als „Kleinod deutscher Erde“, das nun „im Schützengraben“ vor den Kriegsauswirkungen geschützt werde<sup>7</sup>.

Abert beschäftigte sich auch mit der Einwohnerschaft in Stadt und Land und berief sich dabei auf die Schilderung in der Haller Oberamtsbeschreibung<sup>8</sup>. Er betonte den „Stolz“ auf die Haller Geschichte, aber auch den „Hang zum Wohleben“ oder die „Lust an der Musik“ und wies auf die Unterschiede zwischen den lebenslustigen Franken und den „schwerblütigen und philosophischen Schwaben“ hin. In den zahlreichen „Weinwirtschaften“ sah er ein städtisches „Hauptkennzeichen“ und nun den Treffpunkt „der großen Strategen und Politiker“ vor allem aus der Oberschicht. Er vergaß auch nicht, die „stattliche Zahl von Bierbrauereien“ zu erwähnen, die jedenfalls „vor dem Kriege, einen sehr guten Stoff lieferten“. Die weibliche Bevölkerung sah er sich „teils in Kränzchen, teils in merkwürdigen Abendveranstaltungen“, treffen, die den Namen „Vorsitz“ trügen<sup>9</sup>. Inzwischen habe die Kriegszeit eine spürbare Einschränkung des Konzert- und Kulturlebens gebracht und „das Tonbildtheater“ sei an deren Stelle getreten und präsentiere vor allem „Krieg [...], Sensation [...], Natur [...] und] Humor“<sup>10</sup>.

Bald nach der Mobilmachung vom 2. August und anfänglicher „Betäubung“ kamen die „begeisterten Kundgebungen auf dem Marktplatz“, denen dann der „alte Geist von 1870“ folgte. Er wurde „gesteigert durch das Bewusstsein“ der inzwi-

4 Ebd., S. 15.

5 Ebd., S. 13.

6 Ebd., S. 14.

7 Ebd., S. 15.

8 Beschreibung des Oberamts Hall. Hg. vom Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart/Tübingen 1847. Hier bezog er sich auf die plastische Beschreibung der „Sitten und Gebräuche“ durch Pfarrer Cleß auf den S. 43ff.

9 Kriegsjahre (wie Anm. 1), S. 16f.

10 Ebd., S. 18f.

schen erlangten „Größe“. Erste Siegesnachrichten erzeugten sogar „Siedehitze“, was Abert die besorgte Frage nach der gegnerischen „Übermacht“ und eines denkbaren „Rückschlag(es)“ stellen ließ. Für die Zeit nach der „Marneschlacht“ (3.–10. September 1914), einer „zwar nicht taktischen, aber operativen Niederlage“ Deutschlands<sup>11</sup> und dem dann beginnenden „Schützengrabenkrieg“ konstatierte er schließlich „ein stilles, hartes Heldentum“, gekennzeichnet durch „schmuck- und wortlose Pflichterfüllung“<sup>12</sup>.

Der Kriegsbeginn hatte für Hall durch das nun überall in der Stadt präsente Militär „die größte Veränderung“ gebracht. Geradezu euphorisch schilderte Abert seine neue Wirkungsstätte, die Comburg, „von wo aus die neuen Gäste ihren Einzug hielten“. Er sah in ihr die „Königin des Kochertals“ und beschrieb sie als „halb Wartburg, halb Hohenzollern“ sowie als „stolzes Denkmal deutschen Geistes“<sup>13</sup>. Hier sei seit den Augusttagen reges Leben eingekehrt, gekennzeichnet durch „Pferdegetrappel und Wagengerassel“ sowie „Kommandoruf(e)“. Frisch uniformierte und noch einzukleidende „Scharen junger Krieger“ seien dort unablässig aufeinander getroffen<sup>14</sup>. Schließlich rückte am 11. August das Haller Reserveinfanterieregiment nach einem Feldgottesdienst auf dem Marktplatz<sup>15</sup> aus; der Abmarsch der geschmückten Krieger zum Bahnhof „glich einem Volksfest“<sup>16</sup>. Fortan gehörte das Studium der „Extrablätter“ der Lokalzeitung mit ihren Kriegsberichten zum Alltag<sup>17</sup>.

Ausführlich schildert Abert die Verhältnisse des Mitte August 1914 aufgerufenen Landsturms. Diesem, der älteren Generation, gebühre ein „Heldensang“. Die Männer exerzierten auf dem Friedensberg, verzichteten jedoch darauf, „im Marschieren und Griffekloppen es den Rekruten gleichzutun“<sup>18</sup>. Am 10. Oktober 1914 rückte das Bataillon – „größtenteils Haller Familienväter“ – zur „Sicherung“ der Etappen im Westen „unter donnernden Rufen“ vom Bahnhof ab, Hall blieb seither „ausschließlich Landsturmstadt“<sup>19</sup>.

Die Verbliebenen wurden mit Kompanien aus der Nachbarschaft zu einem Ersatzbataillon zusammengefasst, dessen „Hauptaufgabe“ der Bahnschutz und die Bewachung von Kriegsgefangenen war<sup>20</sup>. Abert betonte die strategische Bedeutung der Ost-West-Verbindung in Richtung Heilbronn<sup>21</sup>, die „Tausende deutscher

11 Karl Dietrich *Erdmann*: Der Erste Weltkrieg. München 1980, S. 114 (TB-Ausgabe der 9. Auflage des Handbuchs der deutschen Geschichte, Bd. 18, dtv 4218).

12 Kriegsjahre (wie Anm. 1), S. 7.

13 Ebd., S. 8.

14 Ebd., S. 9.

15 Ein Bild dieses Gottesdienstes bei Kuno *Ulshöfer*: Bilder aus Hall. Eine alte Stadt im Kaiserreich (FWFr 12). Sigmaringen 1976, S. 164. Vgl. zum Weltkrieg ebd. S. 62–68.

16 Ebd., S. 22.

17 Ebd., S. 37.

18 Ebd., S. 26.

19 Ebd., S. 27f.

20 Ebd., S. 29.

21 Ein württembergisches Gesetz hatte bereits im Juni 1887 den Bau eines zweiten Gleises für

Truppen“ und Kriegsmaterial beförderte und über eine zu schützende „Masse von Kunstbauten“ verfügte<sup>22</sup>. Schon bald trafen hier auch die ersten Lazarettzüge ein, deren Verwundete in den Haller Krankenhäusern behandelt wurden<sup>23</sup>.

Das Wachpersonal war „mehr oder minder behaglich in Scheuern oder festen Gebäuden untergebracht“. Dabei sei es mitunter zu „Reibereien“ mit deren Eigentümern gekommen<sup>24</sup>. Die ersten Gefangenen kamen aus Frankreich und Russland. Die Franzosen werden als meist „klein und schwächig“ aber sehr beweglich geschildert, während die Russen „meist dumpf vor sich hin“ brüteten. Ihre Bewacher hätten ihre Aufgabe mit „Seelenruhe und Langmut“ und ohne Hass versehen<sup>25</sup>. Die hauptsächlich in der Landwirtschaft beschäftigten Gefangenen wurden nur „selten“ schlecht behandelt; ihre Bewacher hätten sogar oft aus „Bequemlichkeit“ mit ihnen „gemeinsame Sache“ gemacht und so den Militärgerichten „schwere Arbeit“ aufgebürdet<sup>26</sup>.

Mit der Errichtung eines Landsturm-Rekrutendepots erhielt Hall die wohl „merkwürdigste Truppe“ von Leuten, die kaum als Soldaten vorstellbar waren und die z. T. wegen Untauglichkeit wieder entlassen werden mussten. Auch mit der „normalen Mehrheit“ hatten die Ausbilder mitunter Schwierigkeiten. Sie seien, wie auch die Landsturmkompanie, in „Massenquartieren“ untergebracht worden<sup>27</sup>.

Als Gegenstück sah Abert die auch im Haller Land begründeten Jugendwehren, deren Übungen er mit „Freude“ leitete. Auf Anhieb hatten sich etwa 120 Teilnehmer gemeldet, überwiegend Gymnasiasten, aber auch Jungkaufleute und Fabrikarbeiter. Von einem „übertriebenem militärischen Drill“ habe man abgesehen; ein „frischer, fröhlicher Geist“ sei vorherrschend gewesen. Allerdings gab es auch Unverständnis unter Eltern und Lehrherren, auf die mitunter „liebvoller Druck“ auszuüben war<sup>28</sup>.

Die von ihm im Frühjahr und Herbst im Backnang, Mainhardt, Öhringen und Weinsberg umfassenden Landwehrbezirk durchzuführenden Kontrollversammlungen bezeichnete er als „willkommene Abwechslung“ seines Dienstes. Er traf dabei auf eine ganz und gar gemischte Gesellschaft von „grauen LandsturMLEuten [...], kaum erwachsene(n) Burschen, dazu Leute mit allerhand körperlichen Gebrechen“, die schließlich alle eingezogen wurden. Dabei merkte er an, dass die Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende schnell verfliegen seien; der Kampf habe als „große Weltragödie“ fortgedauert<sup>29</sup>. Längst gehörten die „herrlichen

diese Strecke *im Interesse der Landesvertheidigung* angeordnet. Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1887, S. 147.

22 Kriegsjahre (wie Anm. 1), S. 28.

23 Ebd., S. 9 f.

24 Ebd., S. 28.

25 Ebd., S. 11.

26 Ebd., S. 29.

27 Ebd., S. 35 ff.

28 Ebd., S. 30.

29 Ebd., S. 31 f.

Siegesnachrichten“ der ersten Wochen der Vergangenheit an, Verwundete kehrten zurück und „Trauergewänder“ brachten „einen ernsten Ton in das Straßenbild“<sup>30</sup>. Die Fortdauer des Krieges führte dazu, dass bereits entlassene „alte Landsturmlaute“ erneut einberufen wurden, während auch Unausgebildete eingezogen wurden<sup>31</sup>.

Die Lebensmittelversorgung im ländlich geprägten Haller Land war im Berichtszeitraum „noch ganz besonders bevorzugt“ und lockte „Sommerfrischler“ in die Provinz. Allerdings sei die rigorose Bewirtschaftung ihrer Güter bei den Bauern „auf erhebliche Schwierigkeiten“ gestoßen<sup>32</sup>.

Es war nicht erstaunlich, dass der Chronist harsch über die Kriegsgegner urteilte. England, dem man früher mit „Hochachtung“ begegnet sei, hetze nun mit einem „System der Lüge und Intrige“ die Völker „gegen die Hunnen und Barbaren auf!“ Vom „halbasiatischen Russland“ und auch von Frankreich könne man nicht überrascht sein. Den abgefallenen Allianzpartner Italien zieh er seiner „Treulosigkeiten“ und sprach zugleich von der „Perfidie“ Rumäniens<sup>33</sup>.

Lobende Worte fand Abert natürlich für die Arbeit des Roten Kreuzes – die Frauen hätten sich dort „ebenso groß im Leisten als im Dulden gezeigt“. Allerdings berichtete er nur bruchstückhaft über deren Aktivitäten. „An die Stelle des ehemaligen Charpiezupfens“<sup>34</sup> sei inzwischen der „handfeste deutsche Strickstrumpf“ getreten, mit deren Herstellung die Frauen allenthalben beschäftigt waren<sup>35</sup>. Ansonsten erfahren wir, dass die Damen vom Roten Kreuz die Ausziehenden reichlich versorgten oder die Verwundeten im Solbad bewirteten<sup>36</sup>.

Abert verließ das von ihm mit viel Sympathie geschilderte Haller Land im Oktober 1916 noch mit Siegeshoffnungen, auch wenn er wie geschildert die aufkommenden Warnzeichen nicht aussparte. Der Reiz seiner Beobachtungen liegt nicht in einer detaillierten Ereignis- und Entwicklungsdarstellung<sup>37</sup>, sondern vielmehr vor allem in ihren atmosphärischen Momentaufnahmen, die das Büchlein auch heute noch lesenswert machen.

Zur Biographie des Verfassers bleibt nachzutragen, dass er 1917, mit Orden dekoriert, das Militär verließ und zunächst wieder nach Halle ging, wo er 1918 ordentlicher Professor wurde. Er führte ein unstetes Akademikerleben, das ihn 1919 zur Universität Heidelberg, 1920 nach Leipzig und schließlich 1923 nach Berlin führte. Zu seinen zahlreichen musikwissenschaftlichen Publikationen<sup>38</sup>

30 Ebd., S. 25.

31 Ebd., S. 45.

32 Ebd., S. 42f.

33 Ebd., S. 33ff. Rumäniens Kriegseintritt 1916 nach vorheriger Neutralität empfand er als größeren „Treuebruch“ als den Italiens. Ebd., S. 46.

34 Charpie oder Scharpie, gezupfte Leinwand zum Auflegen auf die Wunden.

35 Kriegsjahre (wie Anm. 1), S. 23 f.

36 Ebd., S. 23, 38.

37 Vgl. dazu etwa, neben weiteren Beiträgen dieses Jahrbuchs, Armin Müller: Schwäbisch Hall 1914–1918. Eine Oberamtsstadt im Spiegel des 1. Weltkrieges. In: WFr 76 (1992), S. 275–284.

38 Viele davon sind in der Stuttgarter Landesbibliothek vorhanden.

gehörte eine 1920 erschienene Mozart-Biographie; sein Renommee belegt die Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften 1925. Er verstarb am 13. August 1927 in seiner Heimatstadt Stuttgart<sup>39</sup>.

39 *Dadelsen* (wie Anm. 2).

# **Einwanderung, Anerkennung, Ausweisung**

## Die schicksalhaften Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf hohenhlohische Migranten in Großbritannien

VON KARL-HEINZ WÜSTNER

### **Großbritannien als Zielland von Auswanderern aus Hohenlohe**

Für die meisten Auswanderer aus den Gebieten des heutigen Deutschland war im 19. Jahrhundert Nordamerika das bevorzugte Ziel. Andere Länder spielten für die Emigranten eine weniger gewichtige Rolle. Unter ihnen nahm jedoch Großbritannien eine bevorzugte Stellung ein<sup>1</sup>. Britische Publikationen, die sich mit der Einwanderung nach Großbritannien befassen, gehen ebenfalls auf diesen Sachverhalt ein<sup>2</sup>. Sie führen mehrere Berufssparten an, die insbesondere von deutschen Einwanderern besetzt waren. Als Schlüsselberufe sind dort Kaufleute, Händler, Ingenieure, Kellner, Friseure und Bäcker genannt. Keine dieser Beschäftigungen wird jedoch so exklusiv mit deutschen Immigranten in Verbindung gebracht, wie die Arbeit der Zuckersieder in den englischen Raffinerien und wie der Beruf des Schweinemetzgers<sup>3</sup>. Die Zuckersieder waren junge, männliche Einwanderer, die unter großer Hitze und körperlichen Strapazen in den Raffinerien das aus den Kolonien herbeigebrachte Zuckerrohr verarbeiteten.

1 Vgl. hierzu Horst *Rößler* / Margrit *Schulte Beerbühl*: Kaufleute und Zuckerbäcker. Zum Verhältnis von Migrations- und Familienforschung am Beispiel der deutschen Englandwanderung des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Die Maus. Gesellschaft für Familienforschung e.V. (Hg.): Über Bremen in die Welt, Bremen 2002, S. 108. Siehe dazu auch Stefan *Manz*: Migranten und Internierte – Deutsche in Glasgow 1864–1918. Stuttgart 2003.

2 Panikos *Panayi*: German Immigrants in Britain during the 19th Century, 1815–1914. Oxford 1995, S. 89. Panikos *Panayi* führt aus, dass Deutsche bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Großbritannien die größte Gruppe von Einwanderern aus Kontinentaleuropa stellten. Siehe hierzu auch Panikos *Panayi*: The Lancashire Anti-German Riots of May 1915, online edition, mhr\_02ii\_panayi, S. 3. Hier erläutert derselbe Autor, dass bis 1891 die Deutschen die größte Einwanderergruppe in England bildeten und in den Jahren danach lediglich von den eingewanderten russischen Juden zahlenmäßig auf die zweite Stelle verdrängt wurden.

3 Sue *Gibbons*: German Pork Butchers in Britain, Anglo-German Family History Publications. Maidenhead, England 2001, S. 9; Frank *Hatje*: Review of Migration and Transfer from Germany to Britain, c. 1660 to 1914, H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews, August 2003, S. 3f. URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=28202>, August 2003. S. 4, zuletzt aufgerufen am 11.05.2014; Robert *Winder*: Bloody Foreigners, The Story of Immigration to Britain. London 2004, S. 130.

Sie kamen zuallermeist aus einem landwirtschaftlich geprägten Bereich zwischen Unterweser und Niederelbe in Norddeutschland, der bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus dem Königreich Hannover angehörte<sup>4</sup>.

Jüngere Untersuchungen haben nun ergeben, dass gleichermaßen auch die Schweinemetzger aus einem geografisch eng begrenzten Gebiet in Großbritannien eingewandert waren. Sie entstammten dem nordöstlichen Teil Württembergs, den wir heute gemeinhin als Württembergisch Franken, oder auf die früheren Herrschaften bezogen und damit bodenständiger ausgedrückt, als Hohenlohe bezeichnen<sup>5</sup>.

### Großbritannien war schon früh eine boomende Industrienation

Als Antrieb für das Zustandekommen dieser ganz speziellen Migrationsbewegung aus Hohenlohe können mehrere Gründe angeführt werden. Zum einen gab es verschiedene Krisenzeiten in der Heimat und zwar sowohl politische als auch ökonomische, die die Bevölkerung unter Druck setzten und zum anderen war es die außerordentlich günstige Arbeitsplatzsituation im Zielland, die einen deutlichen Anziehungscharakter besaß. Die früh einsetzende und schnell um sich greifende Industrialisierung in Großbritannien mit wegweisenden Erfindungen im Maschinenbau und Textilgewerbe brachte einen rasanten wirtschaftlichen Aufschwung. Dazu kam der Status Großbritanniens als Weltmacht mit zahlreichen Kolonien. Mit den offenen Märkten im gesamten Gebiet des ‚British Empire‘ stieg das Königreich zur global agierenden Handelsnation auf.

Anders als im agrarisch geprägten Hohenlohe gab es also in Großbritannien schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts weitaus mehr Möglichkeiten, um Arbeit oder eine Anstellung zu finden und Geld zu verdienen. Damit war England schließlich als Einwanderungsland außerordentlich lukrativ geworden und es ergaben sich dort sehr wohl auch für Ausländer gute Chancen, eine eigene Lebensplanung in Angriff zu nehmen. Viele Einreisende lobten die „Erfolg versprechenden wirtschaftlichen Aussichten“, die „vergleichsweise liberale Gesellschaftsstruktur“ und die dort vorherrschende „Freizügigkeit des politischen

4 Albert Eduard *Rosenkranz*: Geschichte der deutschen evangelischen Kirche zu Liverpool, Ausland und Heimat. Stuttgart 1921, S. 27. Siehe dazu auch: *Rößler/Schulte Beerbühl* (wie Anm. 1), S. 108 f. Der britische König war bis 1837 in Personalunion auch der König von Hannover. Das bedeutete, dass die Hannoveraner Untertanen de facto auch britische Staatsbürger waren und so ohne große Formalitäten emigrieren und in Großbritannien einreisen konnten.

5 Karl-Heinz *Wüstner*: Deutsche Metzger in Großbritannien. Ihr Beitrag zur Ernährung der industriellen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. In: Mathias *Beer* (Hg.): Über den Tellerrand geschaut. Migration und Ernährung in historischer Perspektive (18. bis 20. Jahrhundert). (= Migration in Geschichte und Gegenwart 7). Essen 2014, S. 85 f. Siehe dazu auch: Margrit *Schulte Beerbühl*: Migration, Transfer and Appropriation: German Pork Butchers in Britain. In: Transfers – Interdisciplinary Journal of Mobility Studies, Volume 2, Number 3, Winter 2012, S. 97–119 (23).

Systems<sup>66</sup>. In der Tat ist die Einreisepolitik Großbritanniens im 19. Jahrhundert wenig restriktiv gewesen, zumal das Land selbst eher als Exporteur von Menschen galt, die in großer Zahl in den britischen Kolonien Basisarbeit leisteten. Demzufolge stand man Einwanderern nicht ablehnend gegenüber und so wurde im Laufe der Zeit in vielen Fällen auch von Württembergern die Auswanderung nach England als verheißungsvoll wahrgenommen und einer Auswanderung nach Amerika vorgezogen. Das erklärt aber nicht, warum gerade die Auswanderer aus dem nordöstlichen Landesteil, aus Hohenlohe, zumeist den Beruf des Metzgers, oder besser gesagt, den Beruf des Schweinemetzgers ausübten und damit im Zielland in eine gewinnbringende Marktnische vorstoßen konnten. Um plausible Gründe zu finden, muss man in der lokalen Geschichte unseres hohenlohisch-fränkischen Landstriches einen Schritt ins 18. Jahrhundert zurückgehen und dabei auch die Mechanismen von Kettenmigration ins Auge fassen.

### **Die Hohenloher etablierten sich als Schweinemetzger in einem Nischenberuf**

Die Anfänge der angesprochenen Kettenmigration sind bereits ins ausgehende 18. Jahrhundert zu datieren. Damals war es einigen Hohenloher Metzgern aus Künzelsau und Umgebung gelungen, in England Fuß zu fassen. Sie stammten in der Regel aus traditionsreichen Metzger- und Gastwirtsfamilien, die durch ausgedehnten Ochsenhandel mit Frankreich umfassende Auslandserfahrungen gesammelt hatten. Ihr berufliches Potential, ihre geschäftlichen Kenntnisse und ihr Weitblick ließen sie in England alsbald eine Marktlücke entdecken, nämlich die Schlachtung und Verarbeitung von Schweinen zu schmackhaften Fleischprodukten, zu Würsten, zu Schinken und zu vielfältigen anderen Delikatessen<sup>7</sup>. Mit den variationsreichen Nahrungsmitteln machten sie gute Geschäfte und es gereichte ihnen zu ergiebigen Einkünften und sozialer Sicherheit. Die Errungenschaften und die guten Perspektiven im fremden Land wurden nach Hause gemeldet und veranlassten zunächst vor allem Familienangehörige und Verwandte, den Vorausgegangenen zu folgen, natürlich ins gleiche, vielversprechende Gewerbe. Langsam kam eine klassische Kettenmigration in Gang, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer weitere Kreise zog. Die Hohenloher erkannten mehr und mehr, dass sie vor allem in der Hauptstadt und in den aufstrebenden Industrieregionen Nordenglands dauerhaft geschäftlichen Erfolg haben konnten, zumal eben dort die vom Land gekommenen Arbeitskräfte in den beengten Wohnverhältnissen der rasch wachsenden Industriestädte selbst keine eigenen Schweine mehr halten

6 Siehe dazu *Rößler/Schulte Beerbühl* (wie Anm. 1), S. 108.

7 Karl-Heinz *Wüstner*: Schinken, Wurst und Schweinefleisch – kulinarische Wege zum Erfolg. Wie hohenlohische Auswanderer im 19. Jahrhundert in Großbritannien als Metzger zu hohem Ansehen kamen. Ein mikrohistorischer Beitrag zur Diversifizierung der europäischen Migrationsforschung. Bislang unveröffentlichtes Manuskript im Besitz des Autors. Ilshofen 2012. S. 41 ff.



*Abb. 1: Die Metzgerei des Auswanderers Wilhelm Riedling in London. Wilhelm Riedling stammte aus Nagelsberg bei Künzelsau (Privatbesitz Familie Keßler, Nagelsberg).*

konnten<sup>8</sup>. Außerdem trugen die Frauen zum Familieneinkommen bei und waren gleichfalls in die industriellen Produktionsprozesse eingebunden<sup>9</sup>. Viele von ihnen fanden in den Textilfabriken mit Spinnen, Weben, Nähen und Färben eine dauerhafte Beschäftigung und hatten auf diese Weise wenig Zeit, um zu Hause für die Familie ordentliche Mahlzeiten zuzubereiten. „Sie hatten unter Umständen nicht einmal die Möglichkeit gehabt, das Kochen zu lernen, da ihre Mütter auf ähnliche Weise in den Fabriken beschäftigt waren“<sup>10</sup>. Das führte dazu, dass in den großen Textilstädten des Nordens ein „sehr bescheidenes kulinarisches Niveau“<sup>11</sup> vorherrschte. So stießen die Schweinemetzger auf ein vorbereitetes Feld,

8 George Steele: Living over the shop. Draft of an Open University dissertation. Arnside, England 1997, S. 2.

9 Ebd.

10 Robert Roberts: The classic slum. Salford life in the first quarter of the century (1971). In: George Dowe Smith/Daniel Dorling/Mary Shaw (Hg.): Poverty, inequality and health in Britain 1800–2000. A reader. Bristol 2001, S. 309.

11 Ebd.

das sie umgehend nutzten. Rasch haben sie begriffen, „dass die Art und die Vielfalt ihrer Metzgereiprodukte alles übertraf, was in den dortigen Haushalten gekocht wurde oder was in den konservativen englischen Läden erhältlich war“<sup>12</sup>. Mit ihren kostengünstig angebotenen Fleischwaren und Würsten trafen sie auf grundlegende Bedürfnisse der industriellen Gesellschaft. Jeder der zugereisten Metzger war versiert in der Herstellung wohlschmeckender kontinentaler Köstlichkeiten und „verwöhnte die englische Arbeiterklasse mit einer ganzen Reihe neuer Geschmacksempfindungen in Bezug auf gekochtes Fleisch“<sup>13</sup>. Mit fertig zubereiteten Mahlzeiten, warm in der Metzgerei serviert oder zum Mitnehmen in einem Tragegeschirr heiß gemacht<sup>14</sup>, etablierten sie die ersten „Take-away-Einrichtungen Großbritanniens“<sup>15</sup>. Da diese vorwiegend in Wohn- und Fabrikvierteln der sozial schwachen Arbeiterbevölkerung angesiedelt waren, sprach ein Vertreter der Londoner Metzgerinnung sogar vom „Restaurant des armen Mannes“<sup>16</sup>.

Die Metzgereien waren als Familienbetriebe organisiert, in denen Frauen und Kinder mithalfen und die zusätzlich Lehrlinge und Gesellen beschäftigten. Darüber hinaus zogen sie aus ihrer Heimat eine reichliche Anzahl an weiblichen Personen nach sich, die als Haushaltshilfen, Kindermädchen oder Verkaufspersonal ihr Auskommen fanden. Nicht wenige von ihnen wurden in der Folge als Ehefrauen erwählt und konnten dann als Geschäftsfrau einen deutlichen Statusgewinn für sich verbuchen.

### **Kettenmigration und Netzwerkbildung**

Je mehr positive Berichte nach Hause gemeldet wurden, desto mehr neue Glieder reihten sich in die Migrationskette ein. Die Hohenloher teilten den Markt untereinander auf. Sie bauten ihre Position in London aus und verbreiteten sich mit ihren Metzgergeschäften weiträumig über ganz Nordengland. Sie gelangten ebenso nach Schottland und nach Irland. Durch Eheschließungen innerhalb der Einwandererfamilien und durch das Einbeziehen von Verwandten, Nachbarn

12 Ebd.

13 Louis *Schonhut*: And then the sun shone. Eine Familienchronik der Schönhut-Familien in England. Im Besitz der Schönhut Familie, unveröffentlicht, nicht paginiert. Grange over Sands 1981. Kapitel I. Ich danke Frau Helen Struthers, geb. Schonhut aus Uxbridge für eine Kopie des Manuskripts.

14 Unveröffentlichtes Manuskript zur Firmengeschichte von ASDA, der heute zweitgrößten Supermarktkette Großbritanniens, S. 31. Zu den Vorläufern dieser Kette zählten mehrere Metzgereien des Einwanderers und späteren Firmenchefs Georg Friedrich Ziegler aus Ruppertshofen, Kreis Schwäbisch Hall. Ich danke Herrn Roy Bousfield aus Harrogate, England, für die Zusendung der Manuskriptauszüge, in denen der Verkauf warmer Mahlzeiten beschrieben ist.

15 *Gibbons* (wie Anm. 3), S. 11.

16 F. *Redman* in einer Versammlung der Londoner Schweinemetzger am 16. Mai 1895. Veröffentlicht in: *The Meat Trades Journal*. Zitiert in *Gibbons* (wie Anm. 3). S. 27 f.



*Abb. 2: Jugendlicher Metzgerlehrling vor dem Metzgergeschäft Kümmerer in Musselburgh, Schottland (Privatbesitz Familie Kümmerer, Jungholzhausen).*

und Bekannten aus der Heimat schufen die Metzger im Nischengeschäft der Schweineschlachtereier enghmaschige familiäre Geflechte von transnationaler Dimension. Den Hohenloher Einwanderern gelang es somit, ein berufsbezogenes Netzwerk zu etablieren, das länderübergreifend funktionierte. Längst waren nicht mehr nur die ursprünglichen Metzger beteiligt, sondern zur Mitte des 19. Jahrhunderts kamen immer mehr Bauernsöhne und auch Handwerker aus anderen Berufen nach, die im Zielland ins Metzgergeschäft einstiegen. Als schließlich ab den 1870er Jahren noch mehr Menschen im florierenden und expandierenden Gewerbe benötigt wurden, entsandte die heimische Bevölkerung ihre Kinder nach Großbritannien. Oft wurden diese schon gleich nach der Konfirmation mit 14 oder 15 Jahren auf die Reise geschickt, damit sie in der Fremde bei einem verwandten oder bekannten Meister eine tüchtige Ausbildung erhielten. Auf diese Weise sollte für sie dann später der Weg in die eigene Selbständigkeit geebnet werden.

### **Sozialer Aufstieg: Anerkennung im Beruf und Übernahme verantwortlicher Positionen in der britischen Vorkriegs-Gesellschaft**

Die Versorgung der Bevölkerung mit qualitativ hochwertigen und doch preiswerten Fleisch- und Wurstspezialitäten machte die Metzger zu angesehenen Bürgern. So trug zum einen der Wissens- und Kompetenztransfer aus dem Heimatland zur hohen Reputation der hohenlohischen Metzger bei, gleichfalls wurden auch ihre Strebsamkeit und ihr Fleiß bewundert. Es blieb in der Folge nicht aus, dass ihr Selbstverständnis hinsichtlich ihres Berufsstandes und ebenso ihre Stellung im fremden Land gestärkt wurden.

Sie waren geachtet, erfuhren Anerkennung und ließen sich mit Stolz ihre deutschen Namen in großen Lettern über die Ladenfronten pinseln, die sie dann bewusst als Markenzeichen einsetzten<sup>17</sup>. Ein deutscher Name über dem Metzgerladen signalisierte der Kundschaft beste Qualität und höchsten Genuss. Viele der so Geschätzten wurden in leitende Gremien der Metzgerinnung oder in öffentliche Ämter gewählt. Im Norden von Yorkshire genoss Karl H. Schumm aus Adolzfurt außergewöhnliche Anerkennung. Im „Meat Trades' Journal“ wurde er als der „tatkräftige Präsident der Metzgerinnung in Middlesbrough gewürdigt“<sup>18</sup>. Der Metzger Friedrich Dümmler amtierte als Präsident der Innung in Gateshead<sup>19</sup> und Friedrich Schuch aus Eichswiesen bei Schrozberg erwarb sich hohe Verdienste als Mitglied des „Komitees der vereinigten Gesellschaften des Fleischhandelsgewerbes in London“<sup>20</sup>.

Selbst im Tod kann an der Anteilnahme abgelesen werden, wie beliebt und bedeutsam ein Einwanderer in der Gemeinde war. So steht beim Heimgang des verstorbenen Metzgers Johann Kuch aus Blaubach bei Blaufelden in einem Zeitungsbericht der Shields Daily Gazette aus dem Jahr 1895:

*Der Leichnam des dahingeschiedenen Herrn Johann Kuch, der in South Shields für viele Jahre ein bedeutendes Geschäft als Schweinemetzger geführt hatte, wurde am Sonntag im Harton Friedhof zur Ruhe gebettet. Der Verstorbene war weithin bekannt, er stand in hohem Ansehen und viele Metzger aus Middlesbrough, Sunderland, North Shields und South Shields nahmen an der Bestattung teil. Obwohl 20 Kutschen für den Transport der Trauernden angemietet worden waren, kam außerdem noch eine große Zahl von ihnen zu Fuß zum Friedhof und machten das Begräbnis zu einem der größten seit langer Zeit<sup>21</sup>.*

17 In einem Artikel in *The Times* vom 28. Februar 1910 wird auf diesen Umstand im Zusammenhang mit den Läden von deutschen Bäckern in London hingewiesen, wo es heißt, dass der deutsche Bäcker mit seinem Namen über den prunkvollen Läden protzt: “[...] he flaunts his name over the palatial shops [...]“. Zitiert in: Panikos *Panayi*: Spicing up Britain. The Multicultural History of British Food. London 2008. S. 113.

18 Meat Trades' Journal vom 30. April 1914. Zitiert in *Gibbons*, (wie Anm. 3), S. 37f.

19 Meat Trades' Journal vom 20. Februar 1913. Zitiert in *Gibbons* (wie Anm. 3), S. 33.

20 Meat Trades' Journal vom 26. Juni 1913. Zitiert in *Gibbons* (wie Anm. 3), S. 35.

21 *The Shields Daily Gazette and Shipping Telegraph* vom Dienstag, 18. Juni 1895. S. 3. Ich danke Frau Dorothy Ramser aus Falicon/Frankreich für die Zusendung des Artikels.



*Abb. 3: Ladengeschäft des Metzgers Georg Funk in Sheffield. In großen Buchstaben ließ er zu Werbezwecken seinen Namen groß auf die Front und die seitliche Wand seiner Metzgerei schreiben. Georg Funk stammte aus Belsenberg. (Privatbesitz Familie Ford, Huddersfield-Netherton).*

Schließlich kann von der Metzgerei Schönhut in Rotherham berichtet werden, dass Frederick Schonhut im Jahr 1898 in den Stadtrat gewählt wurde und dort von 1904 bis 1911 die Position eines Rats Herrn innehatte<sup>22</sup>. Ein weiteres Mit-

<sup>22</sup> *Rotherham Advertiser* vom 24. Juni 1977. In dem Zeitungsbericht wird das schwierige Schicksal der Schönhut-Einwandererfamilie in Rotherham über die Zeit vor und während des Ersten Welt-

glied der Familie, ebenfalls ein Frederick Schonhut, war Schulleiter und als Dirigent eines Chores eine gleichermaßen anerkannte und führende Persönlichkeit im musikalischen und kulturellen Leben der Stadt<sup>23</sup>.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Hohenloher Metzgerfamilien also auf dem besten Weg zur Assimilation, zur vollkommenen Eingliederung in die britische Gesellschaft.

Doch es kam anders. Die hohe Politik machte allem einen Strich durch die Rechnung.

### Von hoher Wertschätzung zu massiver Ablehnung

Mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges änderte sich die Situation der hohenloherischen Metzger auf drastische Weise. Über Nacht waren sie zu Feinden geworden und wurden auch als solche behandelt.

Wie ist solch ein radikaler Sinneswandel, solch ein Bruch im Verhältnis zwischen den zuvor hoch geachteten, anerkannten und zum Teil seit langer Zeit naturalisierten, also zu Briten gewordenen Bürgern und der einheimischen Bevölkerung zu erklären? Wie konnte es kommen, dass regelmäßige Kunden, die an einem Tag noch im Metzgerladen einkauften, dann am Tag darauf hasserfüllt mit Pflastersteinen die Schaufensterscheiben einwarfen<sup>24</sup>?

An dieser Stelle müssen wir einen kurzen Blick zurück in die Geschichte machen und das politische Verhältnis der beiden Staaten zueinander im ausgehenden 19. Jahrhundert, dem viktorianischen Zeitalter und dem beginnenden 20. Jahrhundert, der Eduardischen Ära näher beleuchten:

Seit Jahrhunderten waren die Franzosen der traditionelle Feind der Briten gewesen und nicht die Deutschen. Letztere erfreuten sich stattdessen hoher Wertschätzung. Man erinnerte sich noch gerne an Prinz Albert, den Gemahl Königin Viktorias aus dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha und auch daran, dass die Preußen den Engländern beim Sieg über Napoleon zur Seite standen. Noch im vierten Quartal des 19. Jahrhunderts gab es also keine Antipathie gegenüber den Deutschen, sie waren eher bewundert als unbeliebt<sup>25</sup>.

krieges in Erinnerung gerufen. Ich danke Frau Helen Struthers, geb. Schonhut aus Uxbridge für die Überlassung einer Kopie des Artikels. Zum selben Sachverhalt siehe auch Panikos *Panayi: The Enemy in our Midst – Germans in Britain during the First World War*. Providence/Oxford 1991, S. 249.

23 *Rotherham Advertiser* vom 24. Juni 1977 (wie Anm. 22).

24 Charles Dietz aus London in zwei E-Mails am 14. und 15. März 2010. Charles Dietz gibt die Berichte seiner Großmutter wieder, die im Laden war, als der Mob im Mai 1915 das Metzgereigeschäft Melsheimer in London angriff: [...] *she recognized some of the faces in the crowd – they were familiar people, in this case regular customers.* [...] *The fact the shop sold cooked food is also evident from another part of the description of the attack: that she recognized the faces of people in the crowd who came from the local factory to buy food at lunchtime.*

25 *Schonhut* (wie Anm. 13): Am Beginn von Kapitel I.

### **Einwanderung als Bedrohung staatlicher Souveränität**

Mit zunehmender Einwanderung, und zwar nicht nur von Deutschen, sondern auch von Juden aus Osteuropa, von Russen und von Italienern, entstand um die Jahrhundertwende langsam eine ausgeprägte Reserviertheit gegenüber Fremden. In übler und verallgemeinernder Typisierung sprach man vom „russischen Einbrecher, vom polnischen Dieb, vom italienischen Messerstecher und vom deutschen Betrüger“<sup>26</sup>. „Propagandisten behaupteten, dass die Neuankömmlinge Arbeit wegnähmen, den Einheimischen manches Gewerbe streitig machten, Lohndumping betrieben und für Mieterhöhungen verantwortlich seien, da sie bereit wären, mehr für Unterkünfte zu bezahlen. Darüber hinaus betrachteten die fremdenfeindlichen Agitatoren die Immigranten als unhygienisch und als unehrlich“<sup>27</sup>. Politisch reagierte man mit dem Aliens Act, einem Ausländergesetz im Jahr 1905. Zum ersten Mal in der Geschichte Großbritanniens wurden Einwanderer einer Kontrolle unterzogen, sie wurden registriert und die Verantwortung darüber dem Innenministerium übertragen. Das Gesetz richtete sich vornehmlich gegen Armutsflüchtlinge aus Osteuropa<sup>28</sup>.

### **Die Entwicklung anti-deutscher Gefühle**

Die zunehmend aufkommenden Ressentiments gegen die Mitbürger deutschen Ursprungs gründeten sich auf mehrere Pfeiler: da gab es zunächst Spannungen auf politischer und diplomatischer Ebene, die sich bereits Anfang der 1890er Jahre abzeichneten. Imperialistische Interessen liefen einander zuwider und mündeten 1904 in die gegen Deutschland gerichtete ‚Entente cordiale‘ zwischen Frankreich und England unter späterer Einbeziehung von Russland. Daneben kam es während der beiden Marokkokrisen zu Konflikten zwischen den Entente-Mächten und dem Deutschen Reich, wobei sich letzteres deutlich benachteiligt sah. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. drohte mehrfach mit Krieg und legte ein Flottenbauprogramm auf, das in Größe und Umfang geeignet schien, die Vormachtstellung der britischen Flotte in Frage zu stellen. Die Briten empfanden darin nicht nur eine Bedrohung ihrer Sicherheit, sondern auch eine Gefährdung ihres hegemonialen Anspruchs, eine führende Weltmacht zu bleiben. Neben der militärischen und maritimen Gegnerschaft etablierte sich letztlich eine gravierende wirtschaftliche Rivalität zwischen den beiden Staaten<sup>29</sup>. Die steigende Feindseligkeit gegenüber der deutschen Nation fand bald ihren Niederschlag im Umgang mit den Deutschen und auch den Briten deutschen Ursprungs im eige-

26 Bernard *Gainer*: *The Alien Invasion*. London 1972, S. 204.

27 *Panayi* (wie Anm. 22), S. 27. *Panayi* bezieht sich auf Aussagen von *Gainer* (wie Anm. 26).

28 *Panayi* (wie Anm. 22), S. 28.

29 *Ebd.*, S. 30.

nen Land<sup>30</sup>. Vor allem in den Mittel- und Unterschichten kursierten wilde Gerüchte, die den Deutschen großangelegte Industrie- und Militärspionage vorwarfen. Arbeitgeber „glaubten, dass die Deutschen, die sie einstellten, ihre Geschäftsmethoden ausspähten und sie nach ihrer Rückkehr nach Deutschland übernehmen, was zu einem erhöhten wirtschaftlichen Wettbewerb führen würde“<sup>31</sup>. Spionageromane mit den Deutschen als potenziellen Invasoren hatten Hochkonjunktur. Unter ihnen befand sich das Werk von Walter Wood: „Der Feind in unserer Mitte“<sup>32</sup>. Als Resultat sahen sich bald alle Deutschen im Land, selbst die seit Generationen ansässigen, friedlichen und unschuldigen Bürger mit bösen Verdächtigungen und Unterstellungen konfrontiert. Ein ranghoher Militär, Colonel Daniel Driscoll, verstieg sich sogar zu der Behauptung: „[...] mitten unter uns und unter dem Schutz der britischen Flagge leben 350 000 deutsche Soldaten, mehr als die Hälfte der deutschen Armee zu Friedenszeiten“<sup>33</sup>. All dies gereichte dazu, die anti-deutsche Stimmung weiter anzuhetzen und die Presse auf dieselbe Linie zu bringen<sup>34</sup>.

Als dann am 4. August 1914 Großbritannien in den Krieg eintrat, wurde nur einen Tag danach der Aliens Act von 1905 zum Aliens Restriction Act, einem ‚Ausländerbeschränkungsgesetz‘ ausgebaut. Fortan durften Angehörige der feindlichen Nationen nicht mehr ohne ein spezielles Genehmigungspapier ein- oder ausreisen und das auch nur in besonders dafür vorgesehenen Häfen. Alle in Großbritannien befindlichen Deutschen mussten sich unverzüglich registrieren lassen. Viele wurden aus bestimmten Gegenden verbannt, in denen sich kriegswichtige Infrastruktur wie Eisenbahn- oder Hafenanlagen befanden, oder in denen sensible militärische Einrichtungen angesiedelt waren. Über die gesamte Dauer des Krieges durften sich Deutsche ohne besondere Genehmigung nicht weiter als fünf Meilen von ihrem Wohnort entfernen und ihnen wurde auferlegt, sich in regelmäßigen Abständen bei ihrer örtlichen Polizeidienststelle zu melden<sup>35</sup>. Gleichermäßen ermächtigte das Gesetz die Behörden, feindliche Ausländer und damit vor allem Deutsche zu deportieren oder in Internierungslagern gefangen zu halten<sup>36</sup>.

Deutsche Einwohner, die der Spionage verdächtig waren, oder die ursprünglich in ihrem Heimatland beim Militär leitende Funktionen innehatten, wurden verhaftet, interniert und als Kriegsgefangene behandelt. Männliche Bewohner, die nicht im wehrfähigen Alter waren, wurden repatriert, also nach Deutschland

30 Ebd.

31 *Panayi*, Anti-German Riots (wie Anm. 2), S. 4.

32 *Panayi* (wie Anm. 22), S. 34.

33 Zitiert in C. Lowe: About German Spies. Contemporary Review 87 (1910), S. 53.

34 *Panayi* (wie Anm. 31). Es war vor allem die *Daily Mail*, die dauerhaft vor den militärischen Intentionen des Deutschen Reiches warnte. Die Warnungen wurden von weiteren Zeitungen übernommen, was nach dem Kriegsausbruch die Regierung dazu übergehen ließ, eine Politik der Internierung von Männern aus dem feindlichen Ausland zu betreiben.

35 *Panayi* (wie Anm. 22), S. 50 ff.

36 Ebd., S. 71 ff.

zurückgeschickt, genauso Frauen und Kinder<sup>37</sup>. Die Angehörigen einer feindlichen Nation im wehrfähigen Alter verbrachte man in Sammellager, wo sie den Status von Zivilgefangenen innehatten.

### Ausschreitungen gegen langjährige Mithbürger deutscher Herkunft

Im Verlauf des Krieges kam es schließlich aus verschiedenen Anlässen zu plötzlich und spontan auftretenden deutschenfeindlichen Ausschreitungen gegen Zivilbewohner. Sie wurden hauptsächlich durch Zeitungsberichte hervorgerufen, die Besonderheiten im Kriegsverlauf nachdrücklich herausstrichen und verurteilten. Als Beispiele seien angebliche Gräueltaten durch deutsches Militär an unschuldiger Bevölkerung im neutralen Belgien genannt<sup>38</sup> oder auch der menschenverachtende Einsatz von Giftgas im Schlachtgeschehen<sup>39</sup>. Beides war in den Bestimmungen der Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung als Bruch des internationalen Völkerrechts definiert.

Als gravierendstes und einschneidendstes Ereignis muss in diesem Zusammenhang jedoch die Versenkung des britischen Liniendampfers „Lusitania“ durch ein deutsches U-Boot am Freitag, dem 7. Mai 1915, vor der südirischen Küste gesehen werden. Es kamen 1 198 Menschen ums Leben, darunter 94 Kinder. Die „Lusitania“ war verdächtigt worden, Kriegsmaterial aus den USA nach England

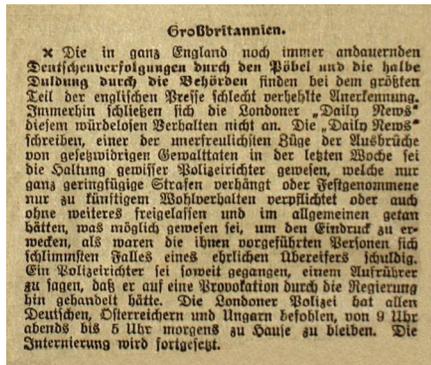


Abb. 4: Bericht in der Öhringer Zeitung „Hohenloher Bote“ vom 19. Mai 1915 über die Ausschreitungen gegen deutschstämmige Mithbürger im Anschluss an die Versenkung der „Lusitania“. (Ich danke Herrn Frank Stransky aus Öhringen für die Zusendung des Zeitungsausschnitts).

37 Ebd., S. 70 ff.

38 Ebd., S. 226.

39 The *Newcastle Daily Journal* vom Donnerstag, 13. Mai 1915. S. 5. Ich danke Frau Dorothy Ramser aus Falicon für die Zusendung des Artikels.

transportiert zu haben (was nach heutigem Kenntnisstand auch durchaus zutrifft, jedoch von England 1915 heftig abgestritten wurde).

Der anschließende Protest gegen eine derartige Aktion des Kriegsgegners verlagerter sich geradewegs auf die Straße. Die Vergeltungsaktionen richteten sich ohne Ansehen der Person gegen alles, was auch nur auf Deutschtum hinwies. Als der Pöbel zu Tausenden auf die Straße ging, mussten vor allem die Geschäfte der deutschen Metzger und ihre Besitzer darunter leiden, „die als hauptsächliche Symbolfiguren für deutschen Einfluss in Großbritannien betrachtet wurden“<sup>40</sup>. Der Heimathafen der „Lusitania“ war Liverpool gewesen und so begann auch dort die Welle der Übergriffe auf die Läden mit deutschen Namen über den Türen.

### **Einzelschicksale am Beispiel von Familien hohenlohischen Ursprungs**

Der „Crosby Herald“, eine Tageszeitung, beschreibt einen der Vorgänge in der Stadt mit folgenden Worten:

*Einer, der am meisten unter den Ausschreitungen litt, war Wilhelm Dimler aus dem Litherland Park, ein Mann, der die britische Staatsbürgerschaft erworben hat und dessen Läden in Liverpool und Bootle vollkommen zerstört wurden. Als die Kunde am Montag eintraf, dass sich die Unruhe weiter ausbreitete, verließ Frau Dimler mit ihrer Familie den Wohnsitz am frühen Montagabend. Das war gut so, denn später, in der Nacht, stattete der Mob dem Grundstück einen Besuch ab und als die Leute das Haus verlassen und verschlossen vorfanden, begannen sie, alles zu zerstören, was sie nur konnten. Die Fenster wurden eingeschlagen und es entstand ein beträchtlicher Schaden an der Rückseite des Gebäudes. Einer der Unruhestifter versuchte sogar, das Haus anzuzünden, indem er durch ein zerbrochenes Fenster in einen der hinteren Räume eindrang und dort ein Bündel Lumpen in Brand setzte. Die Polizei war machtlos, da die Angreifer äußerst bedrohlich auftraten und der Widerstand, den sie der Polizei entgegensetzten, nicht zu brechen war<sup>41</sup>. Wilhelm Dimler stammte aus Raboldshausen bei Blaufelden. Just zur selben Zeit als er und seine Familie wegen ihres deutschen Namens und ihrer deutschen Herkunft zu Opfern der gewalttätigen Übergriffe wurde, dienten zwei seiner Söhne in der britischen Armee<sup>42</sup>.*

Auch ein Sohn der Familie Reising aus Liverpool war zum Dienst in der britischen Armee eingezogen worden, während sein Vetter aus Künzelsau im Krieg auf deutscher Seite kämpfte. Damit ist auch klar, dass sich eng miteinander verwandte junge Männer im Felde gegenüber stehen konnten. Eine solche Situation

40 Panikos *Panayi*: Spicing up Britain. The Multicultural History of British Food. London 2008, S. 114.

41 Auszug aus dem Bericht des *Crosby Herald* vom 22. Mai 1915.

42 Liverpool And Merseyside Remembered. Anti German Riots. In: <http://liverpoolremembrance.weebly.com/anti-german-riots.html>. Zuletzt aufgerufen am 11. Mai 2013.

empfand die Mutter von Frederick Reisig in Liverpool als besonders unerträglich<sup>43</sup>.

Ungeachtet solcher Konstellationen gingen in Liverpool die Unruhen weiter. Im Liverpool Echo konnte man die folgende Schilderung der Geschehnisse lesen: *Ein großes Metzgergeschäft an der Ecke Smithdown Road und Arundel Avenue wurde vollkommen zerstört. Alle Fenster sind eingeschlagen und die Vorräte in Beschlag genommen oder auf die Straße geworfen worden. Frauen schleuderten sich ganze Stränge von aneinander gereihten Würsten entgegen und in einer benachbarten Straße ging eine Frau auf ihre Knie und schrubkte den Gehweg mit einer Keule Schweineschinken. Andere Frauen hatten ihre Schürzen mit Schweinefleisch und Schinken gefüllt und gingen damit nach Hause. Nachdem der Laden geplündert war, drangen die Angreifer eine Treppe höher ins Wohnzimmer ein und hinterließen Verwüstung überall. Das Klavier wurde zu Kleinholz zertrümmert und hinaus auf die Straße geworfen. Ein Mann kam zu dem klaffenden Loch, wo das Fenster zur Straßenseite gewesen war, schwang einen prächtigen Spiegel über seinem Kopf und zertrümmerte ihn unter dem lauten Beifall der darunter befindlichen Menschenmenge auf dem steinernen Fenstersims in Scherben<sup>44</sup>.*

Es wird berichtet, dass sich die Familie im Kleiderschrank versteckte, um sich vor den Invasoren zu schützen<sup>45</sup>. Bei der Metzgerei handelte es sich um das Geschäft von Heinrich Rutsch. Rutsch stammte aus Oberregenbach an der Jagst.

Wie sehr die Familie unter den politischen Verhältnissen und den feindseligen Vorgängen litt, kann daran ermessen werden, dass Heinrich Rutsch nach den Angriffen einen Antrag auf Anglisierung seines Namens stellte. Damit wollte er weitere Anfeindungen und geschäftliche Einbußen für die Zukunft vermeiden. Ab Februar 1916 wurde ihm amtlicherseits das Führen des Namens "Henry Rudge" gestattet<sup>46</sup>.

Die Ausschreitungen in Liverpool zogen sich über das ganze Wochenende bis zum Dienstag der folgenden Woche hin<sup>47</sup> und der Mob richtete unermesslichen Sachschaden an. Unter den angegriffenen Läden in Liverpool war auch die Metzgerei der Familie Yaag. Die Jaags stammten ursprünglich aus Kocherstetten.

43 Ich danke Herrn George Frederick Peter *Lambert* aus Worksop, Nottinghamshire, für die Zusage und Kommentierung von zwei Fotos, die die Vettern Frederick Reisig aus Liverpool und Robert Reisig aus Künzelsau in ihrer jeweiligen Militäruniform zeigen.

44 *Liverpool Echo* vom 11. Mai 1915.

45 Liverpool And Merseyside Remembered. Anti German Riots (wie Anm. 42).

46 *London Gazette* vom 11. Februar 1916.

47 Albert *Rosenkranz*: Geschichte der deutschen evangelischen Kirche zu Liverpool. Stuttgart 1921, S. 210.

### Die Ausbreitung der Unruhen über das ganze Land

Im Verlauf der neuen Woche verbreitete sich die unguete und gereizte Stimmung unter der Bevölkerung über das gesamte Land.

Ein weiterer Schwerpunkt der Unruhen entstand im Londoner East End, einem vorwiegend von Arbeitern bewohnten Stadtbezirk. Dort zogen die aufgeputschten Menschenmassen ebenfalls von Laden zu Laden und richteten verheerende Zerstörungen an. Als die Metzgerei des aus Eschelbach bei Öhringen stammenden Friedrich Ickinger in Poplar das Ziel der Ausschreitungen werden sollte, „stand die Polizei tatenlos dabei“. Doch die Frau des Metzgers wusste sich zu



*Abb. 5: Das zerstörte und geplünderte Geschäft des Metzgers Christian Jaag (anglisiert Yaag) in Liverpool. Die Auswandererfamilie Jaag stammte aus Kocherstetten. (Ich danke Herrn John Ashcroft aus Bracknell für die Zusendung des Fotos).*

helfen. Aus einem oberen Stockwerk „streute sie ein Fass mit Pfeffer über den gewaltbereiten Demonstranten aus“. Dies und der glücklicherweise einsetzende Regen führten dazu, dass sich die Menge auflöste bevor größerer Schaden zu beklagen war<sup>48</sup>.

48 Eric Ickinger: The Ickinger Family History. Unveröffentlichte Familiengeschichte. Felixstowe 2014, S. 2. Ich danke Herrn Eric Ickinger für die Zusendung seines Manuskripts.

Aus South Shields an der englischen Nordostküste vernehmen wir eine noch drastischere Schilderung der Vorgänge: *Die gewaltige anti-deutsche Stimmung, die seit Tagen in den Gassen spürbar war, erreichte South Shields am Samstagabend. Den ganzen Tag lag schon Unheil in der Luft, das schließlich am Abend in gewalttätigen Angriffen auf sieben verschiedene Läden von deutschen Schweinemetzgern gipfelte. Es war kurz nach neun, als eine Menschenmenge aus Jugendlichen sowie jungen Frauen und Männern bedrohlich über den Marktplatz marschierte und auf Höhe des Ladens von Metzger Seitz Aufstellung bezog. Immer größere Menschenmassen strömten nach und etwa zwanzig Minuten später müssen 6 000 oder 7 000 Leute dort gewesen sein. Schrille Schreie von Frauen hallten über den Platz ‚Denkt an die Lusitania‘, und es folgte das laute Klirren von berstendem Glas, als die Schaufensterscheiben des Ladens unter einem Hagel von Steinen in tausend Stücke brachen. Die Polizei war machtlos gegen die Menge und bevor das eilends um Hilfe hinzugerufene Militär eintraf, hatten sich die Menschenmassen zu den Läden von Friedrich Sieber und Johann Hertrich begeben und auch sie zerstört<sup>49</sup>.*

Der Metzger Seitz war aus Hohebach, Sieber war aus Schwäbisch Hall und Hertrich aus Belsenberg.

### Internierung und Deportation

Viele der in dieser Woche angegriffenen Familien wurden zu ihrer eigenen Sicherheit auf die Polizeiwachen gebracht. Andere fanden Unterschlupf bei Freunden und wohlgesonnenen Bekannten oder in kirchlichen Institutionen<sup>50</sup>. Allerdings waren die Behörden von der Gewalt und vom Ausmaß der Ausschreitungen höchst überrascht und reagierten auf die ablehnende Gefühlslage der Bevölkerung umgehend. Noch im gleichen Monat wurde eine Vielzahl der ausländischen Bürger im Rahmen des Alien Restriction Acts, des Ausländerbeschränkungs-gesetzes arrestiert und in die bestehenden Gefangenenlager verbracht<sup>51</sup>. Dies geschah teilweise unter dem Aspekt, die Betroffenen schützen zu wollen, hauptsächlich aber war es eine Maßnahme, um die aufgebrachte Bevölkerung zu beruhigen<sup>52</sup>. Im Camp Knockaloe auf der Insel Man fragten die Behörden im

49 The Shields Daily Gazette vom 17. Mai 1915. Zitiert in Gibbons (wie Anm. 3), S. 57 f.

50 Rosenkranz (wie Anm. 47), S. 210. Rosenkranz schreibt: „Die Männer waren von der Polizei sofort in Haft genommen und schon um ihrer eigenen Sicherheit willen ins Gefangenenlager gebracht worden. Die Frauen und Kinder hatten nur teilweise bei Bekannten Unterkunft finden können, da sich in jenen Tagen jeder, der einen Deutschen beherbergte, einem feindlichen Angriff der Menge aussetzte. Die Quäker ließen sich freilich auch hierdurch nicht abhalten, ihre Häuser den Flüchtlingen zu öffnen. Eine ganze Anzahl war ferner in den städtischen Armenhäusern untergekommen, konnte aber naturgemäß dort auch nicht dauernd bleiben. In dieser Lage gab die Behörde den einzigen Rat, die Frauen möchten mit den Kindern nach Deutschland zurückkehren [...]“.

51 Ebd., S. 210–212.

52 Vgl. den Abstract von Nicoletta Gullace: Friends, Aliens and Enemies. Fictive Communities

Mai 1915 an „ob das Lager erweitert werden könne, um 5000 weitere Gefangene aufzunehmen“. Das Lager wurde schließlich um 15 000 Plätze erweitert<sup>53</sup>. Für die nun zuhauf zurückgebliebenen Ehefrauen und Kinder wurden Repatriierungsmaßnahmen eingeleitet, die das Ziel hatten, die vaterlos verbliebenen Familien nach Deutschland zu deportieren.

### Der Metzger Friedrich Kuch aus Alkertshausen

Einer der auf der Insel Man Internierten war der Metzger Frederick Cook aus Newcastle upon Tyne. Er hieß ursprünglich Friedrich Kuch und stammte aus Alkertshausen bei Blaufelden. Seine Frau war eine geborene Kress aus Schwäbisch Hall. Aus der Familie sind Aufzeichnungen erhalten, die die Vorgänge bei seinem Abtransport ins Internierungslager Knockaloe beschreiben<sup>54</sup>.

Den Verwandten wurde zwar gesagt, dass sie sich von den Verhafteten am Hauptbahnhof von Newcastle upon Tyne verabschieden könnten, doch verhinderten die Wachen einen persönlichen Kontakt, nicht einmal ein letzter Gruß durch Winken konnte in der angespannten Atmosphäre und unter der Vielzahl von Menschen den Liebsten erreichen, bevor er von den Aufsehern in den Zug gedrängt wurde. Es sollte das letzte Mal gewesen sein, dass Fritz Kuch seine Frau überhaupt noch einmal sehen konnte<sup>55</sup>. Rosa Kuch und ihre drei kleinen Kinder im Alter von weniger als sieben Jahren wurden repatriert, also nach Deutschland zurückgeschickt. Bei einem Fotografen in der Stadt ließ die Familie noch schnell ein Foto machen, um es dem Vater in der Gefangenschaft als Erinnerung zu schicken. Gleich darauf ging es auf ein Schiff, das im Hafen bereitstand. Alle Ankommenden versah man mit einem vorbereiteten Schild, das sie an einer Kette um den Hals tragen mussten. Auf dem Schild waren die Personalien aufgedruckt, so dass die Frauen und Kinder bei der Überfahrt über die Nordsee im Falle einer Torpedierung oder einem Auflaufen auf eine Mine identifiziert werden konnten<sup>56</sup>. Man kann sich schwerlich vorstellen, welchem Leid, welchen Ängsten und welcher psychischen Belastung die Mütter und Kinder anlässlich solcher Gegebenheiten und solcher Unsicherheiten ausgesetzt waren. Die Schiffe, die derartige Deportationen in die alte Heimat vornahmen, waren vom holländischen Roten Kreuz eingesetzt worden. Sie brachten die Rückkehrer

and the Lusitania Riots of 1915. *Journal of Social History* 39, Number 2, Winter 2005. In: <http://muse.jhu.edu/journals/jsh/summary/v039/39.2gullace.html>. Zuletzt aufgerufen am 17. August 2014.

53 B.E. *Sargeaunt*: *The Isle of Man and the Great War*. Douglas, 1920. Zitiert in Yvonne M. *Cresswell* (Hg.): *Living with the Wire – Civilian Internment in the Isle of Man during the two World Wars*. Douglas 1994, S. 14.

54 Dorothy *Ramser*: *Fritz & Rosa Kuch My Grandparents – A family torn apart by nations at War*. Unveröffentlichte Familiengeschichte. Falicon, Frankreich, 2014, S. 2 f.

55 Ebd., S. 3.

56 Ebd., S. 4.

zunächst zu einem Hafen in den neutralen Niederlanden, von wo sie per Bahn an eine deutsche Grenzstation gelangten. Dort erfolgte eine Übergabe an die deutschen Behörden, die anschließend den Weitertransport organisierten und Freifahrtscheine für die deutsche Reichsbahn bis zum Zielort ausstellten<sup>57</sup>.

Der Zielort von Rosa Kuch und ihren Kindern war der Bahnhof in Blaufelden. Von dort ging es weiter auf den Bauernhof der Schwiegereltern in Alkertshausen. Das ganze Geschehen, der Transport durch die Kriegszone, die Bedrohung durch die deutschen Seestreitkräfte, das Gefühl des hilflosen Ausgeliefertseins und der Ungewissheit haben bei Rosa Kuch unauslöschliche Spuren hinterlassen. Zwar war sie nun in Alkertshausen mit ihren Kindern in Sicherheit vor kriegerischer Einwirkung, dennoch bedrückte sie die Trennung von ihrem Mann aufs Äußerste und die unbestimmte Zukunft tat ein Übriges. Ihre Beängstigung, Betrübnis und Besorgnis führten zu einem Leidensdruck, dem sie bald nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Nur kurze Zeit nach der Ankunft in ihrer ursprünglichen hohenlohischen Heimat litt sie zunehmend unter gesundheitlichen Störungen. Sie starb im März 1916 im Alter von nur 34 Jahren<sup>58</sup>. Als ihr Mann Fritz Kuch unvermittelt im Gefangenenlager vom Tod seiner Frau erfuhr, stand er so unter Schock, dass er für zwei Tage erblindete<sup>59</sup>. Der Gedanke an seine nunmehr mutterlosen Kinder machte ihn hoffnungslos. Die Kinder wuchsen bei den Großeltern auf und wurden eingeschult. Ihr Schulweg führte sie durch einen Nachbarort, wo sie von anderen Kindern jeden Tag unter einem Hagel von Steinwürfen empfangen wurden, begleitet von den Rufen: „Kuch, Engländer, Kuch, Engländer“. Ihr Schicksal wollte es, dass sie in jedem der beiden Länder auf der falschen Seite waren. Das hatte auch auf die Kinder gravierende seelische Auswirkungen, unter denen sie noch lange litten<sup>60</sup>.

57 Richard *Noschke*: Diary of Richard Noschke. In: An Insight into Civilian Internment in Britain during WW I. From the Diary of Richard Noschke and a short Essay by Rudolf Rocker. Maidenhead 1998. Reprinted in 2002, S. 20.

58 Pfarrarchiv der evangelischen Kirchengemeinde Herrentierbach. Eintrag im Sterberegister vom 10. März 1916.

59 *Ramser* (wie Anm. 54), S. 4.

60 Ebd., S. 18 f. Eric *Ickinger* berichtet in seiner Familiengeschichte eine vergleichbare Situation, die die Kinder des Londoner Metzgers Friedrich Ickinger betraf. Nach seiner Internierung auf der Insel Man waren diese 1915 zusammen mit ihrer Mutter ausgewiesen worden. Die Frau ging mit den Kindern in ihren Heimatort Ohrnberg am Kocher zurück. Die Jugendlichen des Dorfes warteten auf der Kochebrücke und wenn die Ickinger-Kinder sich anschickten, die Brücke zu überqueren, skandierten die Jugendlichen: „Die Engländer kommen, die Engländer kommen“. Ickinger beklagt, dass sie in England die Feinde waren und als Hunnen bezeichnet wurden, um dann in Deutschland als ebenso ungebetene Feinde geächtet zu werden. *Ickinger* (wie Anm. 48), S. 2, und in einer E-Mail am 12. August 2014.

## Der Metzger Ernst Rutsch aus Oberreggenbach

Ein ganz ähnliches Schicksal widerfuhr der Familie des Metzgers Ernst Rutsch aus Oberreggenbach. Ernst war der Bruder von Heinrich Rutsch, von dem zuvor schon berichtet wurde. Wie jener hatte Ernst Rutsch ebenfalls eine gut gehende Metzgerei in Liverpool. Ernst Rutsch wurde bereits im Herbst 1914 verhaftet und in das Lager Knockaloe auf der Insel Man gebracht. Seine aus Sülz bei Gottwollshausen stammende Ehefrau Rösle, geb. Kimmich, musste schließlich nach den Lusitania-Unruhen im Mai 1915 das Land verlassen. Die britischen Behörden wiesen sie zusammen mit ihren drei Kindern, zwei Mädchen und einem Jungen, aus England aus und schickten sie nach Deutschland zurück. Die nun vaterlos nach Württemberg zurückgekehrte Familie fand zunächst Unterschlupf bei Rösles Bruder auf dessen Bauernhof in Sülz. Dort war es aber nicht leicht, die vier so plötzlich und unvorhergesehen eingetroffenen Personen auf Dauer zu versorgen und ihnen Räumlichkeiten zur eigenen Nutzung sowie ein Bett zur Verfügung zu stellen. So wurden die Kinder einzeln in die Obhut von Verwandten gegeben. Annie Rutsch, die im Jahr 1902 als zweites Kind des Ehepaares Rutsch geborene Tochter, kam in eine Familie nach Gerabronn. Dort ging sie bis zu ihrer Konfirmation im Jahr 1916 weiter zur Schule<sup>61</sup>.

Annie war in Liverpool zweisprachig aufgewachsen. Sie musste dort an den Vormittagen pflichtgemäß eine englische Schule besuchen und sie nahm jeweils nachmittags zusätzlich am Unterricht in der deutschen Schule teil, die von der deutschen evangelischen Kirche in Liverpool eingerichtet worden war. Nach der Konfirmation kam Annie Rutsch nach Eltershofen bei Schwäbisch Hall, wo sie beim Bauern Friedrich Rößler als Kindermädchen arbeitete.

Ungeachtet der Tatsache, dass das Leben in den Hohenloher Dörfern für das Großstadtmädchen eine einschneidende Umstellung bedeutet haben muss, so fiel es ihr mit dem Selbstverständnis, die vielversprechende Tochter eines urban geprägten Geschäftsmannes zu sein, sicher auch nicht leicht, einen Dienst als Kindermädchen auf einem Bauernhof abzuleisten. Viel stärker dürfte sich aber die Tatsache auf ihre Psyche gelegt haben, dass sie, vom Vater getrennt und zwischen zwei Nationen stehend, eine ungewisse und unvorhersehbare Zukunft vor sich hatte. Der erklärte Berufswunsch des begabten Mädchens war der einer Musiklehrerin gewesen. Im Hintergrund standen darüber hinaus immer auch noch die Todesängste, die sie während der ‚Lusitania Riots‘ durchlebte und bei denen sie zusammen mit ihrer Mutter und den Geschwistern in Liverpool unter die Betten im Schlafzimmer flüchten musste, um nicht von den Pflastersteinen getroffen zu werden, die die aufgebrachte britische Bevölkerung voller Hass durch die Fensterscheiben schleuderte.

61 Diese und die weiteren Angaben zur Familie Rutsch und deren Geschichte vor, während und nach dem 1. Weltkrieg verdanke ich Herrn Heiner Kübler aus Breitenstein anlässlich eines Interviews am 13. Juni 2014. Herr Heiner Kübler ist der Sohn von Annie Rutsch.



*Abb. 6: Der Metzger Ernst Rutsch aus Oberregenbach während seiner Internierung vor der Hütte B2 im Camp Knockaloe auf der Insel Man in der Irischen See. Ernst Rutsch sitzt auf dem Stuhl links mit verschränkten Armen über der nach vorne gewandten Stuhllehne.  
(Privatbesitz Familie Kübler, Kupfer)*

Am 30. September 1917 schrieb Ernst Rutsch einen Brief aus der Gefangenschaft an seine ausgewiesene Tochter Annie. Der Brief beginnt mit folgenden Worten:

*My dearly beloved Annie! We too have every reason to praise the Lord for his loving kindness & all that he has bestowed upon us particularly during these last a few years, yes indeed I am not able to thank him half enough for all the blessings he bestowed on me and all of us [...]*<sup>62</sup>.

Um die Situation des Internierten genauer einschätzen und seine Gefühlswelt verstehen zu können, soll der gesamte Wortlaut des Briefes hier auf Deutsch wiedergegeben werden:

*Meine liebe geliebte Annie. Auch wir haben jeden Grund, den Herrn für seine Liebe und Freundlichkeit zu preisen und auch für das, was er uns geschenkt hat, besonders während der letzten paar Jahre, jawohl und ich bin nicht einmal*

62 Ich danke Herrn Heiner Kübler aus Breitenstein für eine Kopie des Briefes.

*nur halbwegs in der Lage, ihm für all die Segnungen, die er mir und uns gegeben hat, zu danken. Ich muss leider sagen, dass es in dieser Welt nur sehr wenige Menschen gibt, die anerkennen, dass es einen allmächtigen Gott gibt, durch dessen Gnade wir auf dieser Welt leben, und deshalb, liebe Annie, soll uns niemand den starken Glauben an Gott unseren Erretter nehmen. Ich bin hoch erfreut über deinen lieben Brief, den ich heute zusammen mit einem von Mutter erhalten habe und danke dir herzlich für den Brief und das Päckchen, das ich gestern erhielt. Es enthielt ein Glas Honig, 9 Stück Zucker, einige getrocknete Pflaumen und Birnen und eine Tafel Schokolade, alles in gutem Zustand. Es freut mich, dass es euch gut geht und ich danke Gott, dass es auch mir gut geht, obwohl die Arbeit in der Küche manchmal für mich ein bisschen schwer ist. Ich möchte solange als möglich in der Küche arbeiten, weil ich meine Umgebung vergesse, während ich arbeite.*

Zunächst verwundert es, dass Ernst Rutsch den Brief an seine Tochter auf Englisch verfasste. Englisch war für ihn ursprünglich ja eine Fremdsprache, die er aber nach über 20-jährigem Aufenthalt in England außerordentlich gut beherrschte. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass das Schreiben auf Englisch der Zensur geschuldet war und der Brief auf diese Weise wohl schneller die Kontrollen durchlaufen konnte. Aus seinen Worten spricht zum einen eine tiefe Religiosität, wobei er in über der Hälfte der Brieflänge auf die Segnungen abhebt, die ihm in den letzten Jahren widerfahren sind – und das, obwohl er sich schon seit mehr als zwei Jahren in einem Gefangenenlager befand, getrennt von Frau und Kindern sowie seines Besitzes und seiner Berufsausübung als selbständiger Metzger beraubt. Gewiss war dieses Bekenntnis des Wohlergehens neben der ehrlich zum Ausdruck gebrachten Gottesliebe auch ein taktischer Schachzug, um der Lagerverwaltung gegenüber Loyalität zu signalisieren und seine Situation im Lager nicht mit Klagen unnötig zu verschärfen.

Lediglich im letzten Satz lässt er anklingen, dass es ihm doch nicht so gut geht und er die Arbeit in der Lagerküche als schwer empfindet. Dennoch möchte er dort bleiben, denn er sagt, dass er *während der Arbeit seine Umgebung ein bisschen vergisst*. Damit bringt er letztlich zum Ausdruck, dass er sich im Lager nicht wohl fühlt und ihn die Beschäftigung in der Küche von der familiären Trennung, der Trostlosigkeit des Lagerlebens und der Niedergedrücktheit in der Gefangenschaft ablenkt.

Die genaue Nennung der bei ihm eingetroffenen Lebensmittel ist eine Maßnahme, um den Absendern zu Hause eine Möglichkeit der Überprüfung zu bieten, ob auch wirklich alles ankam was abgeschickt wurde, und nicht etwa Teile der Sendung im Zuge einer Kontrolle auf unberechtigte Weise vor der Aushändigung des Paketes entnommen worden waren.

Der Metzger Rutsch kam nach dem Krieg nach Gelbingen. Im Diakonissenkrankenhaus konnte er sich erneut eine Metzgerei einrichten und dadurch für sein Auskommen sorgen. Aus finanzieller Sicht kam ihm dabei die Tatsache zu Hilfe,

dass sowohl er als auch seine Frau bei Heimatbesuchen vor dem Krieg regelmäßig einen Teil ihres englischen Vermögens in Goldmünzen nach Deutschland schmuggelten und dieses Geld auf einer Schwäbisch Haller Bank gewinnbringend anlegten.

### **Der Metzger Christian Dietz aus Steinkirchen**

Doch nicht immer verlief eine Rückkehr und Eingliederung in Deutschland so scheinbar unproblematisch wie bei Ernst Rutsch und seiner Familie. Wer so wie Rutsch keine britische Staatsbürgerschaft hatte, sah sich nach der Entlassung aus der Gefangenschaft oft auch als Mann einer zwangsweisen Repatriierung ausgesetzt. Mitunter hatten die Ausgewiesenen aber durch ihren Jahrzehnte währenden Aufenthalt in Großbritannien die Bindungen zu ihrer alten Heimat verloren und taten sich schwer, irgendwo Fuß zu fassen und sich in der ihnen fremd gewordenen deutschen Gesellschaft zurechtzufinden. Vielfach bedeutete dies, dass sich die Ausgewiesenen oder freiwillig Zurückgekehrten vollkommen neu orientieren mussten, um sich wiederum eine Erwerbsgrundlage aufbauen zu können. Mancher, der sich mit einer solchen Situation konfrontiert sah, wäre gerne in England geblieben, doch war es für die deutsche Minderheit auch in Großbritannien äußerst schwierig geworden, nach dem Krieg wieder ihre Geschäfte aufzunehmen oder ganz neu zu beginnen<sup>63</sup>. So geschah es auch mit Christian Dietz aus Steinkirchen. Er war in sehr jungen Jahren ebenfalls nach Liverpool ausgewandert. Dort fand er eine Hohenloherin, Margarete Albrecht aus Schrozberg, die er 1901 heiratete und mit ihr zusammen eine Familie gründete. Sein Metzgergeschäft war sehr erfolgreich und in den Jahren bis 1911 wurden dem Ehepaar vier Kinder geboren. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges internierte man Christian Dietz im Stobs Camp im Süden von Schottland<sup>64</sup>.

Seine Frau und die vier kleinen Kinder, drei Buben und ein Mädchen, waren nach Deutschland zurückgeschickt worden. Sie fanden Zuflucht auf dem Hof von Margaretes Bruder. Manchmal wurden dadurch die Essensrationen knapp und die Frau und die Kinder mussten für ihre Unterkunft und Verpflegung hart arbeiten<sup>65</sup>.

63 *Panayi*, Anti-German riots (wie Anm. 2), S. 10. Panayi berichtet, dass die Zahl der deutschen Bevölkerung in Großbritannien im Jahr 1914 vor dem Kriegsausbruch mehr als doppelt so hoch gewesen sei (57.500) als im Jahr 1919 nach dem Ende des Krieges (22.254). Im Londoner Adressbuch waren im Jahr 1862 insgesamt 285 Schweinemetzer zumeist deutschen Ursprungs registriert, während es im Jahr 1924 nur noch 89 waren. Ich danke Herrn Charles Kaye aus Alton, England, für die Zusendung der entsprechenden Daten am 14. März 2011.

64 Mündliche Auskunft von Herrn Christopher Moss aus Liverpool, dem Enkel von Christian Dietz und Margarete, geb. Albrecht im Rahmen eines Interviews am 16. Oktober 2010 in Liverpool. Die Angaben wurden anhand der Aufzeichnungen im Archiv der Deutschen Evangelischen Kirche in Liverpool geprüft und bestätigt.

65 Auskunft von Herrn Walter Albrecht aus Schrozberg bei einem Interview am 30. Oktober 2012.



*Abb. 7: Ein vom Metzger Christian Dietz aus Steinkirchen während seiner Gefangenschaft im Lager Stobs in Südschottland beschnitztes Horn eines Widders. Der Schriftzug lautet: Erinnerung aus dem Lager Stobs 1916. (Ich danke Herrn Christopher Moss aus Liverpool für die Zusendung des Fotos).*

Im Jahr 1919 kam Christian Dietz aus dem Gefangenenlager frei und machte sich sogleich auf den Weg zu seiner Frau und Kindern nach Deutschland. In Langenburg eröffnete das Ehepaar einen Gemischtwarenladen. Das Wiedersehen nach der langen, entbehrungsreichen Haft hat auch dazu geführt, dass in dem Hohenloher Residenzstädtchen 1921 ein weiteres Kind geboren wurde<sup>66</sup>. Es war Rudolph Erich Dietz.

Offensichtlich wurden die Erwartungen der Familie in Deutschland nicht erfüllt. Im Jahr 1929 kehrte Christian Dietz mit seinen ältesten Söhnen nach Liverpool zurück und begann dort erneut ein Metzgergeschäft. Drei Jahre später holte er seine Frau mit der Tochter und dem kleinen Rudolph Erich nach.

In Liverpool nahm Dietz schließlich die britische Staatsbürgerschaft an und nannte sich nun um in „Deane“. Der kleine Rudolph Erich aber war nach wie vor Deutscher. Er wurde in Liverpool konfirmiert und wuchs heran. Als er 18 Jahre alt war und der Zweite Weltkrieg ausbrach, erhielt er einen Musterungsbescheid von der englischen Armee. Als diese feststellte, dass er Deutscher war, verhafteten sie ihn umgehend und verbrachten ihn, wie 25 Jahre zuvor seinen Vater, in ein Internierungslager. Er musste wie viele andere Hohenloher im Ersten Weltkrieg nach Knockaloe auf der Insel Man in der Irischen See<sup>67</sup>.

<sup>66</sup> Evangelische Kirchengemeinde Langenburg, Familien-Register III, S. 110 und Taufbuch 1884–1988, Jahrgang 1921.

<sup>67</sup> Moss (wie Anm. 64).



*Abb. 8: Das von Christian Dietz bearbeitete Widderhorn zeigt auf der gegenüber liegenden Seite das Motiv eines Maiglöckchens.  
(Ich danke Herrn Christopher Moss aus Liverpool für die Zusendung des Fotos.)*

### **Rückkehrer aus England**

Ich möchte noch weitere Rückkehrerbeispiele anfügen, um zu zeigen, wie vielfältig die durch den Krieg hervorgerufenen Leidensgeschichten sein konnten. Da ist zum einen die Geschichte des Metzgergehilfen Karl Vogelmann aus Unterheimbach, der mit einer Engländerin verheiratet war. Nach seiner Internierung, aus der er am 20. Januar 1918 entlassen wurde, ging er mit seiner Frau und drei Kindern nach Deutschland in seinen Heimatort zurück. Offenbar kam die Frau bei den früheren Feinden und ohne ausreichende deutsche Sprachkenntnisse in dem kleinen Dorf im fremden Land nicht zurecht. Möglicherweise war dies dann auch ein Grund, dass es zum Zerwürfnis in der Ehe kam. Auf jeden Fall kehrte die Frau am 30. März 1921 mit den drei Kindern alleine nach England zurück. Karl Vogelmann wandte sich daraufhin mit einem Scheidungsantrag an die Ortsverwaltung. Diese leitete das Gesuch im Jahr 1923 an die Verwaltung des zuständigen Oberamts Weinsberg zur Bearbeitung und zur Beschlussfassung weiter<sup>68</sup>.

<sup>68</sup> Gemeindearchiv Unterheimbach. Schreiben der Gemeindeverwaltung Unterheimbach an das Oberamt Weinsberg wegen der Scheidungssache des Karl Vogelmann im Jahr 1923.

## Internierung von Engländern in Deutschland

Ein zweites Beispiel zeigt, dass sich auch die Deutschen gegenüber englischen Zivilisten im Krieg nicht besser verhielten, als es die Engländer gegenüber den Deutschen taten. Der Morsbacher Einwanderer Georg Friedrich Hohenrein war 1848 als 16-Jähriger nach England gekommen, wo er zunächst am Mytongate im Hafen von Kingston upon Hull bei einem Künzelsauer Metzger namens Friedrich arbeitete. Schon 1850 konnte er sich selbständig machen und eröffnete in Hull ein eigenes Metzgergeschäft<sup>69</sup>. Mit seiner Frau Katharine Christine geb. Meyer aus Künzelsau gründete er eine Familie. Sein Geschäft ging gut und weitete sich immer mehr aus. Bei seinem Tod im Jahr 1902 hinterließ er das beträchtliche Vermögen von nahezu 70.000 Pfund. Die beiden Metzgerläden gingen an Georg Wilhelm oder George William Hohenrein, seinen ältesten Sohn<sup>70</sup>. Dieser hatte die britische Staatsbürgerschaft und war verheiratet mit Julie, geb. Biermann, der Tochter einer Künzelsauer Metzgers- und Gastwirtsfamilie.

Als die Frau sehr krank wurde, entschloss sich die Familie nach Deutschland zu kommen, um dort bei verändertem Klima und guter ärztlicher Betreuung eine gesundheitliche Verbesserung für sie zu erreichen. Die Geschäfte in Hull wurden an den jüngeren Bruder Charles Henry Hohenrein übergeben, der sie im Sinne des Vaters weiterführte und sogar internationale Preise in Wien, Paris und Brüssel für seine Wurstwaren erzielte<sup>71</sup>.

Der nach Deutschland gegangene Georg Wilhelm kaufte 1907 in Würzburg ein Haus und ließ sich dort nieder. Seine beiden Kinder Wilhelm, geb. 1896, und Else, geb. 1898, waren dabei und gingen in Würzburg zur Schule<sup>72</sup>.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, stellten die Behörden schnell fest, dass die Zugezogenen nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, sondern dem Feindesland England zugehörig waren. Die Folge war, dass sowohl das Familieneroberhaupt Georg Wilhelm Hohenrein, damals 49 Jahre alt, als auch sein nunmehr 18-jähriger Sohn Wilhelm verhaftet wurden.

Beide schickte man nach Berlin-Ruhleben, wo das Deutsche Reich auf dem Gelände einer Trabrennbahn genauso ein Internierungslager eingerichtet hatte, wie die Engländer auf der Insel Man<sup>73</sup>.

Nach dem Krieg konnten die zwei Männer wieder nach Würzburg zurückkehren. Mehrere Besuche bei Bruder und Onkel in Hull fanden im Anschluss statt. Doch trotz aller Unannehmlichkeiten während des Krieges blieb die Familie in Deutschland<sup>74</sup>. Der junge Wilhelm Hohenrein studierte Medizin, promovierte

69 John *Markham*: A Family at War. In: Keep the Home Fires Burning. Beverly 1988, S. 32.

70 Ebd., S. 34.

71 Ebd.

72 StadtA Würzburg, Grundlisten der Jahre 1907 und folgende.

73 Christopher *Paton*: The Ruhleben Story, The Prisoners of Ruhleben Civilian Internment Camp 1914–1918. In: <http://ruhleben.tripod.com/id7.html>, zuletzt aufgerufen am 18. August 2014.

74 StadtA Würzburg, Einwohnermeldebögen Hohenrein.

und erwarb den Dokortitel. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1933 zog er nach Heilbronn, wo er als Arzt arbeitete. Das gnadenlose Schicksal wollte es, dass er dort unter dem Bombenhagel britischer Flugzeuge und dem anschließenden Feuersturm am 4. Dezember 1944 ums Leben kam<sup>75</sup>.

Ein glücklicheres Schicksal widerfuhr seiner Schwester Else Hohenrein. Sie heiratete einen Alfred Leonhardt Bartelmeh, der in Durham in England als Sohn eines Schweinemetzgers aus Gütbach aufgewachsen war. Das Ehepaar wanderte Anfang der zwanziger Jahre nach Los Angeles in Kalifornien aus und nannte sich von da an nicht mehr Bartelmeh, sondern nur noch Bartel. In Los Angeles kam 1923 eine Tochter des Paares zur Welt, die eine ausgesprochene Schönheit werden sollte. Ihr Name war Jean Bartel. Sie ging auf die Universität, genoss eine Gesangsausbildung und hatte schauspielerisches Talent. Mit ihren besonderen Fähigkeiten schaffte sie es, Sängerin und Schauspielerin zu werden. Man engagierte sie am Broadway in New York für Musicalauftritte und sie spielte in verschiedenen Hollywood-Produktionen mit. Ihre Popularität wuchs von Auftritt zu Auftritt und 1943 erreichte sie das Traumziel aller hübschen Mädchen: Sie wurde zur Miss Amerika gekürt<sup>76</sup>. Jean Bartel erreichte ein hohes Alter und starb im März 2011 mit 87 Jahren in Brentwood in Kalifornien<sup>77</sup>.

### **Rückkehrer und der Zweite Weltkrieg**

Es soll an dieser Stelle noch auf einen Aspekt eingegangen werden, der die Rolle der Rückkehrer zum Zeitpunkt des ausgehenden Zweiten Weltkrieges beleuchtet. Ein Vierteljahrhundert nach ihrer Ausweisung aus England oder ihrer freiwilligen Ausreise waren zumindest diejenigen, die in ihren Ortschaften wieder Fuß fassen konnten, ordentlich in die Dorfgemeinschaft integriert. Mehrere von ihnen erwarben sich besondere Verdienste, als Hohenlohe im April 1945 zum Schauplatz letzter erbitterter Gefechte zwischen amerikanischen Truppen und auf dem Rückzug befindlichen deutschen Einheiten wurde. Nun waren ihre Kenntnisse der englischen Sprache sehr gefragt und mancher Bürgermeister nutzte sie, um in Verhandlungen mit den Amerikanern zu versuchen, sein Dorf unbeschadet über die letzten Kriegstage hinwegzuretten. Auf der anderen Seite waren sie ebenso willkommene Ansprechpartner für die Amerikaner. Da konnte es zum Beispiel um solch alltägliche Dinge wie die Requirierung von Lebensmitteln oder die Zubereitung von Mahlzeiten gehen, wie es in Unterregenbach geschah. Dort wohnte die Familie Hollenbach unmittelbar neben der Jagst. Frau Hollenbach war in London aufgewachsen, wo ihr aus Zell bei Schrozberg stam-

75 *Markham* (wie Anm. 69), S. 51.

76 *Ebd.*, S. 52.

77 Miss America. Style, Service, Scholarship and Success. In: <http://www.missamerica.org/our-miss-americas/1940/1943.aspx>. Zuletzt aufgerufen am 18. August 2014.

mender Vater namens Ulm eine Metzgerei betrieben hatte. Die amerikanischen Soldaten kamen gerne zu ihr in die Stube, denn sie konnten sich gut mit ihr unterhalten und sie bekamen Eier und gebackenen Fisch aus der Jagst, den sie zuvor mit Handgranaten abgefischt hatten<sup>78</sup>.

In Ilshofen hatte der Metzger Gronbach aus Söllbot nach seiner Internierung und Ausweisung aus England das Gasthaus ‚Zum Lamm‘ übernommen. Hier war es seine in England geborene Tochter, die in den letzten Kriegstagen bei Verhandlungen mit den Amerikanern Dienste als Dolmetscherin leistete<sup>79</sup>. In Mäusdorf betraute man beim Einrücken der Amerikaner den aus England zurückgekehrten Metzger Heinrich Burkert in gleicher Weise mit entsprechenden Übersetzungsaufgaben. Er war im Dorf als ausgesprochener Gegner der Nazis bekannt<sup>80</sup>.

Ein weiterer Bericht liegt aus Ohrnberg vor. Als die Amerikaner die Häuser zur Quartiernahme durchkämmten, stießen sie auf die im Ersten Weltkrieg aus London mit ihren Kindern ausgewiesene Marie Ickinger. „Nur kurz nach dem Eintreffen der Amerikaner im Ort rief man sie zum Kommandostand des Majors. Sie war die Einzige weit und breit, die der englischen Sprache mächtig war. So wurde sie dem Kompaniechef, einem jungen Hauptmann, unterstellt und übersetzte fortan alle Anweisungen und Befehle, an wen sie auch immer gerichtet waren. [...] Als die Amerikaner später Ohrnberg in südlicher Richtung wieder verließen, klopfte es an ihrer Türe und der amerikanische Hauptmann kletterte aus seinem Jeep, salutierte und sagte: *Danke Frau Ickinger für all Ihre Hilfe*“<sup>81</sup>.

Die genannten Beispiele zeigen, dass die zurückgekehrten Metzger mit ihren guten englischen Sprachkenntnissen wohl keinen Einfluss auf die Strategie und die Kriegsführung der einmarschierenden Truppen nehmen konnten. Heldentaten in der Abwehr von Unheil gab es sicher nicht. Der Verdienst der Beteiligten lag vielmehr darin, dass sie als Dolmetscher die wichtigsten Anweisungen der Amerikaner schnell und unmissverständlich an die verantwortlichen Personen und die Bevölkerung ihrer Orte weitergeben konnten. Umgekehrt konnten sie die Nöte der Zivilbevölkerung gegenüber den fremden Streitkräften klar und deutlich zum Ausdruck bringen. Somit waren sie in der Lage, zur schnellen Klärung von Missverständnissen und zur Entspannung mancher schwierigen Situation beizutragen.

78 Freundliche Mitteilung von Herrn Karl Kircher aus Oedheim am Kocher, der in Unterreggenbach aufgewachsen ist.

79 Ich bedanke mich für den Hinweis bei Friedrich Brunner aus Ilshofen.

80 Freundliche Mitteilung von Herrn Heiner Werner aus Vellberg.

81 *Ickinger* (wie Anm. 48), S. 5. Anmerkung des Verfassers: Ickinger beschreibt die guten Englischkenntnisse seiner Großmutter als einzigartig weit und breit. Das war aber sicher nicht der Fall, denn aus England war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges eine größere Zahl an Metzgern in ihren Heimatort Ohrnberg zurückgekehrt. In den Familienbüchern des Ohrnberger Standesamtes sind die Namen Pfisterer, Röger, Schneider, Schäfer und Utz vermerkt. Ich danke Herrn Frank Stransky aus Öhringen für die entsprechende Nachricht.

### **Die hohenlohischen Familien in der britischen Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg**

Was geschah nach dem Krieg und nach der Internierung mit den in Großbritannien verbliebenen Metzgerfamilien?

Diejenigen, die im Lande bleiben konnten, und das waren zumeist Einwanderer mit britischer Staatsangehörigkeit, anglisierten ihren Namen oder veränderten ihn komplett in einen englischen, um künftig weiterer Stigmatisierung zu entgehen. Einige dieser Namensänderungen sind bereits angeklungen, weitere können einen detaillierteren Einblick in die Verfahrensweisen vermitteln. Oft schon genügte eine wörtliche Übersetzung ins Englische, wie bei Grün – Green, Schmidt – Smith, Schneider – Taylor, Vogelmann – Birdman. Bei anderen wurde die deutsche Aussprache in eine englische Schreibweise umgeändert. Beispiele hierfür sind Bauer zu Bower, Heinzmann zu Hinesman, Meinikheim zu Mynekhy-me, Mögerle zu Mogerley und Schürle zu Shirley. In den allermeisten Fällen wählten die Betroffenen jedoch eine künftige Identifikation, die gar keine Rückschlüsse mehr auf den ursprünglichen Namen zuließ. So entstanden folgende Änderungen: Aus Dietz wurde Deane, die Hohenrein nannten sich in einem Familienzweig um in Hall und in einem anderen in Ross, aus Kellermann wurde Kaye, aus Schönhut Sinclair und die Reisig firmierten zukünftig unter Roberts. Gleichmaßen war es für die Familien von Vorteil, jederzeit die Loyalität zum britischen Königshaus öffentlich und eindringlich zur Schau zu stellen, so wie es in der Nachkriegszeit durch entsprechende Dekoration am Gebäude und im Schaufenster immer dann geschah, wenn royale oder nationale Feierlichkeiten anstanden. Die Söhne der vom Krieg, von Ausschreitungen und von Internierung betroffenen Schweinemetzger waren häufig bereits vor oder während der Kriegszeit in die britische Armee einberufen worden, wo sie allerdings in den meisten Fällen keinen Dienst an der Waffe verrichten mussten. Ihre soldatische Vergangenheit wurde in ihren Wohnvierteln wahrgenommen und gewürdigt. So setzte die Nachfolgegeneration alles daran, ihren deutschen Ursprung nicht öffentlich werden zu lassen, um weiterer Ablehnung zu begegnen und mögliche Geschäftseinbußen zu vermeiden. Erneut trat in den Familien der Folgegenerationen eine immer stärker werdende Assimilation, eine Eingliederung in die britische Gesellschaft ein, die keine Unterschiede mehr deutlich werden ließ und die gezwungenermaßen die Pflege und Konservierung ihrer deutschen Abstammung überdeckte. Erst jetzt, in den Nachfolgegenerationen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, nach einer langen Zeit des Friedens und nach Eheschließungen mit britischen Partnern entsteht bei den Deutschstämmigen eine Rückbesinnung auf ihre Wurzeln und sie zeigen mithin ein verstärktes Interesse an ihrer Herkunft. Eine solche Hingabe wird derzeit in Großbritannien durch einen ausgeprägten



*Abb. 9: Die Metzgerei des aus Hohenberg bei Wolpertshausen stammenden Georg Grün in Congleton. Eindringlich stellt der Auswanderer mit Plakaten und Spruchbändern in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg seine Loyalität gegenüber dem britischen Königshaus zur Schau.  
(Privatbesitz Familie Stone, Bristol)*

Aufschwung genealogischen Bewusstseins und damit einhergehender und verbreiteter genealogischer Forschung unterstützt und vorangetrieben<sup>82</sup>.

82 Im Jahr 1987 wurde in Großbritannien die Anglo-German Family History Society (AGFHS)

### Fazit

Abschließend ist festzuhalten: Viele junge Männer und Frauen aus Hohenlohe wanderten im Verlauf des 19. Jahrhunderts in Großbritannien ein, um dort ein gesichertes Auskommen zu finden. Dies gelang ihnen vorzüglich im Nischenberuf des Schweinemetzgers. Ihre Produkte stießen auf regen Zuspruch, sie konnten gutes Geld verdienen und sie waren allseits geachtet und anerkannt. Ihre gesellschaftliche Integration war im ausgehenden 19. Jahrhundert weit fortgeschritten. Die Möglichkeit zur Weiterentwicklung wurde jedoch durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges jäh unterbunden. Ohne ihr Zutun und ohne sich wehren zu können ist ihnen die Politik der damaligen Großmächte zum Verhängnis geworden. Plötzlich waren die Deutschen die Feinde und sahen sich politisch geschürter Missbilligung gegenüber. Intoleranz führte zu tiefgreifender Ablehnung, ja zu Ausschreitungen, zu gewalttätigen Angriffen und zur Zerstörung der Geschäfte. Unsägliches Leid kam über die Familien, in denen die Männer interniert und die Frauen und Kinder nach Deutschland zurückgeschickt wurden. Dort fanden sie nicht immer den erhofften Anschluss und die nach dem Krieg zurückgekehrten Männer taten sich schwer, sich erneut eine Erwerbsgrundlage aufzubauen. In zahlreichen Fällen war das mit Fleiß und Schweiß aufgebaute Lebenswerk zerstört, mehrfach auch die Familie auseinandergerissen. Die beschriebenen Schicksale spiegeln eine schmerzliche und beklagenswerte, jedoch bislang weitgehend unbekannt Facette des Ersten Weltkrieges wider.

gegründet. Man könnte die Bezeichnung etwa mit ‚Englisch-Deutscher Familien-Geschichtsverein‘ übersetzen. Die zahlreichen Mitglieder sind in aller Regel Nachfahren von deutschen Einwanderern. Außerdem hat sich ein Internet-Forum für die Erforschung und den Austausch genealogischer Daten herausgebildet (RootsChat), das unter anderem auch eine Datei abrufbar hält, in der vor allem die Hohenloher Schweinemetzger und deren Angestellte registriert sind: [http://surname.rootschat.com/lexicon/dbsig/index.php?dbsig\\_name=German+Pork+Butchers](http://surname.rootschat.com/lexicon/dbsig/index.php?dbsig_name=German+Pork+Butchers), zuletzt aufgerufen am 7. August 2014.

## Neue Bücher

Daniel K u h n : Als der Krieg vor der Haustür stand. Der Erste Weltkrieg in Baden und Württemberg. Tübingen (Silberburg) 2014. 220 S., 105 Fotografien und Abb.

Beim ersten Durchblättern fällt dem Leser sofort das markante Layout des Buches auf: Jedes der insgesamt sechs Kapitel wird mit einer in dunkelrot gehaltenen Doppelseite eröffnet. Auf der linken oberen Hälfte befindet sich jeweils eine Fotografie mit knapper Beschriftung. Der Rest der Doppelseite bleibt leer, sie starrt den Betrachter in einem satten, fast aggressiv wirkenden Rot an. Assoziationen von Blut und Feuer werden wach. Durch die Mitte der Doppelseite zieht sich ein schmaler, schwarzer Balken, in dem sich der Titel des jeweiligen Kapitels befindet. In griffigen Gegensatzpaaren lauten diese: *Fronterlebnis und Heimatfront*, *Ohnmacht und Mangel* oder *Widerstand und Friedenshoffnungen*. Durch die Darstellung zieht sich also gewissermaßen ein hier in Schwarz erscheinender roter Faden. Das Leitmotiv der Zerrissenheit klingt bereits auf der Titelseite an: Es zeigt eine Fotografie mit abmarschierenden Soldaten. Durch das Bild geht ein breiter Riss, der den Blick auf einen roten Untergrund freigibt. Fazit: Ungewöhnlich und gewagt, aber auch gelungen.

Kommen wir zum Inhalt: Der Aufbau ist im Wesentlichen chronologisch, gegliedert nach den fünf Kriegsjahren. Geschichte verbindet der Autor dabei das Frontgeschehen mit den Ereignissen an der „Heimatfront“ in Württemberg und Baden. Bei der Schilderung des Kriegsgeschehens dominiert die Perspektive des einfachen Soldaten. Über die Korrespondenz zwischen Front und Heimat in Form der damaligen Feldpost gelingt es dem Autor, Gefühle und Stimmungen auf beiden Seiten aufeinander zu beziehen. Auf diese Weise wird der intensive und oft sehr einfühlsame Kommunikationsprozess deutlich, der milliardenfach in diesem Krieg stattfand. Bei Kuhn erfährt man, dass die Feldpost ein ständiges Hin und Her war und keineswegs einseitig, wie man es aus den vielfach publizierten Frontbriefen kennt. Vieles davon war im Übrigen belanglos, wie die meisten Postkarten heute auch.

Die gute Lesbarkeit der Darstellung resultiert aus der gelungenen Mischung aus beschreibenden, erzählenden und analytischen Elementen. Die reichhaltige Bebilderung tut ein Übriges. In den Passagen über das Kriegsgeschehen liegt der Schwerpunkt, leicht nachvollziehbar, auf den Frontabschnitten, an denen verstärkt Einheiten aus Baden und Württemberg eingesetzt waren, so etwa am Hartmannsweilerkopf. Doch auch an der Somme und an der Ostfront kamen Truppen aus dem damaligen Königreich und dem Großherzogtum zum Einsatz. Der darstellerische Proporz zwischen den heutigen beiden Landesteilen bleibt dabei stets gewahrt. Das zeigt sich auch im Schlusskapitel, in dem Kuhn zwei Helden von damals porträtiert: Erwin Rommel und Albert Dossenbach. Rommels Ruhm gründete auf der Erstürmung des Monte Matajur im heutigen Slowenien im Jahr 1917. Rommel, der spätere „Wüstenfuchs“, missachtete dabei Befehle und begründete dies später mit der Unkenntnis der Kampfplage seitens der Bataillonsführung. So bekam zunächst sein Kommandeur den Orden Pour le Mérite verliehen. Rommel ließ das aber nicht auf sich beruhen. Er intervenierte bei seinen Vorgesetzten, worauf ihm dieser höchste aller Militärorden im Nachhinein ebenfalls zuerkannt wurde. Diesen bekam auch Albert Dossenbach, ein badisches „Fliegerass“, verliehen. Nachdem er an der Westfront fünfzehn Abschnisse erreicht hatte, starb er 1917 in einem Luftkampf mit vier englischen Flugzeugen.

Immer wieder bürstet Kuhn die Geschichte gegen den Strich und überrascht den Leser dabei mit Informationen, die in anderen Darstellungen nicht zu finden sind. So kennt man den württembergischen Zentrumspolitiker Matthias Erzberger als Kritiker der passiven Haltung Deutschlands in der Frage des Völkermords an den Armeniern, ebenso als einen der Initiatoren der Friedensresolution des Reichstages im Jahr 1917. Kuhn zeigt auch die andere Seite des heute hoch geschätzten Politikers der frühen Weimarer Jahre. So war es vor allem dem Betrei-

ben Erzbergers zu verdanken, dass die deutsche Militärführung im Herbst 1915 einen Angriff gegen Serbien beschloss, gegen das Österreich bis dahin eher erfolglos gekämpft hatte (S. 138). Der Verfasser dieser Zeilen war nicht minder überrascht zu erfahren, dass es nach 1918 Strafprozesse gegen deutsche Militärangehörige gab, denen Kriegsverbrechen in Frankreich und Belgien vorgeworfen wurden. Zwischen 1921 und 1927 fanden vor dem Leipziger Reichsgericht insgesamt 17 Verhandlungen statt, in denen lediglich vier Angeklagte zu durchweg geringfügigen Strafen verurteilt wurden. So erhielt 1921 Hauptmann Crusius, Offizier in einem badischen Infanterieregiment, für die Erschießung von fünfzig verwundeten und gefangengenommenen französischen Soldaten zweieinhalb Jahre Gefängnis.

Daniel Kuhns Buch schließt eine Lücke. Zwar gab es schon vorher auch für den deutschen Südwesten regionale Studien zum Ersten Weltkrieg, aber eine Gesamtschau aus Sicht des heutigen Bundeslandes fehlte bislang. Diese Aufgabe hat er glänzend gelöst. Auf knappem Raum, denn die zahlreichen Abbildungen sind durchweg großflächig, gelingt es ihm, alle, wirklich alle Aspekte des Kriegsalltags an der Heimatfront zu beleuchten. Dies tut er souverän, wobei er die nicht wenigen Erzählfäden stets sicher in der Hand behält und immer wieder gekonnt vernetzt. Alles in allem eine Heimatgeschichte, die sich wenig heimelig anfühlt. Trotzdem – oder gerade deswegen wünscht man dem Buch viele Leser.

*Herbert Kohl*

Bilder vom Krieg. Der Erste Weltkrieg im Spiegel Epinaler Bilderbögen. Begleitheft zur Sonderausstellung 7. Juni bis 16. November 2014. Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall. Hrsg.: Herta B e u t t e r, Armin P a n t e r. Autoren: Philippe A l e x a n d r e, Herta B e u t t e r, Silke K a r l, Armin P a n t e r. Schwäbisch Hall (Historischer Verein für Württembergisch Franken), 2014, 72 S.

Hintergrund für die Entstehung des zu rezensierenden kleinen Bildbandes ist die Partnerschaft zwischen Schwäbisch Hall und der lothringischen Stadt Epinal und die anlässlich des 100. Jahrestages des Kriegsbeginns 1914 durchgeführte Ausstellung im Hällisch-Fränkischen Museum. Bewusst sollte der Erste Weltkrieg nicht aus deutscher, sondern aus französischer Sicht, genauer gesagt aus der Sicht französischer Propaganda dargestellt werden.

Zu Beginn gibt das Werk einen kurzen Einblick in die Ausstellung allgemein. „Bilder vom Krieg“ ist der Oberbegriff, unter dem auf die sogenannte „Kriegskultur“ und auf die entscheidende Frage „Musste dieser Krieg zwangsläufig ausbrechen?“ eingegangen wird. Auch weitere wesentliche Begriffe wie „Totaler Krieg“, „Medienkrieg“ oder „Alleinschuld“ werden im Einführungsteil angeschnitten und kurz besprochen. Die Leser – d. h. in erster Linie die Ausstellungsbesucher – erhalten so eine kurze Einführung in die Hintergründe des Krieges. Die fachwissenschaftlichen Überlegungen werden auch am Schluss des Buches mit einer kurzen Chronologie zum Ersten Weltkrieg nochmals aufgegriffen. Dieser ist insbesondere für interessierte Laien hilfreich, um die Bilderbögen, welche den Hauptteil des Bildbandes einnehmen, besser zu verstehen und richtig einzuordnen. Die Wortwahl bei diesen fachwissenschaftlichen Teilen ist wegen der erwählten Zielgruppe der historisch wenig vorgebildeten Ausstellungsbesucher, darunter auch Schüler, recht einfach.

Den Kern des Werkes bilden zahlreiche Darstellungen aus den seinerzeit berühmten und in großer Auflage verbreiteten Epinaler Bilderbögen, die ein wichtiges Medium zur propagandistischen Darstellung des Krieges bildeten. Die Darstellungen sind in acht Unterkapitel gegliedert. Jeder einzelne Bilderbogen wird mit einem kurzen Text kommentiert. Neben einer Erklärung zum Bild wird auch der jeweilige Illustrator oder Zeichner (wenn vorhanden) genannt, sowie Nachweise über Ort oder Werk, in welchem die Zeichnungen zu finden sind. Wie angesichts des propagandistischen Zwecks der Bilderbögen nicht anders zu erwarten, wird der Krieg simplifiziert, idyllisiert und verharmlost. Natürlich sind die Franzosen „die Guten“ und die Deutschen „die Bösen“. Die „Guten“ sind grundsätzlich edelmütige und ehrliche Helden, die „Bösen“ sind feige Schufte, die immer wieder durch Brutalität und Verbrechen auffallen. Dabei werden natürlich gerade die Brutalitäten, das wahre Gesicht des Krieges, überhaupt

nicht dargestellt: Keine Verwundeten, Verstümmelten, Toten, sondern nur französische Helden, die immer wieder über die dummen Barbaren aus dem Osten triumphieren.

Als Fazit lässt sich nun sagen, dass dieses Werk den Lesern mithilfe von Bildern den Ersten Weltkrieg näher bringen und veranschaulichen kann. Es ist kein trockenes, rein fachwissenschaftliches Werk, sondern eine interessante, bilderreiche Geschichte einer vergangenen Zeit, welche mit fachlichem Wissen angereichert wurde. Speziell für Schülerinnen und Schüler würde der Besuch dieser Ausstellung, mit dieser Handreichung als kleinen Führer, eine Unterrichtsstunde durch eine anschauliche, praktische Bilderreise hinein in den Ersten Weltkrieg ersetzen.

*Jana Wild*

Andreas M a i s c h (Hrsg.): Schwäbisch Hall 1914-1918. Eine Stadt und ihre Region im Ersten Weltkrieg. Schwäbisch Hall (Verlagsdruckerei Schmidt) 2014. 556 S., zahlr. Abb.

Mit gut anderthalb Kilogramm liegt der Band nicht gerade leicht in der Hand. Die 29 Beiträge, welche sich auf 556 Seiten erstrecken, sind thematisch in sechs Kapitel unterteilt und bieten facettenreiche Einblicke in eine uns ferne Vergangenheit. Fast alle Artikel sind reich bebildert und schenken einen eindrucksvollen Schatz an Informationen und Anschauungsmaterialien des nun hundert Jahre zurückliegenden „Großen Krieges“, der sich zunächst europäisch ausnahm, von vornherein aber weltweit ausgetragen wurde. Der vorliegende Band stellt über die uns präsenten Vorstellungen von „zerschossenen Mondlandschaften der Schlachtfelder“ hinaus wichtige Fragen, die jenseits der unmittelbaren Kriegsschauplätze von Bedeutung sind, denn alle Geschichte ist örtlich. Von wo zogen die Soldaten aus, wer war sonst noch betroffen, wie gestaltete sich das Leben in der zurückgebliebenen Heimat und wohin kamen sie – wenn überhaupt – zurück?

Eine gute Einbettung in die historischen Ereignisse und Spannungen vor hundert Jahren bieten die Einleitung, die sich als „Splitter des Ersten Weltkrieges“ versteht, und die inhaltlich weit ausgreifende Überblicksdarstellung „Schwäbisch Hall zwischen Zusammenbruch und Neuanfang“. Alle Beiträge des mächtigen Bandes verstehen sich mit ihren verschiedenen Schwerpunktsetzungen als Rückführung auf die Stadt Schwäbisch Hall und ihre Umgebung. Die Schilderung des Kriegausbruchs aus katholischer Sicht scheint einer Nischenfrage nachzugehen. Sie ist aber für den wachsenden Zusammenhalt in einer Krisensituation von Bedeutung und ruft in Erinnerung, dass die heutigen konfessionellen und religiösen Verhältnisse noch nicht lange so bestehen. Hier glückt ein Blick aus einer damaligen Minderheitenposition aufs Ganze. Freilich wären – wie andernorts auch – die allgemeinen historischen Einlassungen nicht immer nötig gewesen. Sehr präzise, gut dokumentiert und knapp dargestellt ist das Ankommen des Krieges in Gaildorf – also in der Haller Umgebung. Doch bereits hier auf Seite 101 ist der Leser chronologisch und thematisch mit seinen Gedanken schon weiter. Klare Abgrenzungen und Wiederholungen ermüden etwas, wenn das Werk als Ganzes verstanden werden soll.

Es ist sinnvoll, sich dem Buch nach verschiedenen Interessen zu nähern und jeden einzelnen Beitrag für sich zu nehmen: etwa den sehr gelungen und reich bebilderten Aufsatz über die Ansichtskarten aus dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Der Zusammenhang von Propaganda, „Kriegsreligion“ und Heldentum wird der bizarren und abstoßenden Kriegswirklichkeit gekonnt gegenübergestellt. In diesem Abschnitt „An der Front“ finden sich aber auch eindrucksvolle Beiträge etwa aus dem familiären Umfeld Lene Hartmanns, Wilhelm Ecksteins und weiterer Einzelpersonen, die in kurzen, sehr übersichtlichen, aber nicht minder eindrucksvollen Originalzitate einen lebendigen Eindruck von der Verrohung an der Front geben. Schonungslos wird auch der Umgang mit dem fernen Tod, der Lücken im Familien- und Gesellschaftsleben reißt, wiedergegeben. Immer wieder wird über die Motivation und die Sinnhaftigkeit des Sterbens reflektiert. Dabei wird deutlich aufgezeigt, welche Rolle standardisierte Floskeln vom „Heldentod“ und das Festklammern an eine nun verkürzte Individualität (Geburts- und Sterbedaten, Beruf und Bilder) als tröstende Stütze spielen. Dies geschieht auch, um gegen das

Vergessen der Gefallenen in der Heimat, gegen das Versumpfen in einem grauen, anonymen und fernen Massengrab und gegen die Anonymität des Soldatentods anzukämpfen. Dieser Bogen wird bis zum Ende des Bandes gespannt.

Als Einzelbeitrag zwar interessant und erstaunlich, findet der Aufsatz über „Hunde im Kriegseinsatz“ keinen rechten Platz im Gesamtwerk und wirkt etwas hineingestellt. Der Artikel besticht aber durch seine Kürze und sein etwas abwegig erscheinendes Thema, das hier gekonnt auf den Gesamtzusammenhang des Kriegsalltags zurückgeführt wird.

Kern des Bandes sind die sieben sehr gut lesbaren Beiträge über den „Krieg in der Heimat“, die die Themen Ernährung, Mobilität (v. a. Bahn), Zusammenleben mit Kriegsgefangenen, Journalismus („eingefärbtes, bruchstückhaftes Bild der Realität“), aber auch transzendente Hingabe in der „Kriegsbetstunde“ im Spannungsfeld mit den „Feldgeschäften“ aufgreifen. Hier werden die Bebilderungen verständlicherweise spärlich. Gekonnt wird in diesem Zentralkapitel auf verschiedene Quellen breit und ausgiebig zurückgegriffen (Zeitungsmeldungen, Tagebuchaufzeichnungen, Protokolle von Vereinen – etwa des Frauenvereins aber auch auf Gemeindearchive). Freilich wiederholen sich die Einsprengsel der „allgemeinen Notlage“, die bereits in anderen Beiträgen verschiedentlich dargestellt worden sind.

Notwendig und wertvoll sind die Beiträge über die „Schwestern im Krieg“, die aus relativ ähnlichen Perspektiven eines Standes immer neue Aspekte gekonnt beleuchten: Mobilmachung im Diak, Lazarett, Schwestern in der Etappe, Kriegskrankenschwestern, Gemeindegewestern. Es ist das Verdienst des Beitrages „Wenn man sich täglich nahe ist“, auch die schwierigen menschlichen Verhältnisse, Bedürfnisse und auch Verfehlungen und Übergriffe (etwa Nachstellungen) zu thematisieren. Einen sprechenden Einblick geben diese Beiträge in die moralische Welt vor hundert Jahren. Für die „stillen Heldinnen“, die den Werten der Nächstenliebe und Fürsorge in dieser sie arg beutelnden Zeit treu dienten, ist hier ein wert- und würdevolles Gedenken ohne aufgeregtes Pathos gelungen.

Der Beitrag über das Frauenwahlrecht hat eine Brückenfunktion hinüber zum letzten Kapitel „Spenden – Denkmäler – Erinnerungen“ und kommt im Sammelband etwas zu früh. Die knappen Ausführungen greifen der Zeit nach dem Krieg voraus, stellen aber einen komplexen und logischen Aspekt der Folgen des Krieges knapp und gekonnt dar. Die letzten vier Beiträge befassen sich mit dem Gedenken an den Krieg, also mit Geschichtsbildern. Diese Betrachtungen bringen uns in unsere heutige Gegenwart zurück und zeigen uns an zum Teil sehr speziellen Details auf, dass wir darüber nachdenken sollten, welchen Umgang mit Geschichte wir heute haben. Etwa zeigt die „Nagelung“ des Stadtwappens in Gaildorf exemplarisch, wie wichtig der Einzelne für das Zustandekommen von Gemeinschaft und Solidarität war und heute immer noch ist.

Geschichtsbilder wandeln sich im Lauf der Zeit. Diese reinigende und manchmal schmerzhaft, von Wunden und Missverständnissen aber auch von Fehlurteilen nicht freie Entwicklung braucht vor allem eines: sie braucht Informationen, Faktenwissen, Einordnung und begründete und abgewogene Urteile. Der vorliegende Band bietet in reicher Fülle vieles von dem, was uns für eine eigene, differenzierte Betrachtung der Ereignisse und für eine eigene Bewertung hilfreich sein kann. Aus diesem Grund ist dieser Band für unsere Gegenwart und auch für Entscheidungen, die wir für die Zukunft zu treffen haben, brauchbar. Geschichte hilft, die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft zu gestalten. Dieser Band braucht Zeit fürs Studium. Man sollte es nicht eilig haben, sich auf die einzelnen Beiträge einzulassen. Eilige Leser sind selten gute Leser.

*Jörg Brehmer*

Gerhard F r i t z (Hg.): Schwäbisch Gmünd und der Erste Weltkrieg. Schwäbisch Gmünd (Einhorn) 2014. 351 S., zahlr. Abb.

Hundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs ist das Interesse an der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) ungebrochen. Der zeitliche Abstand und die Quellenlage ermöglichen uns heute ein begründetes und von störenden Emotionen befreites Urteil

über die Ereignisse in den Jahren 1914 bis 1918. Das hat u. a. dazu geführt, dass die sogenannte Kriegsschuldfrage in einem neuen Licht erscheint.

Belastbare Aussagen sind grundsätzlich nur dann möglich, wenn sie durch die Quellenlage untermauert werden. Noch immer gibt es hier viel zu tun; noch immer lohnt es sich, nach aussagekräftigem Quellenmaterial zu fahnden. Allerdings gibt es für die Ereignisse von 1914 bis 1918 verständlicherweise keine Zeitzeugen mehr, die befragt werden könnten.

Studenten der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd beschäftigten sich im Wintersemester 2013/14 mit der Frage, wie sich der Erste Weltkrieg lokal ausgewirkt habe. Es lag nahe, die Verhältnisse in der Stadt Schwäbisch Gmünd in Ostwürttemberg daraufhin zu untersuchen. Es gelang den jungen Forschern unter der Leitung von Professor Dr. Gerhard Fritz, Erstaunliches ans Tageslicht zu fördern. Die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit finden sich in dem oben genannten Buch. Außer Gerhard Fritz betätigten sich Charlotte Böhme, David Bozza, Werner Debler, Heinz-Dieter Heiss, Magdalena Mahle-Eckermann, Ulrich Müller und Eberhard Zimmer als Autoren.

Es zeigte sich, „dass die scheinbar nur lokale Perspektive sich bei näherem Hinsehen rasch als globale Perspektive entpuppte“. Das Geschehen an den verschiedensten Fronten des Krieges und das Leben in der überschaubaren Stadt sind aufs Engste miteinander verknüpft. Den Verfassern – allen voran Gerhard Fritz – gelingt es, den Zusammenhang immer wieder deutlich zu machen bzw. die lokalen Ereignisse angemessen zu gewichten.

Dass sich die Stadt Schwäbisch Gmünd für eine solche Untersuchung anbietet, lässt sich leicht begründen. Sie ist „eine bedeutende Stadt mit komplexer Sozialstruktur“ – und darüber hinaus außerhalb Stuttgarts, nach Ulm und Ludwigsburg, die drittgrößte Garnisonsstadt im Königreich Württemberg.

Mit enormem Fleiß haben die Autoren und ihre Helfer das Quellenmaterial gesammelt, gesichtet und für den Leser aufbereitet. Das Inhaltsverzeichnis spannt einen weiten Bogen von den Regimentern der Gmünder Garnison, über das Kriegserleben der Soldaten an den verschiedenen Fronten bis hin zu den in Gmünd festgehaltenen Kriegsgefangenen. In drei Großkapiteln erfährt der Leser, wie es in den schlimmen Kriegsjahren an der *Heimatfront* aussah. Die vielen Details, welche die Autoren ermittelt haben, bieten ein überaus facettenreiches und anschauliches Bild von den Entbehrungen und den Leiden der Zivilbevölkerung.

Am Ende des Buches sind umfangreiche Zeitberichte abgedruckt. Die Tagebücher des Gmünder Sanitätssoldaten Anton Bäuerle und des spätern Unteroffiziers Hans Ostertag veranschaulichen dem zutiefst betroffenen Leser, *wie der Krieg draußen wirklich war*.

Insgesamt starben 683 Gmünder an der Front oder im Lazarett. Unsäglich viele Soldaten wurden verwundet, viele auf grausame Art und Weise verstümmelt. Das aus Schwäbisch Gmünd stammende Infanterieregiment Nr. 180 kämpft u. a. an der Somme. Der Soldat Erwin Ladenburger berichtet: *Ich kann Euch nur sagen, dass jeder ganz glücklich ist, der von der Somme-Schlacht weg kann. Ich sah einen mit einem abgeschossenen Fuß freudig ausrufen: Gott sei Dank, dass ich von dem Elend los komme.*

Gmünd ist nicht nur eine Garnisons-, sondern seit Kriegsbeginn auch eine Lazarettstadt. Immer wieder werden von hier aus frisch ausgebildete Soldaten an die Front geschickt. Gleichzeitig bringen Lazarettzüge unentwegt neue Verwundete. Diejenigen, die geheilt werden können, müssen zurück an die Front.

Zunächst werden die Verwundeten mit großem Mitgefühl empfangen. Aber schon am Ende des Jahres finden sie kaum noch besondere Beachtung: *Das viele Leid hat die Herzen abgestumpft. Auch ist das Menschenherz zu klein, um all den Jammer der Gegenwart zu fassen.* Bis zum Kriegsende werden in den Gmünder Lazaretten 11.000 deutsche und 600 ausländische Verwundete, vor allem Franzosen, behandelt. Das vor allem von dem Generaloberarzt Dr. Wörner sehr sorgfältig geführte Operationsbuch des Reservelazaretts weist bis Kriegsende 3016 Einträge auf. Zumeist werden Granatsplitter aus den Körpern herausoperiert. Große Kunstfertigkeit verlangt die Behandlung der das Gesicht entstellenden Kieferschüsse. Die letzte verzeichnete Operation ist eine Armamputation.

Groß ist in Schwäbisch Gmünd die Zahl der Kriegsgefangenen. Bereits im August 1914 werden 213 Franzosen in die Stadt gebracht. Die Bevölkerung reagiert „mit Neugier und Interesse“, ohne Zuruf und Spott. Die Gefangenen sind glücklich darüber, dass die ihnen zugetragenen Gerüchte unbegründet sind: Sie werden nicht erschossen! Einer der Soldaten berichtet nach Hause: „Seid ohne Sorge, wir haben es nicht schlechter als in der Kaserne in Frankreich.“ Anfangs weiß man nicht, was man mit den zur Untätigkeit gezwungenen Fremden anfangen soll. Das ändert sich aber infolge des schlimmen Arbeitskräftemangels rasch. Im Sommer 1916 sind die Arbeitseinsätze gut organisiert. Die Gefangenen arbeiteten in den Industriebetrieben und in der Landwirtschaft. Übrigens gibt es im Gefangenenlager auch eine Lagerbibliothek, „etwa pro Kopf ein Buch“. Analphabeten unter den französischen Soldaten werden im Lesen und im Schreiben unterrichtet. Ein deutschsprechender Franzose erteilt Unterricht in der deutschen Sprache.

Es kann nicht ausbleiben, dass es angesichts des Männermangels zwischen Gmünder Frauen und den Kriegsgefangenen hier und da zu heiklen erotischen Begegnungen kommt. Viele Gefangene, insbesondere solche, die in der Landwirtschaft arbeiten, fühlen sich angeblich recht wohl, und das *durch die Schuld eines Teils der ländlichen Weiblichkeit*. Eine Anzahl von Bauertöchtern und Mägden wird zur Strafe ins Gefängnis Gotteszell eingeliefert.

Große Aufmerksamkeit widmen Gerhard Fritz und seine Mitautoren den Belastungen der Gmünder Zivilbevölkerung durch den Krieg und die daraus resultierende britische Seeblockade. Je länger der Krieg dauert, je größer die Angst und der Mangel werden, desto häufiger kommt es zu physischen und psychischen Zusammenbrüchen. Schon 1914 verfällt ein in Gmünd arbeitendes Dienstmädchen dem Wahnsinn, weil sein Bruder an der Front gefallen ist. Ein Einzelfall ist das nicht. – Im Jahr 1917 erreichen der allgemeine Unmut über die fast unerträglichen Zustände und die Kriegsmüdigkeit der Zivilbevölkerung und der Soldaten ihren Höhepunkt.

Die Stadt tut, was sie tun kann, um die soziale Not zu lindern. Schon im September 1914 werden Kinderküchen eröffnet, die im ersten Jahr insgesamt etwa 40.000 Mahlzeiten ausgeben. Im Jahr 1918 werden es insgesamt etwa 170.000 Mahlzeiten sein. Die Menschen leiden unter andauerndem Hungergefühl. Wenn es überhaupt noch etwas zu kaufen gibt, dann sind die Preise oft horrend. In Gmünd steigt der Preis für Weizenauszugsmehl zwischen Sommer 1915 und 1918 von 0,30 auf 0,65 Mark pro Pfund, für Schweinefleisch zwischen 1914 und 1918 von 0,75 auf 1,32 Mark pro Pfund.

Nicht nur die Nahrungsmittel sind knapp. Es fehlt vor allem auch an Rohstoffen jeder Art. Seit Mitte 1915 werden in Gmünd Aluminium, Kupfer, Messing Kautschuk, auch Baumwolle beschlagnahmt. Ende März 1916 sind sogar die aus Kupfer, Messing und Nickel gefertigten Haushaltsgeräte an der Reihe. Am 13. Juli 1917 werden die Gmünder Kirchenglocken für Rüstungszwecke eingezogen. „Der Abschied von den Glocken muss eine seltsame Mischung aus Trauerfeier und Erhebung gewesen sein.“ Die zinnernen Orgelpfeifen müssen kurz darauf abgeliefert werden.

Es liegt im Wesen der Sache, dass hier nur ganz wenige Einzelheiten erwähnt werden können. Der Leser ist dazu eingeladen, in dem sehr klar, wissenschaftlich solide und überzeugend formulierten Text, aber auch in dem ausführlichen Anhang mit Quellen und Übersichtstabellen eigene Forschungen zu unternehmen. Insgesamt verdient das Werk von Gerhard Fritz und seinen Kolleginnen und Kollegen Dank und Anerkennung!

Kurt Schreiner

## Zum Tode von Christoph Weismann (1940–2014)



Am 13. Februar 2014 verstarb in Tübingen Pfarrer i.R. Dr. Christoph Weismann. Geboren wurde er am 24. November 1940 in Stuttgart als ältestes Kind des Ölbronner Pfarrers Eberhard Weismann und seiner Ehefrau Lotte geb. Henning. Dem Erstgeborenen folgten noch ein Bruder und zwei Schwestern nach. Der väterliche Berufsweg machte mehrere Wohnort- und Schulwechsel notwendig. Von 1953 bis 1959 wohnte die Familie in Stuttgart, wo Christoph Weismann 1955 in der Schlosskirche konfirmiert wurde.

Er schlug sodann den väterlichen Berufsweg ein, der ihn als Angehörigen der Promotion 1956/60 durch die alten württembergischen Bildungsanstalten, zunächst durch die Seminare Schöntal

und Urach führte. Dem Studium war ein diakonischer Dienst vorgeschaltet, den Christoph Weismann im Lehrlingsheim in Stammheim bei Calw ableistete. Evangelische Theologie studierte er als Stifter in Tübingen vom Wintersemester 1960/61 bis zum Wintersemester 1965/66. Dazwischen waren Auswärtssemester in Hamburg und Zürich.

Nach der Ersten Evangelisch-theologischen Dienstprüfung 1966 war Christoph Weismann als Vikar in Weinsberg, Königsbronn und an der Leonhardskirche in Stuttgart. Von 1968 bis 1972 war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Edition der Werke von Johannes Brenz angestellt. Hier schloss sich ein zweijähriges Promotionsstipendium an der Universität Tübingen an. Seit 1974 war Christoph Weismann als wissenschaftliche Hilfskraft, von 1976 an als wissenschaftlicher Angestellter am Historischen Seminar der Universität Tübingen tätig, mit Dienstauftrag am Sonderforschungsbereich 8 „Spätmittelalter und Reformation“ als Mitarbeiter bei der Bibliographie der Flugschriften des frühen 16. Jahrhunderts 1501–1530. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit durch die Verwaltung einer Assistentenstelle 1975/76 bei Prof. Martin Brecht am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Münster. Der Arbeit im Sonderforschungsbereich 8 wird Christoph Weismanns Anleitung zur Beschreibung und Verzeichnung alter Drucke verdankt.

1978 verheiratete sich Christoph Weismann mit der Sonderschullehrerin Monika Epting. Aus der Ehe ging 1980 die Tochter Ruth hervor. 1980 legte Christoph Weismann in Stuttgart die Zweite Evangelisch-theologische Dienstprüfung ab und wurde 1984 in Münster/Westfalen mit seiner Arbeit über „Die Katechismen des Johannes Brenz“ zum Dr. theol. promoviert. Nach Auslaufen des Sonderforschungsbereichs trat er 1986 die Pfarrstelle in Trichtingen (Kreis Rottweil) an, 1997 wechselte er auf die Pfarrstelle Michaelskirche 2 in Schwäbisch Hall, die er bis zum Eintritt in den Ruhestand zum 1. Januar 2005 versah.

Christoph Weismann war ein der historischen Wissenschaft und dem Buch zugewandter Mensch. Der 1972 veröffentlichte Fund eines Drucks der slowenischen Kirchenordnung des Primus Truber aus dem Jahre 1564 machte ihn in Slowenien berühmt, nachdem das bis dahin einzige bekannte Exemplar in Dresden ein Opfer des Krieges geworden war. Dieser Fund lenkte sein Interesse auf die Reformationsgeschichte der Südslawen und insbesondere auf Michael Tiffern, den Lehrer Herzog Christophs, der zugleich ein Mäzen des Tübinger Stifts war.

Das Thema seines Lebens waren aber, ausgehend von seiner Dissertation, die Katechismen von Johannes Brenz, deren Erforschung und Verzeichnung er so gut wie jede freie Stunde neben seinen pfarramtlichen Aufgaben und vor allem die Jahre des Ruhestands widmete. Die Doktorarbeit konnte 1990 als Band 1 eines auf drei Bände berechneten Werks erscheinen. Im zweiten Band wird eine möglichst vollständige Verzeichnung aller noch nachweisbaren Ausgaben der Brenz-Katechismen bibliographisch genau und sorgfältig erarbeitet vorgelegt werden. Diese selbst gestellte Aufgabe hat Christoph Weismann allein und mit eigenen Mitteln über 30 Jahre betrieben. Die Schwierigkeit bestand darin, dass die Katechismen zwar für den Alltag der Kirche einen kaum zu überschätzenden Einfluss hatten, aber als Lehr- und Lernbücher zerlesen und verbraucht und in der Regel nicht als bibliothekswürdig erachtet wurden. Die bibliographische Erfassung und die buchgeschichtliche Beachtung ließ deshalb seither zu wünschen übrig. Diese Lücke wollte Christoph Weismann füllen. Für einen weiteren Leserkreis stellte er 1985 die Bedeutung der Katechismen in dem Buch „Eine Kleine Biblia“ dar.

Für die bibliographische Erfassung der Brenz-Katechismen, eine Aufgabe von Dimensionen, die ein eigenes Forschungsinstitut notwendig gemacht hätte, war Christoph Weismann dank seiner Kenntnisse, seiner Sorgfalt und seinem Sinn für Ordnung bestens ausgerüstet. Doch machten eben diese Eigenschaften ihm einen früheren Abschluss dieser Arbeit unmöglich. Zuerst war es der Fall des Eisernen Vorhangs, der bis dahin praktisch unzugängliche Bibliotheken öffnete, dann die – nicht durchweg positiven – Auswirkungen des Internets auf das Bibliothekswesen, durch die ständig bis dahin ungekannte Exemplare zutage gefördert werden konnten. So hat ihn die Arbeit an der Bibliographie bis in seine letzten arbeitsfähigen Stunden begleitet. Hinterlassen hat er einen korrigierten und erheblich ergänzten Satz der Fahnen des zweiten Bandes, der nach eingehender Durchsicht für druckfähig erklärt werden konnte. Es ist zu hoffen, dass

dieser gegen 1000 Seiten umfassende Band in absehbarer Zeit erscheinen kann. Ob und wie es dann zu dem von Christoph Weismann geplanten Registerband kommen kann, der für ihn unerlässlich war, wird die Zukunft zeigen müssen.

Neben der Bibliographie der Brenz-Katechismen hat sich Christoph Weismann stets auch für die Geschichte seiner verschiedenen Lebensstationen interessiert und engagiert. Als Student war er der Verbindung Nicaria beigetreten, für deren Archiv er besorgt war und deren Geschichte er verschiedene Veröffentlichungen widmete. Aus seiner Feder stammen umfangreiche Beiträge zum Trichtinger Heimatbuch. In Schwäbisch Hall hat er sich vor allem 1999 für das Gedenken des 500. Geburtstags des Reformators der Reichsstadt eingesetzt, u. a. mit wichtigen Beiträgen für den aus diesem Anlass erschienenen Begleitband zur Ausstellung. Gedenkblätter widmete er Margarete Gräter, der ersten Frau von Brenz, und Thomas Schweicker, dem Schreiber ohne Hände. Selbstverständlich lag ihm die Geschichte der Michaelskirche am Herzen. Bei mehreren Veröffentlichungen über die Kirche und die mit ihr verbundenen Menschen wirkte er maßgeblich mit. Seine wohl letzte Veröffentlichung war ein Lebensbild von Brenz in dem Haller Heft der Reihe „Orte der Reformation“.

Es wäre falsch, Christoph Weismann nur als Schreibtisch- und Büchermenschen darzustellen. Vielmehr war er ein Mann, der seinen Mitmenschen herzlich und vertrauensvoll zugewandt war. Er war zur Freundschaft begabt. Zuletzt wurde dies deutlich bei seiner Beerdigung auf dem Tübinger Bergfriedhof am 22. Februar 2014, bei der neben einer Menge früherer Gemeindeglieder eine große Zahl von Freunden erschienen war, die ihn vor allem in den Monaten seiner Leidenszeit begleitet und seiner gedacht hatten. Ihr herzliches Beileid wandte sich den trauernden Hinterbliebenen zu. Jeder von ihnen hatte in Christoph Weismann einen Freund verloren.

Requiescat in pace.

*Hermann Ehmer*



## Prof. Dr. Adolf Seilacher



24. Februar 1925 – 26. April 2014

Nach einem langen und erfüllten Leben ist Professor Adolf Seilacher letztes Frühjahr in seinem Tübinger Haus im 89. Lebensjahr verstorben. Der Paläontologe gilt als Exponent seiner Wissenschaft nicht nur in Deutschland, sondern überall, wo man sich mit dem Leben der Vorzeit und seinen Grundlagen befasst. Kein anderer Paläontologe aus dem deutschen Sprachraum hat diese internationale Wissenschaft nach dem Krieg in vergleichbarem Maß geprägt.

1925 als zweiter von vier Söhnen des Gaildorfer Apothekers Adolf Seilacher in Stuttgart geboren, wuchs er in dem limpurgischen Residenz-

städtchen auf. Sein Interesse an Fossilien, das sich bereits in der Schulzeit zeigte, wurde von dem mit der Familie befreundeten Arzt Dr. Stierlin gefördert, der den Jungen anleitete und mit paläontologischer Fachliteratur ausstattete. Weil das Fossil-Dorado der Schwäbischen Alb mit dem Fahrrad – wie auch der fossilreiche Muschelkalk kocherabwärts – etwas zu weit entfernt lag, blieb ihm vor der Haustür nur der Keuper. Dort gab es zwar keine Mastodonsaurier-Schädel mehr zu finden, wie sie hundert Jahre zuvor in den Vitriolstollen beim Hägersbach ausgegraben worden waren, doch gab es im Eisbachtal in der „Gaildorfer Bank“ allerhand Haifischzähne, Gegenstand seiner ersten paläontologischen Arbeiten, bevor der Krieg den 18-Jährigen zur Marine und zum Minensuchen auf See führte. Heil zurückgekehrt, begann Adolf Seilacher in Tübingen mit dem Studium, erst bei Friedrich von Huene, dann bei Otto Schindewolf, bei dem er 1951 mit seinen programmatischen Arbeiten zur Ichnologie, der Spurenkunde, promoviert wurde. 1957 kam die Habilitation über fossile Kalkschwämme, dann eine Dozentur in Frankfurt, 1961 eine erste Professur in Göttingen und bereits 1964 der Lehrstuhl von Schindewolf und seinen Vorgängern Hennig, Koken, Pompecki und Quenstedt in Tübingen, den er bis 1990 innehatte. 1960 setzte mit einer Assistenzprofessur an der Universität Bagdad eine lange Reihe von Gastprofessuren rund um die Welt ein, ab 1987 dann halbjährlich die Lehre als Professor adjunct an der Yale University in New Haven (USA).

Als Paläontologe hat Professor Seilacher die erdgeschichtlichen Systeme aller Kontinente kennen gelernt, hat seine biologischen Kenntnisse beim Tauchen erweitert, in Korallenriffen genauso wie im Tauchboot in der Tiefsee. Als Wissenschaftler und akademischer Lehrer hat er auf seinen Reisen seine Anschauung geschärft und seine Erkenntnisse und stimulierenden Ideen der akademischen Welt in mehr als 250 Publikationen weitergegeben. Als Autor und Museumsdidaktiker setzte er seine Vorstellungen in Sprache und Bild um und erweckte die Fossilien zum Leben. Seine Neugier, seine Lust, Rätsel der Erd- und Lebensgeschichte zu lösen, waren ansteckend, so dass sich ganz unversehens „dolfisiert“ sah, wer ihm zuhörte. Seilachers große Gaben waren das erkennende Sehen und das Verstehen des Gesehenen. Seine Welt-Erfahrung ließ ihn im Fremden das aus der Heimat Bekannte erkennen, im Spiegel des Fremden aber auch das Vertraute neu sehen und neu verstehen. Neugier war sein Antrieb, kriminalistisches Fragen seine Methode, wenn es galt, eine biologische Form in ihrem So-Sein zu verstehen. So nimmt es nicht Wunder, dass er sich früh den fossilen Lebensspuren zuwandte, die ihn sein Leben lang immer wieder herausforderten und anregten. Das Sehen führte ihn auch zur Schau des Schönen. Fasziniert schon den Fossilien Sammler die Ästhetik seiner Funde, so erhob Dolf Seilacher die Schönheit der fossilen Form zum Objekt der Kunst, zur „Fossil Art“. Sein Königsweg vom Sehen zum Erkennen war die wissenschaftliche Zeichnung. Mit dem Zeichenspiegel, den er von Freiherr von Huene geerbt hatte, entwickelte er seinen eigenen Stil, der seine Publikationen unverwechselbar macht. Genauso beherrschte er auch das Wort, das gesprochene wie das geschriebene, im Deutschen wie im Englischen. Welcher Wissenschaftler kann sich schon rühmen, dass er wörterbuchtaugliche Begriffe wie die „Fossilagerstätten“ geprägt hätte, im Deutschen wie im Englischen. Das Wort und das Bild vereinen sich in der wissenschaftlichen Abhandlung. Im Museum fügte er das Objekt hinzu, das originale Begegnung gestattet. Wer heute durch das Tübinger Museum geht, findet noch an allen Ecken die Signatur von Adolf Seilacher, der dem Besucher die Steine auch jetzt noch zum Leben erweckt.

Mit „Fossil Art“, der spektakulären Ausstellung fossiler Spurenplatten, deren Oberfläche er in Silikon abgezogen und so zum Kunstobjekt erhoben hat, überschritt Seilacher die Grenzen zwischen Naturgeschaffenem und Menschenwerk. Mit diesem Ansatz thematisierte er auch einen ganzen Sonderforschungsbereich zusammen mit dem Zeltdachkonstrukteur Frei Otto, nämlich natürliche Sturkturen zu analysieren und in architektonische Konstruktionen zu übersetzen. Auch sonst überschritt er Grenzen. Wo andere zum Halten kommen und sich mit alten Antworten zufrieden gaben, da fragte er: „Geht es nicht auch ganz anders?“ Mit diesem Querdenken näherte er sich den rätselhaften „Vendobionten“, Organismen aus präkambrischen Gesteinen, die mehr als eine halbe Milliarde Jahre alt sind, indem er sie nicht mit der bekannten Lebewelt in Verbindung brachte, sondern in ihnen eine gänzlich andersartige Lebensform sah, für die es keine späteren Muster gibt.

Die Bahnen der Konvention verließ Professor Seilacher auch im Verhältnis zu den Amateuren, den Sammlern, und da lernte ich in ihm als junger Muschelkalk-Adept den weltbekannten Professor kennen, der ohne akademischen Dünkel hörte und sah, was der Steineklopfer zu sagen und zu zeigen hatte. In gesellschaftlichen Hierarchien zu denken schien ihm fremd, und so waren ihm die Sammler im Stuttgarter „Steigenclub“ nicht weniger wertvolle Zuhörer als seine Studenten oder die Spitzen der Wissenschaft auf internationalen Kongressen.

Aus der Spurenkunde führte sein Weg fast zwangsläufig zur Sedimentologie. Nie verlor Adolf Seilacher dabei den Bezug zum fossil gewordenen Organismus aus den Augen. Aus der Synthese von Sedimentologie und Fossilinhalt der Gesteine einerseits und Fragen nach dem Zusammenspiel von Form und Funktion fossiler Organismen andererseits erwuchs der Sonderforschungsbereich 53 „Paläökologie“, der von 1970 bis 1984 sein Tübinger Institut zu einem Zentrum der Paläontologie machte. Von hier aus prägte ein kreatives Team von Wissenschaftlern zusammen mit Gastforschern aus aller Welt, die Seilacher an den Neckar holte, eine ganze Ära der Paläontologie. Das konstruktive Klima und der offene Gedankenaustausch im SFB, an dem ich seit 1978 aus der Ferne als freier Mitarbeiter teilhaben durfte, hat nicht nur mich in meinem Verständnis von organismischen Strukturen geprägt.

Durch Dolf Seilachers ganzes Leben zieht sich die Erforschung der Spurenfossilien. Sie fand ihren Abschluss in dem 2007 erschienenen Band „Trace Fossil Analysis“. Nicht weniger sind seine Arbeiten zur Funktionsmorphologie, zu Fragen, wie Organismen ihre bautechnischen Lizenzen veränderten, anpassten, aufgaben oder ganze Organe völlig umfunktionierten, und die Erforschung der biologischen Selbstorganisation. Aus dem SFB 53 entstanden Begriff und Typologie der Fossilagerstätten und ihre Genese. Schließlich führte ihn die Faszination für die ältesten Lebensformen tief ins Präkambrium und in die entlegensten Gegenden der Erde.

Wofür war Professor Seilacher nun Spezialist? Wenn ich in sein Schriftenverzeichnis schaue, dann finde ich ein Spektrum, das von den Seeigeln zu den Seeililien, von Ammoniten zu Schwämmen, von Muscheln zu den Vendobionten führt, und natürlich immer wieder Spuren. Allen diesen Arbeiten ist aber gemeinsam, dass sie sich nicht in bloßer Beschreibung erschöpfen, sondern dass stets die Genese von Strukturen und Mustern im Mittelpunkt steht. Wofür war Adolf Seilacher also Spezialist? Ich denke, die Antwort lautet: Für das Verstehen der biologischen Form in ihrer Umwelt, in ihrer Funktionalität, in ihrer zeitlichen Entwicklung, und das durch alle Gruppen, durch alle Zeiten, großartig erläutert an Beispielen aus aller Welt.

Bei seiner internationalen Wirkung in der Welt der Paläontologie ist es nicht ausgeblieben, dass dieses Lebenswerk mit Preisen und Medaillen gewürdigt wurde. Akademiemitgliedschaften, Gesellschaftspreise und -medaillen, Ehrenmitgliedschaften – auch unseres Historischen Vereins für Württembergisch Franken – und als Krönung der Crafoord-Preis, den er 1992 aus der Hand von

König Karl-Gustav von Schweden entgegennehmen durfte. Das Preisgeld ließ er wieder der Paläontologie zufließen.

Ich habe Herrn Seilacher als einen Menschen von hochgradiger Sachbezogenheit im Denken und Empfinden kennen gelernt, präzise in Form und Ausdruck, mit Freude am Rätseln, nicht nur über Spurenplatten, sondern auch am ZEIT-Rätsel, das lange Zeit die Kaffeerunden im Hause Seilacher zum Wettbewerb im Querdenken gemacht hat. Leidenschaften? Ja, stinkende Stumpen zu rauchen, sie am Eingang zum Aufschluss zu deponieren, um sie nach getaner Arbeit wieder anzustecken. In manchem Buch, das ich von ihm erbe, schwebt noch ein feiner Hauch von Brasil und Sumatra. Und Dienstagabend Tanzen mit seiner Frau Edith, selbst promovierte Paläontologin, die mit Sinn fürs Reale für die Drucklegung der Manuskripte, für die Bewirtung der Gäste aus aller Welt, für die Erziehung der Kinder gesorgt hat. Ohne sie wäre Dolf nicht geworden, der er war, ohne sie wäre das Haus nicht zum Think Tank der Paläontologie geworden. Gerne bin ich, oft mit meiner Frau, zum Kaffee bei Seilachers erschienen, die uns zu geistigen Zieheltern geworden sind. Doch die letzte gemeinsame Kaffeerunde hatte etwas Schmerzliches. Dolfs brillanter Geist, das sprühende Funkeln der Ideen und Pläne war erloschen, und auch die Vergangenheit schien ausgelöscht. Dennoch, länger als viele andere, deren Schaffenskraft schon in jungen Jahren versiegt, durfte er sich bis ins hohe Alter höchster Kreativität und Innovationskraft erfreuen. Das war eine Gnade. Nach den schweren Operationen der letzten Jahre habe ich aus seinen Worten zuvor unbekannte Töne gehört. Er räsonierte nicht mehr über den Tod der Organismen und seine Leben erhaltende Wirkung, sondern über die eigene Endlichkeit und fragte leise nach letzten Dingen. Auch diese Rätsel haben sich ihm jetzt gelöst.

*Hans Hagdorn*

# Register

von GERHARD FRITZ

Das Register erschließt den Aufsatzteil bis S. 320

- Aachen 91  
Aalen 189 f.  
Abraham 146  
Académie de Lorraine 33  
Adolfzfurt 297  
Afghanistan 10  
Afrika 80, 259  
Aisne 22  
Albert, Prinzgemahl 299  
Alfdorf 305  
Alkertshausen s. Blaufelden  
Allenstein/Ostproußen 231  
Altkirch/Elsass 272  
Amerika 316  
– Südamerika 259  
Ammerzwiler/Elsass 278  
Antwerpen 157  
Ardennen 16, 176, 281  
Argonnen 37  
Asien 80  
Asmus, Oberlehrer 30  
Assmann, Aleida 34  
Assmann, Jan 34  
Association générale d'Alsace-Lorraine 13  
Aubure 276
- Backnang 254 f., 288  
– Jugendwehr 255  
Baden 144, 161, 230  
– Max von, Reichskanzler 185  
Bad Ischl 132  
Bad Mergentheim s. Mergentheim  
Balkan 7, 80, 90  
Balkankriege 17  
Bar 12  
Bar-le-Duc 19  
Barral, Pierre, Historiker 19, 27, 34  
Barrès, Maurice 14, 16 f., 24, 26, 28 f. f  
Barth, Karl, Theologe 91, 107  
Bauer = Bower 318
- Bauern- und Weingärtnerbund 260  
Bayern 220 f., 226, 230 f., 274, 278  
Bebenhausen 183  
Belfort 18, 20  
Belgien 8, 20, 23, 28, 81, 128, 273, 302  
Belgrad 133  
Bellevaux, Kloster 98  
Benedikt XV., Papst 92  
Benfeld/Elsass 282  
Berg, Ludwig, Monsignore 91 f.  
Berlichingen, Götz von 137  
Berlin 62, 84, 125, 128, 130, 139, 166, 177,  
202, 219, 221, 230 f., 236, 238, 240, 276,  
285, 290, 315  
– Ruhleben 315  
Bethmann Hollweg, Theobald von, Reichs-  
kanzler 133  
Biela, Oberst von 60, 63  
Bielefeld 177  
Bismarck, Otto von 8, 128, 168  
Bitsch/Bitche 17  
Blaubach bei Blaufelden 297  
Blaubeuren 98, 99, 233  
Blaufelden 48 f., 67, 71, 297, 303, 307 f.  
– Alkertshausen 307 f.  
– Kuch, Friedrich 307 f.  
– Kuch, Johann 297  
– Kuch, Rosa 307 f.  
– Raboldshausen 303  
– Wiesenbach 48 f., 67, 71  
Boches 24, 32 f.  
Boches du Nord 22  
Bodensee 229 f., 236, 243  
Böblingen 233  
Bollwiller/Elsass 278  
Bonatz, Paul 64  
Boncour, Minister 19  
Bonneau, General 272  
Bootle 303  
Bosnien 133

- Bracknell 305  
 – Ashcroft, John 305  
 Braudel, Fernand, Historiker 115  
 Braunsbach  
 – Geislingen 266  
 – Steinkirchen 312 f.  
 – – Dietz, Christian 312 f.  
 – – Dietz, Rudolph Erich 313  
 Breisach 273, 283  
 Bremen 137  
 Brentwood/Kalifornien 316  
 Brest-Litowsk 94, 280  
 Bretzfeld 40, 46, 55, 67, 69  
 – Bitzfeld 40, 46, 67, 69  
 – Rappach 54, 67, 69  
 – Scheppach 54 f., 67, 69  
 – Schumm, Karl Christian 69  
 – Schumm, Ralf 40  
 – Unterheimbach 314  
 – Vogelmann, Karl 314  
 – Wolf, Steinbildhauer 69  
 Briey 25, 29  
 Brüssel 315  
 Brunstatt/Elsass 278  
 Bund der Landwirte, BdL 260 f., 266  
 Burzwiller/Elsass 274  
 Bussang, Pass 272  
  
 Calais 280  
 Cabrinovic, Attentäter 132  
 Castelli, General 36  
 Castelnaud, General 26, 31  
 Cavell, Edith, Spionin 213  
 Châlons-sur-Marne 271  
 Champagne 12, 22, 281  
 Chappes 276  
 Charlotte, Königin s. Württemberg  
 Charmes an der Mosel 14, 18, 20, 31  
 Chickering, Roger, Historiker 86  
 Christus 40 f., 65, 69, 76 f., 101, 107, 108, 128,  
   s. auch Jesus  
 Clark, Christopher, Historiker 9  
 Clemenceau, franz. Regierungschef 272  
 Cleve 95  
 Collé, Alphonse, Pfarrer 26  
 Collin, Louis, Publizist 24 f., 29  
 Colmar 273, 275, 277, 282  
 – Molitor, Oberlandesgerichtspräsident 283  
 – Port 283  
 – Sankt Markus 282  
 Comité France-Amerique 28  
 Congleton 319  
 – Grün, Georg 319  
  
 Crailsheim 40 f., 50 ff., 64 ff., 68, 71 f., 149,  
   160, 162, 165, 167, 169, 173  
 – Gebäude  
 – – Bahnhof 159  
 – – Bezirkskrankenhaus 159 f.  
 – – Haus Lindner 169  
 – – Leonhard-Sachs-Schule, Lazarett 159 f.  
 – – Vereinslazarett 167, 170  
 – Oberamt 41  
 – Ortsteile  
 – – Burgberg 66  
 – – Onolzheim 51 f., 64, 72  
 – – – Weller, Schultheiß 51  
 – Personen  
 – – Drachter, Dr. Bernhard 159  
 – – Förtsch, Folker, Archivar 40  
 – – Fröhlich, Stadtschultheiß 50  
 – – Hummel, Dekan 50  
 – – Langhäuser, Pfarrer 50  
 – – Langsam, Uwe, Pfarrer 40  
 – – Rosenfeld, Dr. Adolf 159  
 – – Schubert, Gebr., Steinhauer 72  
 Creglingen 41, 53, 64 f., 67, 76  
 – Erdbach 76  
 – Klingen 76  
 – Schön 41, 67, 76 f.  
 Cröffelbach s. Wolpertshausen  
 Csileszerada/Ungarn 176  
  
 Dänemark 189  
 Daniel, Ute 88  
 Danzig 128  
 Darmstadt 126  
 Delle 279  
 Den Haag 302  
 Deroulède, Paul 15  
 Deutsches Reich, Deutsches Kaiserreich 7, 9,  
   30, 53, 79 f., 83, 117, 121, 135, 137, 139,  
   184, 211 f., 217, 218 ff., 223, 224, 227, 229,  
   231 f., 238, 241, 243 f., 246 f., 256, 315  
 Deutscher Verein zur Pflege [...] verwundeter  
   Krieger 144  
 Deutsches Rotes Kreuz s. Rotes Kreuz  
 Deutschland 9, 10, 12, 15 f., 30, 33, 60, 63, 79,  
   81, 84, 86, 87 f., 92, 104, 108, 111, 127, 137,  
   140, 191, 238 f., 242, 246 f., 250, 256, 272,  
   278, 280 f., 291, 300 f., 396, 309, 312, 315,  
   320  
 – Norddeutschland 202, 292  
 – Süddeutschland 202, 243, 286  
 Diedenhofen / Thionville 17  
 Dietz = Dean 318  
 Dieulouard 31

- Clanché, Gustave, Pfarrer 31
- Doecker, Johann Clemens 157
- Domrémy 16
- Donaukreis 233
- Donon 36
- Dörrmenz s. Kirchberg/Jagst
- Dresden 65
- Dreyfus, Alfred, französ. Hauptmann 271
- Drittes Reich 127
- Dubail, General 272
- Dunant, Henri 143
- Durham 316
  - Bartelmeh, Alfred Leonhard 316
  - Bartelmeh, Else, geb. Hohenrein 316
- Durlinsdorf/Elsass 276
  - Matter, Familie 276
  
- Eberbach 276
- Ebert, Friedrich, Reichspräsident 129
- Ebingen 233, 242
- Egisheim/Elsass 273 ff., 277 f.
  - Hausherr, Leo 273 ff., 227 ff.
  - Hausherr, Victor 273
  - Hober, Vikar 278
  - Lohmann 278
  - Rominger, Marie-Rose 273
  - Schwob, Leo 274
- Ehrenbreitstein, Festung 138
- Eichswiesen bei Schrozberg 297
- Elbe
  - Niederelbe 292
- Elsaesser, Martin s. Stuttgart
- Elsass 12, 14, 16, 21, 25, 27, 32, 35, 37, 129, 253, 271 f., 278 f., 281 f.
- Elsass-Lothringen, Reichsland 13 f., 18, 80, 281
- England 131, 178, 217, 292 f., 302, 309, 311, 314, 317
  - Nordengland 295
- Enslingen s. Untermünkheim
- Epinal 18, 20
- Erie-See 47
- Eschelbach bei Öhringen s. Neuenstein
- Esslingen 99, 245
  - Maschinenfabrik 245
  - Sulzgries 99
- Europa 7, 9, 32, 140, 207
  - Osteuropa 80, 89, 300
  - Südosteuropa 128
  - Westeuropa 89
- Europäische Union 7
  
- Fabeck, Max von, General 225
- Falicon 302
  - Ramser, Dorothy 302
- Falkenhayn, Erich von, Chef der OHL 239
- Federer, Rittmeister 228
- Fehrle, Jakob Wilhelm, Bildhauer s. Schwäbisch Gmünd
- Fellbach 67
  - Olkus, Philipp, Architekt 67
- Fenske, Hans, Historiker 9
- Ferguson, Niall, Historiker 9
- Ferry, Jules 36
- Fichtenau 44 f., 51, 65, 72
  - Lautenbach 44 f., 72
  - Wildenstein 51, 64 f., 72
- Finnland 280
- Fischer, Fritz, Historiker 9, 117
- Fischer, Theodor 64
- Flaischlen, Cäsar, Dichter 40, 43, 53
- Flaischlen, Hugo, General 40
- Flandern 16, 94, 221, 281
- Fleischhauer, Karl von, württ. Innenminister 229, 233
- Fontane, Theodor 47
- Forstner, Leutnant von 272
- Franken 286
- Frankenberg s. Oberrot
- Frankenhardt 40, 57, 64, 66, 73
  - Gründelhardt 56f, 64, 66, 73
  - Mack, Christa 40
- Frankfurt/Main 13, 64, 71, 177, 206
- Frankreich 11 f., 15 ff., 19 f., 23, 27 ff., 31 f., 35, 82, 90, 131, 217 f., 271 f., 276, 279, 281 f., 238 f.
- Franz, Kaiser 135
- Franz Ferdinand s. Habsburg
- Franz Joseph, Kaiser 132
- Freiburg 85, 120, 124, 250, 274, 276
- Friedrich, Jörg, Historiker 9
- Friedrichshafen 229, 233, 240, 243, 245
  - Flugzeugbau Friedrichshafen 243
  - Luftschiffbau Zeppelin 243
  - Maybach-Motorenbau 243
- Fröningen/Elsass 278
  
- Gaildorf 40 f., 51, 53, 73, 131 f., 161 f., 164 f., 173, 196
  - Gebäude
    - – Bahnhof 161
    - – Bezirkskrankenhaus 161
    - – Vereinslazarett 159, 169
  - Oberamt 41
  - Personen
    - – Arnold, Schutzmann 169

- – Bauer, Privatiers Wwe. 164
- – Bühl, Karl, Apotheker 164
- – Bühler, Geschw., Bildhauer 73
- – Eisenhut, Finanzrat 164
- – Ellinger, Stadtpfleger 162
- – Fink, Forstmeister 164
- – Hayet, Theodor, Kaminfeger 164
- – Herold, Kaufmann 164
- – Kober, Forstmeister 164
- – Krause, Heike 40
- – Lustenauer, Wilhelm, Fabrikant 164
- – Majer, Frau Regierungsrat 168
- – Majer, Sophia 168
- – Noller, Oberamtspfleger 168
- – Pfizer, Bankkassier 164
- – Pückler, Graf 164
- – Schwend, Druckereibesitzer 165
- – Steuer, Bezirksfeldwebel 165
- – Stierlin, Dr. Reinhold 161
- – Strenger, Oberrentmann 165
- – Tag, Katastergeometer 165
- – Teufel, Oberamtsarzt 165
- – Weiß, Stadtvikar 162
- – Weller, Polizeiwachtmeister 169
- Gaisberg 136
- Gateshead 297
  - Dümmler, Friedrich 297
- Gauck, Joachim, Bundespräsident 10
- Geberschweier/Geberschwyr 273 f., 279, 282
  - Alfreda, Schwester 279
  - Benedikte, Schwester 279
  - Delphina, Schwester 279
  - Paul, Pater 279
  - Sankt Markus 273 ff., 279
  - Weber, Hubert, Knecht 279
- Geislingen 233
- Geislingen s. auch Braunsbach
- Generalkommando, aktives 183
- Generalkommando, stellvertretendes 183, 224, 226, 231, 233 f., 236, 238, 251 f., 244 f.
- Generalstab, Großer 228, 230
- Generalstab, stellvertretender 230, 240
- Genf 143, 159, 161, 302
- Genua 189
- Gerabronn 41, 162, 165, 174, 309
  - Gewerbebank 174
  - Oberamt 41
- Gerbéviller 33
- Gethsemane 100
- Goebbels, Joseph 130
- Göppingen 73, 233
  - Grupp, Bernhard, Bildhauer 73
- Göring, Hermann 130
- Golgatha 100
- Gotha 299
- Groener, Wilhelm, General 85
- Großbritannien 82, 291 ff., 295 f., 300, 303, 312, 318, 320
- Großer Belchen 36
- Großgartach s. Leingarten
- Grün = Green 318
- Gründelhardt s. Frankenhardt
- Grupp, Bernhard s. Göppingen
- Haag s. Den Haag
- Haase, Reichstagsabgeordneter der USPD 246
- Habsburg 271
  - Franz-Ferdinand von, Thronfolger 132, 271
- Hagenau/Elsass 276, 281
- Halle/Saale 285
- Hannover 292
- Hari, Mata, Spionin 213
- Harrogate 295
  - Bousfield, Roy 295
- Hartmannswellerkopf 8, 277
- Hegelmaier, Leopold, Major d. L. 228, 236
- Hegenheim/Elsass 280, 282
- Heidelberg 289
- Heigelin, Kriegsgerichtsrat 228
- Heilbronn 44, 174, 287, 316
  - Reservelazarett 174
- Heiligkreuztal 98
- Heimatschutz 57
- Heinzmann = Hinesman 318
- Hellfranzkirch/Elsass 278
- Herkules 57, 74
- Herrenberg 233
- Herrlisheim/Elsass 278
- Herzegowina 133
- Hindenburg, Paul von, Generalfeldmarschall 85, 94, 127, 168, 232, 262
- Hinzelin, Emile 29
- Hitler, Adolf 94, 117 f., 128, 139
- Hohebach s. Waldenburg
- Hohenlohe 253, 291 ff., 302, 309, 313, 316, 320
- Hohenlohekreis 41, 69
- Hohenlohe-Langenburg 162
- Hohenrein = Hall = Ross 318
- Hohenzollern 287
- Hollenbach s. Mulfingen
- Horburg/Elsass 274
- Hoyos 127
- Hügel, Otto von, General 183, 225
- Hüsseren-Wesserling/Elsass 277
  - Moyses, Eduard, Pfarrer 277

- Hull 315  
 Husser, Philippe 283
- Igersheim 40 f., 65, 67, 77  
 – Dallmann, Ulrich 40, 67  
 Illfurt/Elsass 278  
 Ilshofen 266, 317  
 – Brunner, Friedrich 317  
 – Gronbach, Metzger 317  
 – Söllbot 317  
 Ingelfingen 41, 43, 51, 69 f.  
 – Eberstal 41, 69  
 – Hermutshausen 43 f., 70  
 – Stachenhausen 51, 70  
 Irische See 310, 313  
 Irland 295  
 Ischl 132  
 Italien 65, 289
- Jagst 304, 316 f.  
 Jagstkreis 233  
 Japan 219, 320  
 Jean, Jean-Pierre 25  
 Jeanne d'Arc 15 f., 29  
 Jerusalem 146  
 Jesus 146  
 Joffre, franz. General 273  
 Johanna von Orléans s. Jeanne d'Arc  
 Johannes Evangelist 146  
 Jost, Wilhelm Hermann, Bildhauer s. Stuttgart  
 Jungholzhausen 296
- Kalifornien 316  
 Karl der Große 16, 46  
 Karpaten 276  
 Kassel 231  
 Kehl 281  
 Keil, Wilhelm, SPD-Politiker 267  
 Kellermann = Kaye 318  
 Kennan, George Frost, US-Diplomat 79, 97  
 Kessler, Harry Graf 210  
 Kiel 132  
 Kingston upon Hull 315  
 – Biermann, Julie, vh. Hohenrein 315  
 – Friedrich, Metzger 315  
 – Hohenrein, Charles Henry 315  
 – Hohenrein, Georg Friedrich 314  
 – Hohenrein, Georg Wilhelm 315  
 – Hohenrein, Katharina Christine 315  
 Kirchberg/Jagst 51, 66, 68, 73  
 – Dörrmenz 51, 68, 73  
 – Heinz, Erwin, Bildhauer 66  
 Kirchheim/Teck 233
- Klaiber, Rudolf s. Stuttgart  
 Klein, Finanzamtman 229  
 Knockaloe Camp 306, 310, 313  
 Knorr 180  
 Koblenz 128  
 – Ehrenbreitstein, Festung 128  
 Kocher 168, 308, 317  
 Kocherstetten s. Künzelsau  
 Kochertal 287  
 Köln 64, 88, 242 f.  
 Königsberg 128  
 Kohl, Helmut, Bundeskanzler 35  
 Kollwitz, Käthe 93  
 Kollwitz, Peter 93  
 Krauthelm 41, 67  
 – Oberginsbach 41, 67, 70  
 Kressbronn 233  
 Kriegsernährungsamt 166, 198 f., 202  
 Kronprinz, Feste 17  
 Krumeich, Gerd, Historiker 8  
 Kruth/Elsass 279  
 – Pascalline, Schwester 279, 314  
 Künzelsau 40 f., 48, 69 f., 98, 221, 294, 303, 315  
 – Oberamt 41  
 – Ortsteile  
 – – Belsenberg 306  
 – – Kocherstetten 48 f., 65, 70, 304  
 – – Mäusdorf 317  
 – – Vogelsberg 49  
 – Personen  
 – – Beez, Ludwig, Bildhauer 69 f.  
 – – Biermann, Julie, vh. Hohenrein 315  
 – – Burkert, Heinrich 317  
 – – Hohenrein s. auch Kingston upon Hull und Würzburg  
 – – Hohenrein, Georg Friedrich 315  
 – – Kraut, Stefan, Archivar 40  
 – – Meyer, Katharina Christine, vh. Hohenrein 315  
 – – Seitz, Metzger 307  
 Kupferzell 53, 70  
 – Köberer, Bildhauer 70
- Landesamt für Denkmalpflege 64, 75  
 Landeskartoffelstelle 198  
 Landespolizeiamt 231  
 Landespolizeizentralstelle 220, 222, 224, 278 f., 334  
 Landespreisstelle 199  
 Langemarck 140  
 Langenargen 233  
 Langenburg 162 f., 172, 175, 313

- Gebäude
- – Gemeindehaus 162
- – Kleinkinderschule (Leopoldinum) 163
- – Vereinslazarett 172
- Leopoldinenverein 175
- Ortsteile
- – Oberregenbach 304, 309 f.
- – Unterregenbach 175, 317
- Personen
- – Beck, Albert 163 f., 175
- – Broß, Stadtschultheiß 164, 175
- – Haffner, Dr. 163 f.
- – Hollenbach, Familie 316
- – Leopoldine, Fürstin 162 f.
- – Pfäfflin, Dekan 164
- – Rößler 163
- – Rutsch, Annie 309 ff.
- – Rutsch, Ernst 309 f.
- – Rutsch, Rösle, geb. Kimmich 309
- – Schmid, Friedrich 163
- – Schönhut, Dekan 164
- – Ulm, Metzger 317
- Lauch (elsäss. Fluss) 277
- Lauer, Amtsrichter 229, 233
- Laufen am Kocher 168
  - Bubeck, Hauptlehrer 168
  - Volksschule 168
- Lazarus (bibl. Gestalt) 144
- Lebrun, Albert, frz. Präsident 25, 29
- Lechner, Volksschullehrer 272
- Leingarten
  - Großgartach 171
  - – Gmelin, Dr., Pfarrer 171
- Leipzig 123, 285, 289
- Lenin 280
- Leonhard, Jörn, Historiker 9
- Levering, Oberstleutnant 229 f.
- Ley, Robert 130
- Leyen, Ursula von der 30
- Liebig 180
- Ligue de Souvenir 23
- Lingekopf/Elsass 277
- Litauen 279
- Litherland Park 303
  - Dimler, Wilhelm 303
- Liverpool 303 f., 309, 312 ff.
  - Deane, Christian = Dietz, Christian
  - Dietz, Christian 312 ff.
  - Dietz, Margarete, geb. Albrecht 312
  - Dietz, Rudolph Erich 313
  - Moss, Christopher 312 ff.
  - Reising, Familie 303
  - Reising, Frederick 304
- Rutsch, Heinrich / Rudge, Henry 304, 309
- Yaag / Jaag, Familie 304
- London 294, 297, 299, 305, 308, 316
  - Dietz, Charles 300
  - Ickinger, Friedrich 305, 308
  - Riedling, Wilhelm 294
  - Schuch, Friedrich 297
- Longuyon 33
- Longwy 17, 25
- Lorraine, Region 35
- Los Angeles 316
  - Batrel, Jean 316
- Lothringen 11 ff., 16 f., 19 f., 22, 24, 36, 150
- Ludendorff, Erich, General 85, 93
- Ludwigsburg 221
- Lukas, Evangelist 146
- Lunéville 23
  - Keller, Emile Georges, Bürgermeister 23
- Lusitania 302 f., 306, 309
- Luxemburg 16 f., 20
- Lyautey, General 29
- Maas 18, 20 f.
- Maastal 16
- Mäusdorf s. Künzelsau
- Maggi 180
- Main 198
- Mainhardt 56, 288
- Main-Tauber-Kreis 41, 75
- Mainz 28
- Man, Isle of 306, 309, 315
- Mann, Thomas 97, 117 f., 127, 140
- Mannheim 205
- Manzell 233
- Marchtaler, Otto von, General, württ.
  - Kriegsminister 226 f., 231, 233, 235, 245
- Maria, Jungfrau 31
- Marienkirch 274 (ob Markirch ?)
- Marin, Louis, Abgeordneter 29
- Markirch / Ste. Marie-aux-Mines 273
- Marneschlacht 280
- Marokko 15, 300
- Marsal 17
- Martin, Offiziersanwärter 277
- Mathieu, Kardinal 17
- Maud-Huy, General 25
- Maulbronn 98 f.
- Meinecke, Friedrich 122
- Meinikheim = Mynekhyme 318
- Mendelsohn und Co., Bankhaus 137 f.
- Mercier, René, Redakteur 21 f., 24
- Mergentheim 39, 42, 57, 63, 65, 68, 76, 131 f., 137, 161

- Gebäude, Plätze
- – Deutschordensmuseum 40, 60
- – Deutschordensplatz 59
- – Marienkirche 40, 58
- – Marktplatz 63
- – Progymnasium 135
- – Reservelazarett 161
- – Spital 59
- – Stadtarchiv 40
- – Synagoge 60 f.
- – Töchterinstitut Sct. Bernhard 40
- Organisationen, Vereine, Institutionen
- – Altkreis 41, 75
- – Israelitische Religionsgemeinschaft 61
- – NSDAP-Ortsgruppe 63
- – Oberamt 41
- Ortsteile
- – Münster 59
- – Wachbach 53, 76
- – – Melber, Schultheiß 53
- Personen
- – Feile, Peter, Bildhauer 65, 67, 70, 77
- – Fischer, Max, Stadtpfarrer 63
- – Friesinger, Ludwig, Bildhauer 76
- – Kuenzlen, Albert, Bürgermeister 63
- – Rein, Elfriede 40
- – Schmidt, Christine 40
- Messina 109
- Metz 12, 14, 17, 20, 24 f., 27 ff., 30, 34, 36
- Meurthe (Departement) 13
- Meurthe-et-Moselle (Departement) 11, 13, 21, 23
- Meuse (Departement) 11, 12, 19
- Michaelis, Georg, Reichskanzler 246
- Michelfeld 266
- Michelin 36
- Middelsbrough 297
- Mirman, Léon, Präfekt 23, 29
- Mitterrand, François, frz. Präsident 35
- Mögerle = Mogerley 318
- Mörchingen / Morhange 37
- Moltke, Helmut von., d. J. 124
- Mommsen, Wolfgang J. 88
- Montmédy 17
- Mosel 18, 37
- Mosellane 11
- Moselle (Departement) 11, 13, 30, 34
- Moseltal 16
- Mozart 290
- Mühlebach/Elsass 278
- Mülhausen / Mulhouse 136, 271 f., 274 f., 278
- Pfarrei St. Josef 278
- München 128, 140
- Münkler, Herfried, Historiker 9
- Münsingen 233
- Münster/Elsass 273
- Münstertal/Elsass 277 f.
- Mulfingen 64, 68, 70
- Hollenbach 56 f., 64, 68, 70
- Keller, Steinhauer 70
- Muntzenheim/Elsass 173
- Musselburgh/Schottland 296
- Kümmerer, Metzgergeschäft 295
- Nagelsberg 294
- Naher Osten 7, 79
- Nancy 9, 11, 15, 19 f., 23, 26 f., 29 ff., 34
- Adam, Charles, Rektor der Universität 29
- Collège 34
- Parisot, Robert, Prof. f. Geschichte in Nancy 11
- Simon, Gustave, Bürgermeister 23, 29
- Turinaz, Charles-François, Bischof 26
- Napoleon 299
- Nationaler Frauendienst 86
- Neckar 242
- Neckarkreis 233
- Neckartal 276
- Neuenstein 46
- Eschelbach 305
- Neues Tagblatt 166
- Neuweiler bei Hegenheim/Elsass 280, 282
- Birsinger, Eugène 280, 282
- Newcastle upon Tyne 307
- Cook, Frederick 307
- Cook, Rosa 307
- Newton, Douglas, Historiker 9
- New York 316
- Nibelungenlied 46
- Nicolai, Walter, General, Geheimdienstler 218, 230, 247
- Niederlande 308
- Niedermoschwiller/Elsass 278
- Niederstetten 42 f., 52, 68, 77
- Herrenzimmern 52, 65, 77
- Vorbachzimmern 42 f., 77
- Niessen, François, Lehrer 14
- Noisseville 14
- Nomeny 20, 33
- Norddeutschland s. Deutschland
- Nordsee 307
- Nordwürttemberg s. Württemberg
- North Shields 297
- Nürtingen 233

- Ober-Elsass 272  
 Oberginsbach s. Krautheim  
 Oberndorf 233, 242  
 Oberregenbach s. Langenburg  
 Oberrot  
 – Frankenberg 168  
 Odern, Pass 272  
 Oedheim 317  
 – Kircher, Karl 317  
 Öhringen 41, 46, 49, 55, 64, 71, 131 f., 254,  
 288, 302, 305, 317  
 – Oberamt 41  
 – Ortsteile  
 – – Baumerlenbach 56, 64, 71  
 – – Ohrnberg 46, 71, 308, 317  
 – Personen  
 – – Ickinger, Marie 317  
 – – Pfisterer 317  
 – – Röger 317  
 – – Schäfer 317  
 – – Schneider 317  
 – – Stransky, Frank 302, 317  
 – – Utz 317  
 – Stiftskirche Peter und Paul 49  
 Ölbronn 160  
 Österreich 121, 128, 230  
 Österreich-Ungarn 79, 82, 233, 242  
 Ohrnberg/Kocher s. Öhringen  
 Oise 22  
 Orléans 15  
 Orléans, Jungfrau von 15  
 Osmanisches Reich 79, 81  
 Osteuropa s. Europa  
 Ostfront 276  
 Ostpreußen 90, 138  
  
 Paderborn 136  
 Paris 14, 17 f., 27, 122, 280, 315  
 Pau, General 29, 273  
 Petersen, Elly 86  
 Pfalzburg / Phalsbourg 17  
 Poincaré, Raymond, frz. Präsident 19, 27, 132,  
 272  
 Polen 280  
 Ponsonby, Lord 23  
 Poplar 305  
 Potsdam 132  
 Preußen 14, 201 f., 231, 276, 299  
 Princip, Gavriilo, Attentäter 132  
  
 Raboldshausen s. Blaufelden  
 Radbruch, Gustav, Rechtshistoriker 127  
 Rappach s. Bretzfeld  
  
 Ravensburg 233  
 Redl, Alfred, Oberst, Spion 211  
 Reichenweier / Riquewihir 271  
 – Hugel, Emile 271  
 Reich-Ranicki, Marcel 117  
 Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 62  
 Reichsbund der Kriegsbeschädigten 60  
 Reichsfleischstelle 198  
 Reichsgetreidestelle, -gesellschaft 196, 198  
 Reichskartoffelstelle 198  
 Reichsprüfstelle für Vieh 202  
 Reichstag 221, 261  
 Reinsberg s. Wolpertshausen  
 Reisig = Roberts 318  
 Reiter, Janusz, poln. Diplomat 9  
 Reutlingen 233  
 Rhein 11, 27 f., 273, 276, 281  
 Rheinebene 273  
 Richert, Dominik, elsäss. Bauer und Autor  
 272 f., 275, 280 f.  
 Riedlingen 98  
 Rieger, Landesrabbiner 50  
 Riehl, Alois, Philosoph 122  
 Roethe, Gustav, Germanist 122  
 Roland, Ritter 46  
 Rom 65  
 Rosengarten 73  
 – Bratz, Friedrich, Architekt 73  
 – Westheim 56, 73 f., 266  
 Rot am See 40, 48, 66, 74  
 – Lutz, Karl 66  
 – Menikheim, Beate 40  
 – Schübler, Herbert 40, 66  
 Rotes Kreuz (Deutsches) 144, 147, 149 f.,  
 185 f., 289, 307  
 s. auch Württembergischer Landesverein  
 Roth, Ulrich 10  
 Rothenburg ob der Tauber 40, 66, 71, 76  
 – Beykiefner, Bildhauer 71  
 – Meder, Georg, Bildhauer 76  
 – Möhring, Helmut 40  
 – Ortel, Johannes, Bildhauer 66  
 – Tarokic, Angelika 40  
 Rotherham 298  
 – Schönhut, Metzgerei 298  
 – Schonhut, Frederick 299  
 Rottenburg, Diözese 62, 98  
 Rottweil 233, 286 f., 242 f.  
 – Köln-Rottweiler Pulverfabrik 242 f.  
 Rouen 15  
 Rouette, Susanne 85  
 Rühlmann, Paul, Pädagoge 18  
 Rufach / Rouffach 274

- Rumänien 276, 289  
 Runtzenheim 271  
 – Sigwalt, Charles, Pfarrer 271  
 Ruppertshofen 295  
 – Ziegler, Georg Friedrich 295  
 Russland, Russisches Reich 79, 82, 90, 131, 217, 219, 275 f., 280 f., 289, 300
- Saarlouis / Sarrelouis 17  
 Saarrevier 18  
 Sachsen-Coburg 299  
 Saint-Dié 15, 26, 36  
 – Foucault, Gabriel, Bischof 26  
 Saint-Mihiel 20, 37  
 Samuel, Prophet 50  
 Sand bei Benfeld/Elsass 282  
 – Hauss, Eugène, Pfarrer 282  
 Sankt Ludwig/Elsass 276  
 St. Petersburg 132  
 Sankt Ulrich/Elsass 275  
 Sarajevo 118, 121, 132, 266  
 Saratow, Zwangsarbeitslager 65  
 Sauerteig, Lutz 90  
 Schaefer, Paul von, General 183, 226 f., 230, 233 f., 244 f.  
 Scheler, Max 127  
 Scheppach s. Bretzfeld  
 Scherweiler/Elsass 282  
 – Frey, Alphonse 282  
 Schiller, Friedrich 109  
 Schillingsstadt/Baden 162  
 – Müller, Friedrich, Landwehrmann 162  
 Schirmeck 152, 273  
 Schirrhein bei Hagenau 276  
 Schlettstadt / Séléstat 281  
 – Hurstel, Paul, Stadtschreiber 281  
 Schlieffen-Plan 20  
 Schmidt = Smith 318  
 Schmidt, Stephan, Historiker 9  
 Schmitthener, Paul 65  
 Schneider = Taylor 318  
 Schönhut = Sinclair 318  
 Schöntal 7, 9 f., 97 ff., 101, 109 105, 108, 112, 113  
 – Frasch, Ephorus 105, 108, 110  
 – Schmahl, Seminarist 112  
 Schottland 295 f., 312  
 Schrozberg 297, 312, 316 f.  
 – Albrecht, Margarete, vh. Dietz 312  
 – Albrecht, Walter 312  
 – Bartelmeh, Alfred Leonhard 316  
 – Gütbach 316  
 Schürle = Shirley 318
- Schuster, Felix, s. Stuttgart  
 Schwaben 242, 286  
 Schwäbisch Gmünd 51, 65, 72, 179, 189, 194, 196, 199 ff., 204  
 – Becker, Gemeinderat 201  
 – Christlicher Metallarbeiterverband 199  
 – Fehrle, Jakob Wilhelm, Bildhauer 51, 65, 72  
 – Schmid, Gemeinderat 201  
 – Spar- und Konsumverein 200  
 – Zehnder, Gemeinderat 194, 200  
 Schwäbisch Hall 40 f., 44, 48, 56 ff., 67 f., 74, 119, 131, 134, 147, 153 f., 158, 160, 165 f., 170 f., 173 ff., 249 f., 252, 265, 267, 270, 285, 289, 306 f., 309, 311 f.  
 – Gebäude, Firmen  
 – – Armen- und Krankenhaus 156, 173 f.  
 – – Bahnhof 135, 287  
 – – Brenzhäuser 154 f., 156  
 – – Comburg 285  
 – – Diakonissenhaus, -anstalt 154 ff., 156, 175  
 – – Doecker-Baracke 157, 174  
 – – Friedrich Gross jr. AG 260  
 – – Grossag 252, 258 f., 262, 269  
 – – Großcomburg 266  
 – – Johanniter-Krankenhaus 155, 167  
 – – Kinderhort 270  
 – – Michaelskirche 124 f., 286  
 – – Mutterhaus 166  
 – – Nikolai-Haus 156  
 – – Nikolai-Kapelle 265  
 – – Rathaus 257, 286  
 – – Solbad 257  
 – – Solbadhotel 285  
 – – Spinnerei Held und Teufel 154, 166  
 – – Städtisches Krankenhaus 155 f., 165 f.  
 – – Vereinslazarett 174  
 – Organisationen, Vereine, Institutionen  
 – – Frauenverein 263  
 – – Jugendwehr 255 f., 288  
 – – Kommission zur Beschaffung von Kartoffeln und Fischen 265  
 – – Landkreis 41, 71, 295  
 – – Oberamt 251, 260  
 – – Rotes Kreuz, Bezirksverein 156, 255  
 – – Vaterlandspartei 267  
 – Ortsteile  
 – – Breitenstein 309  
 – – – Kübler, Heiner 309 f.  
 – – Eltershofen 309  
 – – Gailenkirchen 48, 67, 74  
 – – – Wütherich, Ortsvorsteher 48  
 – – Gelbingen 316

- – Gottwollshausen 309
- – Hesselental 46, 75
- – Steinbach 171, 286
- – Sülz 309
- – Tullau 266
- Personen
- – Abert, Hermann, Professor und Hauptmann d. L. 285 ff.
- – Baur, Anton, Fabrikant 154
- – Benz, Wilhelm, Stadtbaumeister 74
- – Dierolf, Bäcker 174
- – Dürr, Dr. Eugen 154
- – Dürr, Dr. Richard 154
- – Elsässer, Dr. Karl 154, 158
- – Gross, Friedrich jr. 258 ff.
- – Heimann, Dr. Moses 154 f.
- – Hegelmaier, Leopold, Major d. L. 228
- – Hirzel, Oberstleutnant 255
- – Jaeger, Dr. Max 154
- – Kimmich, Rösle, vh. Rutsch 309
- – Kress, Rosa, vh. Kuch 307 f.
- – Maisch, Dr. Andreas, Archivar 40
- – Merz, Sophie 263
- – Pfeilsticker, Dr. Otto 157, 173
- – Rembold, Dr., Rechtsanwalt 158
- – Rößler, Friedrich 309
- – Rückert, Krankenhausköchin 174
- – Sacco, Maria 171
- – Sieber, Metzger 306
- – Stihler, Daniel, Archivar 40
- – Süßkind, Dr. Paul 158
- Schwäbischer Merkur 166
- Schwarzwald 198
- Schweiz 144, 242 f., 275, 279
- Seligental 98
- Sennheim / Cernay 274
- Sepsi-sat-Györy 276
- Serbien 121, 127, 134
- Séré de Rivière, General 17 f.
- Sheffield 298
  - Funk, Georg 298
- Siegfried-Linie 80
- Sindelfingen 242
  - Daimler-Werke 242
- Sion (Berg in Lothringen) 17
- Société Erckmann-Chatrien 25, 29
- Söllbot s. Ilshofen
- Somme 22, 94
- South Shields 297, 306
  - Hertrich, Johann 306
  - Seitz, Metzger 306
  - Sieber, Friedrich 306
- Souvenir Français 14, 25
- Sozialdemokratische Partei, SPD 121, 125 f., 128, 264, 268
- Spindler, Charles, Maler 272, 281 f.
- Steinkirchen s. Braunsbach
- Steinmeier, Walter, Außenminister 10
- Stenger, Offizier 276
- Stobs Camp 312 f.
- Straßburg / Strasbourg 9, 14 f., 27 f., 271, 273, 278, 281
  - Seitz, Thomas 282
- Ströbel, Theodor von, General 226
- Stuttgart 40, 50, 64 f., 69, 74, 76, 98, 128, 172, 179, 183, 199, 216, 219 f., 221 f., 226, 277, 283, 286, 289 f., 242, 245, 250, 285, 290
  - Gebäude, Firmen
  - – Daimler-Werke 242
  - – Schloss 128
  - Organisationen, Vereine, Institutionen
  - – Freie Jugendorganisation 245
  - – Hauptstaatsarchiv 40, 179
  - – – Bolsinger, Judith 40
  - – – Mährle, Wolfgang 40
  - – Heeresarchiv 40
  - – Landesamt für Denkmalpflege 40
  - – – Blaschka, Marina 40
  - – – Stadtdirektion 219, 221
  - – Städtische Polizeidirektion 222
  - – Technische Hochschule 65
  - Ortsteile
  - – Untertürkheim 243, 245
  - Personen (sonstige)
  - – Abert, Johann Josef, Hofkapellmeister 285
  - – Elsaesser, Martin, Prof. 56 f., 64, 71, 73
  - – Fritz, Wilhelm, Architekt 74
  - – Harster, Dr. Theodor 221 f.
  - – Jost, Wilhelm Hermann, Bildhauer 51, 64 f., 72, 76
  - – Klaiber, Rudolf, Polizeipräsident 216, 221, 229, 232, 234 f., 286
  - – Lutz, Rudolf, Architekt 69
  - – Machtold, Gebr. 71
  - – Mössinger, Adolf, Architekt 69
  - – Natter, Max, Bildhauer 74 f.
  - – Schuster, Felix, Prof., Architekt 57, 64, 70 f.
- Südamerika s. Amerika
- Süddeutsche Zeitung 166
- Süddeutschland s. Deutschland
- Südosteuropa s. Europa
- Südwestafrika 137
- Sunderland 297
- Sundgau 273

- Supper, Auguste 110  
 Supper, Walter, Denkmalpfleger 65, 67
- Taddey, Gerhard, Historiker 10  
 Tagolsheim/Elsass 278  
 Tauber 62  
 Thann/Elsass 272  
 Thur (elsäss. Fluss) 277  
 Tortilowitz von Batocki-Friebe, Alfred 199  
 Toul 11, 18, 20  
 Trier 276  
 Troeltsch, Ernst, Theologe 107  
 Tübingen 98, 100, 123, 221, 233, 237, 285
- Uhland, Ludwig 48, 50  
 Ukraine 276, 280  
 Ullmann, Hans-Peter 83 79  
 Ulm 225, 233, 236 f.  
 Ungarn 276  
 Unterheimbach s. Bretzfeld  
 Untermünkheim  
 – Enslingen 266  
 Unterregenbach s. Langenburg  
 Urach 98 f., 101 f., 233, 260  
 – Braun, August, Seminarist 101–105  
 – Eitle, Dr. Johannes, Ephorus 99  
 – Zinßer, Seminarist 104  
 – Frasch, K., Seminarist 106  
 – Lang, Karl, Seminarist 99 ff.  
 – Maier, Seminarist 105  
 – Pfahler, Seminarist, Grenadier 106  
 – Wenk, Walter, Seminarist 107  
 USA 302  
 USPD Unabhängige Sozialdemokratische  
 Partei 246, 264  
 Uxbridge 295, 299  
 – Struthers, Helen, geb. Schonhut 295, 299
- Vauban, Baumeister 17  
 Vellberg 48, 53 f., 56, 67, 75, 317  
 – Großbaldorf 48, 67, 75  
 – Stöckenburg 75  
 – Werner, Heiner 317  
 Verdun 12, 15, 20 f., 35, 37, 94, 276 f., 279  
 – Höhe 304 276  
 – Toter Mann 276  
 Vereinigung ehemaliger Kriegsgefangener 60  
 56  
 Versailles 30 f., 177, 282  
 Viktoria, englische Königin 299  
 Vinzenz von Paul 146  
 Viviani, frz. Ministerpräsident 16  
 Vogelmann = Birdman 318
- Vogesen, Vosges (Gebirge und Departement) 12 ff., 16, 18 f., 24, 32, 36, 273, 277  
 Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge 62
- Wachbach s. Mergentheim  
 Waiblingen 209  
 – Neustadt 209  
 Waldenburg  
 – Hohebach 307  
 Waldighoffen/Elsass 278  
 Wallonie 16  
 Wartburg 287  
 Weber, Max, Soziologe 8  
 Weikersheim 45, 75, 78, 190  
 – Laudenbach 75, 77  
 – Lutz, Friedrich, Bildhauer 75, 77  
 – Neubronn 45, 77  
 Weiler bei Weißenburg/Elsass 273, 281 f.  
 – Stemm, Paulette 282  
 – Wendel, Martin 281  
 Weill, Georges, Abgeordneter 29  
 Weimar 110, 123, 127, 129, 206, 260  
 Weingarten 233  
 Weinsberg 254, 288, 314  
 Weismann, Dr. Christoph, Pfarrer 285  
 Weißenburg/Elsass 14, 136, 281  
 Weißer See / Lac Blanc 274  
 Weizsäcker, Carl von, württ. Ministerpräsident 185
- Weser  
 – Niederweser 292  
 Westeuropa s. Europa  
 Westfront 12, 276, 280  
 Westheim s. Rosengarten  
 Westhofen/Elsass 276  
 – Bader, Madeleine 276  
 – Kohser, Georg(es) 276  
 Wettolsheim 274  
 Westpreußen 241  
 Wien 315  
 Wiesbaden 65  
 Wildbad 193 f.  
 Wilhelm II., Kaiser 91, 126, 132, 137, 209,  
 225, 300  
 Wilhelm II., König s. Württemberg  
 Winzenheim/Elsass 278  
 Wolpertshausen 319  
 – Cröffelbach 266  
 – Grün, Georg 319  
 – Hohenberg 319  
 – Reinsberg 316  
 Wolsk, Lazarett 65  
 Wood, Walter 301

- Wünsdorf 276  
 Württemberg 39, 53, 62, 97, 98, 139, 180, 182,  
   184, 188, 190, 194, 199, 201, 205 f., 209 ff.,  
   216, 218–222, 225, 232, 234, 238, 240,  
   242 ff., 246 f., 252 f., 267, 279 f., 292 f., 309  
 – Grafen  
   – – Wilhelm von Urach 280  
 – Könige, Königinnen  
   – – Charlotte 167  
   – – Friedrich 98  
   – – Wilhelm II. 168, 210  
 – Ministerium des Innern 220 f.  
 – Nordwürttemberg 307  
 Württembergischer Landesverein des Roten  
   Kreuzes 145, 149, 174  
 Württembergisch Franken 7, 9, 39, 43, 121,  
   292  
 Würzburg 76, 315  
   – Hohenrein, Else, vh. Bartelmeh 315 f.
- Hohenrein, Wilhelm 315  
 – Wörner, Anton, Friedhofsgärtner 76  
 Yorkshire 297  
   – Schumm, Karl H. 297  
 Ypern 100  
 Zabern/Saverne 272  
 Zentralpolizeistelle  
   – Berlin 231  
   – Kassel 231  
   – Ost 231  
   – Württemberg 218, 221, 228, 231 ff., 237,  
   240, 242  
 Zettler, Franz Xaver, Glasmaler 59  
 Zigeuner 221  
 Zillisheim/Elsass 278  
 Zossen 276

## Autoren und Mitarbeiter des Bandes

Prof. Dr. Philippe Alexandre, Université des Lorraine, UFR Langues et cultures étrangères,  
3, place Godefroy de Bouillon, 54015 Nancy cedex, [philippe.alexandre10@libertysurf.fr](mailto:philippe.alexandre10@libertysurf.fr)

Herta Beutter, Obere Herrengasse 15/1, 74523 Schwäbisch Hall, [Herta.Beutter@schwaebischhall.de](mailto:Herta.Beutter@schwaebischhall.de)

Dr. Christoph Bittel, Edelfinger Str. 24, 97980 Bad Mergentheim, [christoph.bittel@gmx](mailto:christoph.bittel@gmx)

Jörg Brehmer, Schenkenseestr. 25, 74523 Schwäbisch Hall, [brehmer.j@gmx.de](mailto:brehmer.j@gmx.de)

Dr. Ernst Breit, Am Markt 3, 74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Hermann Ehmer, Reinsburgstr. 103, 70197 Stuttgart, [hermann-ehmer@gmx.de](mailto:hermann-ehmer@gmx.de)

Prof. Dr. Gerhard Fritz, PH Schwäbisch Gmünd, Institut für Gesellschaftswissenschaften,  
Oberbettringer Str. 200, 73525 Schwäbisch Gmünd, [Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de](mailto:Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de)

Dr. h.c. Hans Hagdorn, Muschelkalkmuseum Ingelfingen, Schlossstr. 11, 74653 Ingelfingen,  
[info@ingelfingen.de](mailto:info@ingelfingen.de)

Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld, Falkenweg 4, 70839 Gerlingen, [gerhardhirschfeld@web.de](mailto:gerhardhirschfeld@web.de)

Reinhard Ilg, Schuhstraße 37, 72108 Rottenburg am Neckar, [reinhardilg@yahoo.de](mailto:reinhardilg@yahoo.de)

Monika Kolb, Postfach 11 04 53, 74507 Schwäbisch Hall, [M.Kolb@lrasha.de](mailto:M.Kolb@lrasha.de)

Herbert Kohl, Brahmsweg 11, 74523 Schwäbisch Hall, [Herbert.kohl@t-online.de](mailto:Herbert.kohl@t-online.de)

Dr. Daniel Kuhn, Veilchenweg 2, 74417 Gschwend, [danielkuhn@gmx.net](mailto:danielkuhn@gmx.net)

Dr. Wolfgang Mährle, Hauptstaatsarchiv, Konrad-Adenauer-Str. 4, 70173 Stuttgart,  
[wolfgang.maehrle@la-bw.de](mailto:wolfgang.maehrle@la-bw.de)

Dr. Armin Müller, Schützenstr. 2, 88212 Ravensburg, [a.mueller@dhbw-ravensburg.de](mailto:a.mueller@dhbw-ravensburg.de)

Prof. Dr. Claude Muller, Institut d'histoire d'Alsace, 9, place de l'université, F-67000  
Strasbourg, [claudemuller@unistra.fr](mailto:claudemuller@unistra.fr)

Dr. Hans Peter Müller, Sudetenweg 55, 74523 Schwäbisch Hall, [hahimue@gmx.de](mailto:hahimue@gmx.de)

Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Keckenhof 6, 74523 Schwäbisch Hall,  
[Armin.Panter@schwaebischhall.de](mailto:Armin.Panter@schwaebischhall.de)

Kurt Schreiner, Lenaustr. 12, 74613 Öhringen

Jana Wild, Adenauerstraße 10, 89542 Herbrechtingen, [wildjana@stud.ph-gmuend.de](mailto:wildjana@stud.ph-gmuend.de)

Karl-Heinz Wüstner, Hartmannweg 6, 74532 Ilshofen, [khwuestner@googlemail.com](mailto:khwuestner@googlemail.com)

